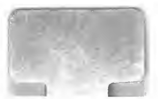

Neue metaphysische Rundschau




„Neue
Metaphysische
Rundschau"



NEUE METAPHYSISCHE RUNDSCHAU

Monatsschrift für philosophische, psychologische und okkulte Forschungen in Wissenschaft, Kunst und Religion

Herausgegeben von PAUL ZILLMANN

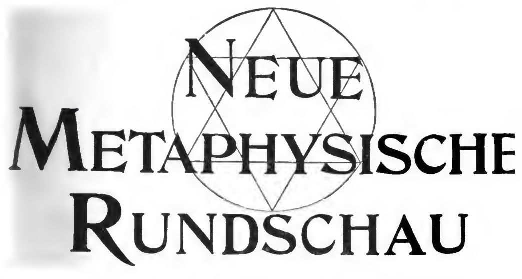
Monatlich ein Heft (1.20 Mk.). Halbjährlich ein Band (6.— Mk. Ausland 7.— Mk.)

Man abonniert **bei allen Buchhandlungen** oder direkt beim Verlag von
PAUL ZILLMANN, Gross-Lichterfelde bei Berlin

Band XI · Heft I 1904

INHALT:





MONATSSCHRIFT

für

philosophische, psychologische und okkulte Forschungen

in

Wissenschaft, Kunst, und Religion.

Herausgegeben von **Paul Zillmann.**
Professeur hon. à la Faculté des Sciences Magnétiques de Paris.

Band XI.

(6 Hefte).

Preis 6.— Mk.

Verlegt bei Paul Zillmann.
Gross-Lichterfelde bei Berlin
Ringstrasse 47a.

Inhalts-Verzeichnis

von

Band XI.



Immanuel Kant.

Religion ist Erkenntnis aller Pflicht als göttlicher Gebote. Sie geht also vor dem Glauben an das Dasein Gottes vorher, und die Moral führt zur Theologie in praktischer Absicht, ob sie zwar in theoretischer Rücksicht problematisch ist und bleibt.

Imm. Kant. 1793.

Band XI, 1. 1904.

> Dass der Geist des Menschen metaphysische Untersuchungen einmal gänzlich aufgeben werde, ist ebensowenig zu erwarten, als dass wir, um nicht immer unreine Luft zu schöpfen, das Atemholen einmal lieber ganz und gar einstellen würden. Es wird also in der Welt jederzeit, und was noch mehr ist, bei jedem, vornämlich dem nachdenkenden Menschen Metaphysik sein, die, in Ermangelung eines öffentlichen Richtmasses, jeder sich nach seiner Art zuschneiden wird. Nun kann das, was daher Metaphysik geheissen hat, keinem prüfenden Kopfe ein Genüge tun, ihr aber gänzlich zu entsagen, ist doch auch unmöglich, also muss endlich eine Kritik der reinen Vernunft selbst versucht, oder, wenn eine da ist, untersucht und in allgemeine Prüfung gezogen werden, weil es sonst kein Mittel gibt, diesem dringenden Bedürfnis, welches noch etwas mehr, als blosse Wissbegierde ist, abzuhelfen.
>
> Imm. Kant, Prolegomena.

Kant's Vermächtnis.

Zum Philosophen wird man durch die Fähigkeit, lauter Probleme dort zu sehen, wo der gemeine Kopf lauter Tatsachen findet. Schon, dass etwas sein könne ausser ihm, unabhängig von ihm, erstaunt den Philosophen bis zur schwermütig brütenden Nachdenklichkeit. Er fühlt sich Alles in Allem. Er verlässt sich allein auf sich selbst. —

Ein Phänomen des Erkennens ist Philosophie uns auf der Fläche. In ihrer Tiefe ist sie die Sehnsucht nach Weltaneignung. Der Mensch, als Philosoph, ist im Grunde so gesättigt vom Gefühle seiner Freiheit, seiner Unvergänglichkeit, dass alle dagegen schreiende Erfahrung ihm einen schmerzlichen Unglauben erregt, und dass er sich auf Schritt und Tritt aufgefordert fühlt, sein Besserwissen auszusprechen.

Hier nun beginnt die Gefahr der Philosophie, die Möglichkeit des jähen Umschlags aus der äussersten Vertrauensseligkeit in die äusserste Verzweiflung. Eine Gefahr, der sie nahe daran war, zu erliegen, wenn ihr nicht, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ein mächtiger Wender ihrer Not erstanden wäre, Immanuel Kant, der zum ersten Male den Versuch machte, weder dogmatisch noch skeptisch zu verfahren; sich gegen die Welterfahrung weder zu verstocken, noch sie resignirt in aller ihrer Wankelmütigkeit hinzunehmen mit demütiger Unterwerfung. Sondern, der zwar noch mit der Geberde schüchterner Zurückhaltung, aber mit bescheidener Entschiedenheit das unberechenbare Weltkind der Sinneserfahrung bei sich aufnahm; und der, sich auf die Disziplinirung dieses spröden Wesens einschränkend, sich aller Ansprüche auf vermeintlich höheren Beruf entschlug.

Es ist das erste, langsame, halb noch widerwillige Wegwenden des Blicks vom Traumbild einer holderen Jenseitigkeit. Es ist die erste, noch herb schmeckende Hoffnung auf blutechte Wirklichkeit des Selben, was man vordem hinter die Welt verlegt, oder worauf man in allen Graden der Skepsis verzichtet hatte.

Dass alles Endliche ein Irrtum, ein Traum und Abdruck, höchstens ein Gleichnis sei, ist der Gesang aller Zeiten. Vielleicht gab es einmal eine so göttliche Gesundheit des Lebens, dass man nicht erst über die Welt und in Märchenphantasien oder zur Kunst zu flüchten brauchte, um das ewig Wirkliche gewahr zu werden — es klingt uns heute wie Mythologie. Jedenfalls hat man sich sehr früh pathologisch zum Wirklichen gestellt, indem man entweder gegensätzliche Ideale bildete oder allen Idealen entsagte.

Den Anfang des Endes dieser langen Quälerei bedeutet uns Kant, der den Geist gesetzgebend für die Erfahrung, ihn ihren Schöpfer sein liess. Die Dignität der Erfahrung stieg hierdurch beträchtlich. War es auch erst ein Anfang mit allem Aechzen und Krächzen mühseliger Beladenheit, so war nun zu hoffen, dass von dorther eine unerhörte Gesundung nicht nur der Theorie, dieser belebenden Atmosphäre der Praxis, sondern der Praxis selbst in immer tieferem Durchgreifen sich anhebe. Denn hier erschien eine junge Art der Resignation, welche sich ebenso streng den Luxus des Ausschweifens in's Imaginäre wie den armseligen Geiz des Klebens am puren Sinnlichen ein und alle mal verbat. Eine Resignation, welche doch Raum liess für ein ungeheneres Problem, vor dem sich Kant selbst den Finger auf die geschlossenen Lippen drückte, und das mit der ganzen Zukunft schwanger geht. —

Von Cartesius rührt in der Metaphysik das ernstliche Streben nach Gewissheit her. Zu loben ist hier, wie bei Anfängern, in der Regel nicht viel mehr als der redliche Wille. Aber schnell war das pou sto bei der Hand. Vor lauter Bäumen sah man kaum den Wald, vor lauter Begriffen kaum die Welt. Man unterschied das denkende Subjekt und das körperliche Objekt und stritt über die Abgrenzung der Kompetenzen. Es schien nicht gelingen zu können, des Objekts habhaft zu werden, ohne entweder es subjektiv zu beeinträchtigen oder die subjektiven Ansprüche zu mindern. Man erfand sich, um die Übereinstimmung denken zu können, die sonderbarsten, scharfsinnigsten, fast aberwitzigen Theoreme. Bald sollten Subjekt und Objekt identisch sein, Attribute, verschiedene Seiten derselben Substanz. Bald war Gott der Ort, wo sie eigentlich harmonierten; nachdem der influxus physicus nicht mehr Stich gehalten hatte. Wieder waren verschiedene Arten zu ersinnen, auf welche sie in Gott harmonieren könnten: war's durch göttliche Hilfsbereitschaft in jedem Augenblick? Oder war es würdiger, dass Gott in

einem Augenblicke ewiger Prädestination die Harmonie entgültig besiegelte?

Diesen Wagnissen gemeinsam ist die unkritische Arglosigkeit gegen das denkende Subjekt mit seinen Begriffen. Den Finger in diese Wunde legte John Locke. In der Schule Bacons, des Begründers der Physik, des Wirklichkeitsfanatikers, und in der des Materialisten Hobbes wohl vorbereitet, gegen das Subjekt auf seiner Hut zu sein, brachte er die Neigung mit sich, dessen Immaterialität anzuzweifeln. Jedenfalls erhält es zu allen Begriffen den Anstoss von aussen. Überhaupt stammt alle echte, allgemein gültige, notwendige Erkenntnis von aussen: hier brach sich die Willkür des Subjekts an Realien, an denen es nicht einmal in Gedanken etwas ändern konnte.

Antipodisch entgegen trat der Alles subjektivierende Berkeley. Sinnreich zu vermitteln suchte Leibniz, einer der liebenswürdigsten und erfinderischsten Geister. Aus einer Welt schuf er eine Harmonie zahlloser Welten, die sich durch göttliche Fügung zum Reigentanze zusammengeschickt haben. Einer solchen rein geistigen Weltmonas ereignete sich das materiell Gegenständliche durch eine Art perspektivischen Um- und Herabblickens auf die Gesamtheit der übrigen. Das Aeusserliche war ein Summationsphänomen, ein Konglomerat aus geistigen Elementen. —

So weit war das Problem bis zu Kant gediehen. Überall war man darauf aus, den Dualismus des Aussens und Innens zu überwinden, den Riss der Weltglocke, deren blechernes Geklapper statt des Klanges man längst vernahm, auszuheilen. Man war voller Zuversicht: Mit ein paar Dogmen, mit dem Deus ex machina glaubte man Alles geleistet. Denn das war es eben, dass Niemand den Mut besass, die gefährliche Kluft wirklich klaffen zu lassen, die man längst vor Augen sah. Der Riss drohte durch das Leben selber zu gehen. Und ohne sich überhaupt gründlich zu den Extremen entschlossen zu haben, behalf man sich schon mit allerhand Vermittelungen.

Aber Hume hatte bereits mit schwerem Finger an ein Problem gerührt, welches schon die Zündschnur zur Mine Kant's in Brand setzte, die hernach alle jene metaphysischen Luftschlösser gewaltig auffliegen liess. Hume wunderte sich, dass wir manches instinktiv besser und früher wüssten, als es erfahren — vielmehr, als es überhaupt nie und nimmer mit rechten Dingen erfahren werden konnte. Nach einigem bedenklichen Kopfschütteln entschied er sich, es sei vielleicht eine mehr nützliche als auf Wahrheit beruhende, jedenfalls tief eingewurzelte Angewohnheit. Mit unvergleichlich denkkräftigerem Organe griff hier Kant zu.

Eine ungeheure Vorsicht bezeichnet seinen Weg, einen Weg des erstaunlichsten Lavierens zwischen durch einander treibenden

Eisblöcken. Als ein Mann der Ordnung, des Vertrauens, der Sicherheiten, hielt er das Bewusstsein der ausserordentlichen Verantwortung, welche man mit einer Revolution auf sich nimmt, beständig in sich wach. Zögernd und zaghaft gesteht sich ein solcher Geist die eigene revolutionäre Bestimmung ein. Unter viel Vorbehaltlichkeit und stetem Protest gegen sich selbst wagt er sich mit ihr hervor. Er klammert sich an das Alte so lange, bis vor dem wehenden Winde des Neuen alle Segel sich blähen, alle Taue sich straffen: dann entschliesst er sich zur Fahrt. —

Wir sehen Kant in seinen reifen Mannesjahren von Leibniz-Wolffischer Tradition zur englischen Empirie zweifelnd hin und wieder pendeln. Das Problem der Apriorität macht ihm die Natur interessant. Nicht ohne Glück versuchte er mehrmals, auf spekulativem Wege physischen Phänomenen beizukommen. Er stösst hierbei auf den Widerstand der Natur, auf die berühmte Grenze, deren Festsetzung seine erste und letzte Sorge war.

Hume, wie gesagt, hatte ihn bis dicht an das Problem herangeführt, dem er gründlicher zu Leibe ging als jemals einer vor ihm. Wie ist es möglich, dass wir manches über die Dinge da draussen unvergleichlich sicherer wissen, als es uns Erfahrung jemals lehren könnte? Apodiktisch wissen? — Grosse Geister hatten hier verschiedene Antworten gegeben: von Platon angefangen, der allegorische Aufschlüsse gibt, wenn er meint, wir erinnerten uns gewisser überzeitlicher Erlebnisse; bis auf Leibniz, dem die äussere Erfahrung nur eine zusammengeronnene innere ist. Niemand hatte sich noch um die gehörige Systematisirung derartiger apriorischer Erkenntnisse bemüht.

Diese Kritik aller Kritiken unternimmt nun Kant: die Kritik der reinen Vernunft. Hier ist das Ende alles philosophischen Vagabundirens in's Blaue hinein ohne einen anderen Aufwand als wunderschöne Imaginationen. Gleichviel, heisst es jetzt, ob da draussen eine selbständige, von unserem Subjekt unabhängige Welt dasteht oder nicht: — Wir haben an ihr zugleich unser Machwerk, zugleich unser Problem. Mag das, was uns der Verstand im voraus eingibt, mit dem, was uns der Sinn hinterdrein kennen lehrt, in der Wurzel verwandt sein: uns Menschen ist diese Verwandtschaft ein Geheimnis. Wir müssen unterscheiden zwischen der Weltform, welche wir selbst liefern, und dem Weltgehalt, der problematischen Ursprungs ist. Apriorischer Verstand und apostoriorische Sinnlichkeit sind auf einander angewiesen. Dem Geiste ist es fortan nicht mehr gestattet, die Sinnlichkeit wie eine lästige Fessel von sich abzustreifen; sondern seine ganze Energie wird auf die Kultur der Sinne verwendet.

Allein er braucht sie dabei nicht auf! Wo soll er mit dem Reste hin? Ebenfalls nicht ins Blaue: er verwende sie zum Ordnen,

zum Regulieren und Systematisieren des schon Errungenen. Und meldet sich auch danach noch ein Bedürfnis herzlichster Art in seinem Innern, so kann ihn dies mit nichts Besserem beschenken, als mit einer sicheren, wiewohl unerweislichen Hoffnung. Damit ist alle wunderliche Verflogenheit ins Ueberweltliche eingefangen in der Welt des Hier, der Gegenwart. Hic Rhodus! hic salta! ruft Kant dem Geiste zu.

Dieser grandiose Positivismus, der zum ersten Male, wenn auch gleichsam halb und halb in der Tasche, die Faust ballte gegen allerhand absolut gewähnte Realitäten und Dinge an sich, brachte sogleich tief einwühlende Wirkungen hervor. Der Skeptizismus hielt seine rechte Stunde für gekommen. Der Dogmatismus bäumte sich aus Leibeskräften gegen den Zwang auf, der ihm angetan werden sollte. Besonders der Idealismus glaubte, Gründe zum Triumph zu haben. Es geschah endlich eine um so grössere Ernüchterung, eine Ebbe, die man noch heutzutage beobachten kann, obgleich geschrieben steht: „Die ernste alte Sphinx mit ihrem Rätsel liegt unbeweglich da und stürzt sich darum, dass ihr sie für ein Gespenst erklärt, nicht vom Felsen.“ (Schopenhauer, W. IV, S. 41.)

Kant war wie das grosse gigantische Schicksal. Er zermalmte den Geist, er erhob ihn. Er spornte und lähmte zugleich. Aber während wir die Einen himmelhoch jauchzen, die Anderen zu Tode betrübt sehen, gab es nur Einen, in welchen diese Doppelwirkung auf einmal wie ein Blitzstrahl schlug. Mit seiner schlicht sieghaften Persönlichkeit gelang es Kant, den Zwiespalt seiner Lehre auszugleichen. Eine gewisse kindliche Blindheit verhütete es, dass er sich als das schwere Verhängnis, das er uns in der Tat bedeutet, nicht mit aller Furchtbarkeit vorausempfand. Der Kantische Ernst ist versteckt, vor Kant selbst versteckt: Arthur Schopenhauer ist seine erste mächtige Offenbarung.

Aus dem Erstaunen, dass durch Kant eine Wahrheit, welche sich bisher in aller Geschichte nur allegorisch, mythisch, religiös oder poetisch hatte vernehmen lassen, zur gründlichsten, detailliertesten, unumstösslichen Wissenschaft und Gewissheit erhoben worden war, kam dieser Mann niemals heraus. Schwelgend in den Wonnen Platonischer Dialektik, fand er in Kant seinen Meister, der ihn erweckte, ernüchterte. — Er, mit einem ursprünglichen Gefühle unermesslicher Ueberlegenheit über jedes Dogma des Verstandes; mit einer Sonne in der Brust, welche alle Sonnen der Welt fast verbleichen machte, stürzte sich feurig in die Arme Kant's, der den Menschen zu sich selbst zwang, indem er ihm alle Stützen entriss, alle Fundamente unterwühlte, auf die er sich seit Jahrtausenden blindlings verlassen hatte, und so ihm keinen Halt liess als sich selbst. Aber Kant sprach — Kant dachte nicht so unverblümt

und radikal. Bei der empirisch-realen Welt sollte man es bewenden lassen? Und dem metaphysischen Bedürfnisse sollte der hungrig aufgesperrte Rachen der Frage mit einer bloss formalen Antwort, einer anonymen Hoffnung gestopft werden?

Schopenhauer strotzte von einer anderen, ewigen Gewissheit, nach deren Ausdruck er seit jungen Jahren rang. Es gab ein Etwas in dieser Welt, was zwar auch nur empirisch real, aber es unvergleichlich vorzüglicher war als alles Uebrige: das Phänomen der Phänomene, das Tiefinnere der Person, das Herz des Lebens — der im Lebensdrang ersterbende Wille. Es war der abgründige Vulkan, auf dem die Welt tanzte; das hinter, unter der Natur in dämonischer Raserei Treibende, Kochende; das Feuer unter dem Kessel, woraus der Dampf der Welt stieg. Hier fühlte Schopenhauer den Pulsschlag der Welten. Hier dröhnte dem daran gelegten Ohre der Boden der Realität vom Donner namenloser Gewalten. Hier war der Kern der Natur, hier erkannte Natur sich selbst.

Der Leib war die Schale des inneren Willens, und so war Wille das Innere der Natur, dieser Ausdehnung des Leibes ins Unendliche. Kein physischer, ein metaphysischer Zusammenhang ist zwischen Schale und Kern. Doppelt ist die Natur sich gegeben: als Text der Vorstellung, als Interpretation des Willens.

Gern lassen wir uns hier an ein Wort Goethe's erinnern, welches diese Wahrheit, dass der Schwerpunkt der Welt in das persönlich Innerste falle, wunderschön bekräftigt: „Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstrassen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewusst seines Daseins erfreut?“ (Goethe, ed. Kurz, Bd. XI, S. 424.) Dieselbe Wahrheit hat bei Schopenhauer einen schlimmen Klang. Eine schaudertiefe Charakteristik des Willens zum Leben hebt an, bei der uns zu Mute wird, wie dem Hamlet bei den Worten des väterlichen Geistes.

Einer Art Sündenfall entstammt der Wille zu leben. In diese Welt wittert nur dumpf eine Welt der Seligkeit hinein. Durch welche Fatalität mag wohl in dem selig mit sich selbst seienden Urwesen dieser Mangel, dieses Bedürfnis, diese lüsterne Leere entstehn und aus einer ungewissen Sehnsucht ein Verlangen, ein Hunger und Durst, eine folternde Qual, eine lechzende Wut werden? Woher schrillt diese Dissonanz durch die Harmonie des Urwesens, es in sich zerreissend? In brünstiger Liebe zu sich selbst entbrannt, möchte das von sich getrennte sich wieder einholen. Ein Wahnsinnstaumel hat es ergriffen, so dass es sich ausser sich selbst sieht, obgleich es ewig in sich ist und sich nie verloren hat. Und weil es etwas will, was es, wenn es in sich geht, schon an sich selber

hat, so will es vergeblich. Dieses Ausser-sich-sein ist die Welt der Vorstellung, ein krankhafter Wahnsinn, eine fata Morgana, dem Durste Stillung vorlügend, schön zu schauen, mit Feuerschmerz durchzuckend bei der Berührung. Unaufhörlich narrt und enttäuscht sie den Willen und verbittert ihn mit der Galle des Hasses. Aber gerade dadurch heilt sie ihn von sich selbst, ihn, der nur an sich selber litt. Er wird immer resignierter. Und gerade der Wille, der die Leiter des Verlangens immer wütiger hinaufgepeitscht wurde, steht endlich still, wenn jedes Ziel ihn mit Verzweiflung anstarrt: er hasst nicht mehr, er will nicht mehr. Eine unsagbare Macht hat ihn angerührt, eine Erinnerung seiner Seligkeit hat ihn angefasst, und an den Mast dieses besseren Bewusstseins bindet sich der verirrte Odysseus vor dem noch herzzerschmelzend schön klingenden Seitengesang des Lebens: er wendet sich ab, er beruht auf sich — die Nebel zerrinnen, Ithaka winkt. —

Die Dämonie dieser Schilderung bei Schopenhauer ist grenzenlos ergreifend, das Abbild der Welt und des Willens grenzenlos wahr und einseitig. Keine allerreichte Weisheit; von Jean Paul, von Goethe kalt gerühmt und beiseite getan; lange unwirksam; unermessen, weil masslos — die Weisheit eines schwerblütigen, schwermütigen Jünglings. Dieses entschiedene Absprechen über das Leben nennt man Pessimismus. Es bleibt eine oft erkannte und gerügte Naivetät, auf die Frage, ob das Leben etwas wert sei — ob es uns liebe, soll das wohl heissen — ein Ja oder Nein von ihm erpressen zu wollen. Den Gefallen, eine Antwort zu geben, tut uns das Leben nicht: es überlässt uns den Entschluss und die Verantwortung.

Kant war niemals eigentlich jung, und Schopenhauer wurde niemals eigentlich alt. Daher der beträchtliche Unterschied im Tempo, sich bekundend in der geistigen Haltung, im Stil, in der Lebensführung, sogar somatisch — worin man will. — Ein lebhafter, in den frischesten Farben funkelnder Geist, wirft sich Schopenhauer mit einem Ungestüm sonder gleichen auf alle Probleme. Er wäre verloren gewesen, wenn er nicht, seinem reissenden impetus zum Gleichgewicht, diese gediegene Erdschwere besessen hätte, welche seinem Flug in alle Höhen das bleierne Gewicht mitgibt, leider auch ein niederziehendes Element an seine Flügel heftet, so dass er niemals den Gipfel erreichte, für den er einzig und eigentümlich bestimmt scheint. In seiner Jugend muss er habituell des genialsten Erlebens der ungemeinen Erleichterung, des Abfallens aller niederhaltenden Gewichte, des Weichens der Angst des Irdischen teilhaft geworden sein. Um so belastender senkte sich sofort wieder der ungeheure Druck herab, unter dem er leben musste, um sich nicht zu verflüchtigen. Immer gewalttätiger gährte in ihm die Begierde nach Freiheit von allem Druck. Es sollte nicht lange dauern, da

war ihm Leben mit Druck identisch: eine grausame Verwechslung, an die er die Goldgruben seines Geistes verschwendete. —

Wir vermissen an ihm, was an Kant hervortritt, die Geduld zur Versöhnung widerstrebender Tendenzen — die Geduld! Er zerhieb mit raschem Streiche alle Knoten, die er nicht lösen konnte, sein furor philosophicus (et teutonicus) duldete keinen Aufschub. In einem wahren Sturmlaufe bemächtigte er sich aller Probleme, sie überrumpelnd. Auf eifersüchtige Alleinherrschaft bedacht, ein Napoleon der Philosophie, wollte er der Philosoph sein, nicht irgend einer.

Anders Kant. Kant unternimmt gleichsam eine Belagerung der Probleme. Er wartet ab; er lässt sich und ihm Zeit; er hungert sie sozusagen aus, bis sie sich ihm von selbst ergeben, ohne dass er einen Finger gegen sie aufgehoben hätte. Dass sie dann schon ein wenig vertrocknet, verdorrt sind, hat ihm nichts an. Seine Kraft reicht nicht hin, die Welt in üppiger Blüte der Gesundheit in Empfang zu nehmen. Seine Art ist mehr indirekt, defensiv. Mit feiner diplomatischer Arglist und Hinterhältigkeit berückt er seine Probleme auf Schleichwegen. Er macht es mit ihnen wie die Katze mit der Maus, so dass man nicht immer leicht unterscheiden kann, ob er sie hält oder nicht hält. — Kein Wunder! Er hatte sich einer Stelle genähert, woher ihm eine chaotische Unermesslichkeit wie im Nebel schimmerte. Auf dieses Weltenmeer wagte er sich nicht hinaus, er begnügte sich, ein Schiff zu zimmern und mit Kompass und Steuer zu versehen, womit man es künftig befahren könne.

Schopenhauer durchmisst die Welt in Riesenschritten bis an die Grenze und weist mit starker Entschiedenheit auf das darüber hinausliegende Ziel: hier erst bricht in den klaren Tag die mystische Nacht jäh herein. Bei Kant hat man sich durch lauter Finsternis zu kämpfen, erst gegen das Ende wird sein Werk licht und lichter. Schopenhauer vollendet jugendlich vorschnell dieses Werk, das den Grundstein zu einer neuen Kultur legen sollte. Höchst voreilig wurde er zum Verächter der Kultur, kehrte er die Kultur gegen sich selbst: so mag der Adler an einer Schnecke verzweifeln.

Was ist dieses Neue? Die gänzliche Autonomie des Menschen; das Verlegen aller Autorität von aussen nach innen; das glühende Sich-zu-sich-selbst-bekennen. Kant selbst mochte im halben Dämmer einer Après-nous-le-déluge-Politik sich hingegeben haben; schon der Nächste, schon Fichte zog die nächste Konsequenz. Aber den Krampf und die Verrenkung eines göttlichen Organismus zeigend, erscheint Schopenhauer. Das erobernde Werkzeug der Zukunft hebt er hoch empor: „Wollen! grosses Wort! Zunge in der Waage des Weltgerichts! Brücke zwischen Himmel und Hölle!“ (N. IV § 345) ruft er aus. Aber melancholisch, mit der Finsternis einer

ohnmächtigen Vergangenheit auf der Stirn, sich von der Sonne wie Faust abkehrend, düster, selbstquälerisch, Scham und Sünde im Herzen: als die Tragödie — vielmehr als eine im besten Anlauf stecken gebliebene Tragödie tritt der gigantische Wille auf, ein rechter verteufelter Gott.

Allein, in welcher kläglichen Gestalt auch immer, diesen Dämon heraufgeführt und ihm das innerste Interesse des Lebens anheimgegeben zu haben, das ist jedenfalls eine Tat, welche ihren Täter zum rechten Thronerben Kant's stempelt. Was hat Kant geleistet, als dass er die Bahn frei fegte von allem, was der Souveränität des Menschen im Wege stand! Scheinbar umschloss er ihn mit engen Schranken; in Wahrheit schnitt er ihm den gefährlichen Verkehr mit lauter ehrwürdig vermeinten Gespenstern ab. Er setzt uns neue Köpfe zwischen die Schultern und neue Augen in die Köpfe. Mannbar und mündig werden wir erst durch Schopenhauer. Dieser revolvirt uns im Innersten: er entfacht das Feuer des heroischen, ja göttlichen Willens in uns, ob er es gleich zu einem Weltbrande verwendet und mit übereiltem Traben „der Erde Freuden" überspringt. Es steht mit seiner Gesundheit nicht zum Besten. Sein profunder Kopf wälzt schwere Lasten. Gegen diesen unglückseligen Atlas gehalten, nimmt sich Kant fast wie ein Doktrinär aus. Ernster als jemals Einer stellte er sich zum Leben. Was tut es, dass er diesen Patienten schliesslich aufgab: vielleicht gerade mit diesem Todesurteil erweckte er die Energie in ihm, sich des bevorstehenden Todes zu erwehren.

Auch Kant ist nicht gesund — eine scholastisch zugeschnittene, penible, pedantische, hölzerne Figur, mechanisch wie eine Präzisionsuhr gehend. Aber ein Rekonvaleszent ohne Gleichen, ein zäher Besieger seiner hartnäckigen Gebrechen. Durch Kantische Gespenster der Trübe blickt uns von fern helläugig verheissungsvoll der wache Tag an. Die Klarheit Schopenhauer's verliert sich in mystische Abgründe.

Schopenhauer verdankt das Beste seiner genialen Natur. Aber fast wird man zur Wiedererweckung des Glaubens an die Lehrbarkeit des Genies geneigt gemacht, wenn Kant das Beispiel gibt, dass es dem beharrlich angewandten Scharfsinn langsam gelingt, die Stelle zu erreichen, wo der geniale Tiefsinn ihn plötzlich auf seine Flügel nimmt. Kant arbeitet im Schweisse seines Angesichts. Er trägt und schichtet seine Gedanken aufeinander wie Steine zu einem Bau, und es entsteht wirklich mehr eine Gedankenruhe als ein eigentlicher Gedanken*gang*. Wehe dem Schüler, der nicht mit allen Gliedmassen zur Verfügung steht, die weiten Umfänge, Treppen, Stiegen, Säle, Kammern und die geheimnisvolle Eingeschachteltheit dieses Gedankenburgbaues *selbst* zu durchforschen. Nichts bemüht

sich zu ihm heran. Hingegen Schopenhauer's Denken ist ein reissender Adlerflug. Fast gerät man ausser Atem, so schnell wird man davongetragen. Es droht hier die Gefahr, bei Autor und Leser, dass sie die Widerstandskraft gegen diese Windsbraut von Gedanken nicht gehörig aufbieten können, ja, sich aller eigenen Bewegung entübrigt erachten. In diesem genialischen Automatismus der Gedanken kann die Besonnenheit leicht lädiert werden. Eine gewisse furiose Blindheit macht sich denn auch im Verfahren Schopenhauer's bemerkbar. — Aufs Grellste in die Augen sticht der Unterschied der Charaktere bei einer vergleichenden Lektüre der Korrespondenzen. Ein urbaner Ton, eine feine, leise Heiterkeit, eine gewisse konziliante Festigkeit, ein mild abgemessenes Wohlwollen sind für Kant bezeichnend. Schopenhauer's Briefe strotzen von prachtvollen Menschlichkeiten. Man bewiese einen bedenklichen Mangel an Takt und Humor, wenn man es über sich gewänne, diese naturalia turpia zu finden; und man beraubte sich des köstlichen Schauspiels, mit allen Arten und Unarten die Redlichkeit eines grossen Mannes aus nächster Nähe zu beobachten. —

In beiden Denkern schätzen wir metaphysische Kräfte ersten Ranges. Beide muten uns an wie Extreme derselben Tendenz, wie Pole derselben Kraft. Wir sehen Kant, der Metaphysik Einhalt gebietend, sie ernüchternd, erstickend, fast ertötend — und doch unter der Hand zur Hoffnung ermutigend mit erhabenen Postulaten: sehen Schopenhauer, sie bis zur Glut ihrer Sehnsucht entflammend, beinahe das Zeitalter der Magie, der Experimentalmetaphysik heraufführend — und aber zuletzt desto gründlicher von der Welt und Wissen abgekehrt.

Seit Kant ist die Metaphysik nur *scheintot*: wie hätte er zweifeln können, nachdem er ihr die falschen Flügel ausgerissen, dass ihr durch eine unausrottbare Sehnsucht natürliche nachwachsen würden!

Also einerseits sehen wir das metaphysische Bedürfnis auf das knappste Mass der Befriedigung eingeschränkt, gerade um es zu stärken; andererseits zur masslosesten Sättigung gereizt, um es schliesslich Hungers sterben zu lassen.

So sind es denn gleichsam die Hemisphären der Philosophie, die einander zu deren runder Vollendung hin entgegenstreben.

Als eine noch unüberwundene Krisis zwar ist die „Kritik der reinen Vernunft" über den metaphysischen Trieb verhängt: Aber wer die Entscheidung hier herbeiführen möchte, der müsste die vorhandene, aber gleichsam illegitime Abstammung Schopenhauer's von Kant nachträglich strikte so zu legitimieren verstehen, dass uns kein von Kant ins Nirwana gescheuchter, sondern ein *hienieden* gebändigter Schopenhauer erstände.

Hier steht man lange schon zaudernd an der Stelle, wo sich endlich das Geschick der Metaphysik entscheidet. Der Widerstreit beider Charaktere erheischt eine höhere Ausgleichung. In welcher Richtung sollen wir sie suchen?

Man muss sich davon entwöhnen, die Person und das Werk eines Meisters als vollendete Tatsache anzusehen; denn gerade darin besteht seine unsterbliche Meisterschaft, dass er nicht aufhört zu leben, sich ins Reifere immerfort zu verwandeln, immer höherer Vollendung fähig zu werden. Kant's Werk, so wie es vor uns liegt, endgültig hingenommen, würde sich der Verehrung nicht mehr gewachsen zeigen. Eben diese Kraft, welche in ihm liegt, sich selbst hinter sich zu lassen, der zwingende Antrieb zur eigenen Neuerzeugung ist das Bewundernswerte. Jeder gute Lehrer zieht sich in seinen Schülern seine eigenen Belehrer, Förderer, Ueberwinder heran. Die werdende Grösse solcher Männer bringt ihre vorhandene erst recht zum Vorschein. Wir müssen mit ihnen und ihren Werken verkehren, als ob sie lebten und immer noch im Entstehen begriffen wären.

Um nichts also müssen wir uns besser bemühen als um die Erkenntnis des Kerninteresses, des fruchtbaren Keimpunktes lebendiger Werke. Das ist aber bei Kant der Apriorismus: ihm galt seine kritische Sichtung, seine letzte Entscheidung. Sein Leben lang strengte er sich an, endlich einmal das echte, stichhaltende Apriori zu formuliren und gelangte so schliesslich zu einer Metaphysik von unfehlbarer Sicherheit innerhalb unübersteiglicher Schranken von einiger symbolischer Durchsichtigkeit.

Sollte damit der Apriorismus sein letztes Wort gesprochen haben? Bekanntlich scheidet das Apriori als Grenze die Immanenz von der Transzendenz: aber sind Grenzen nicht immer auch verbindend? Sollte man hier auf eine innigere Vermittelung durchaus verzichten müssen? Schopenhauer hat in der Tat den Ansatz gemacht, die Tauglichkeit des Aprioris für die Immanenz erheblich zu verstärken; die Transzendenz erschliesst er sich durch seinen „Willen zum Leben", die völlige Durchschauung der Immanenz, der „Vorstellung" nicht nur durch das somnambule Hellsehen, sondern versucherisch auch durch die Annahme, „dass schon in den allgemeinsten Formen der Vorstellung, in diesem eigentlichen Grundgerüst der erscheinenden Welt, also in Raum und Zeit, der Grundtypus, die Andeutung, Anlage alles dessen, was die Formen füllt, aufzufinden und nachzuweisen sei", Inzwischen hinterlässt er die Realisation dieser Bestrebung ausdrücklich einem genialen Kopf. Dass diese jedoch, wenn sie gelänge, nichts Geringeres bedeuten würde als die Verwirklichung der Kantischen Idee eines intellectus archetypus, ist zweifellos. Gerade diese Idee war es auch, die Goethe so „höchst bedeutend" fand, dass sie ihn Kant geneigter

machte als wohl sonst geschehen wäre: „Hatte ich doch erst unbewusst und aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen“, bemerkt Goethe, ... „so konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern, das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge selbst nennt, mutig zu bestehen“. „Zwar scheint der Verfasser“, schickt er voran, „hier auf einen göttlichen Verstand zu deuten, allein wenn wir ja im Sittlichen durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit uns in eine obere Region erheben und an das erste Wehen annähern sollen, so dürft' es wohl im Intellektuellen derselbe Fall sein, dass wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen würdig machten“. Daher auch wollte ihm „manchmal dünken, der köstliche Mann verfahre schalkhaft ironisch, indem er bald das Erkenntnisvermögen auf's Engste einzuschränken bemüht schien, bald über die Grenzen, die er selbst gezogen hatte, mit einem Seitenwink hinausdeutete“.

Mit einem Wort, dem Apriorismus fehlt immer noch Hand und Fuss, Wurzel und Krone, Anfang und Ende. Nietzsche, der so etwas wie ein Arzt Schopenhauer's ist, hat mit seiner glühenden Erfassung des ringartig polarischen Wesens der Zeit dieses dringende philosophische Bedürfnis sehr wohl empfunden und befriedigen wollen. Leider war in ihm das Dionysische zum Schaden des Apollinischen mächtig, so dass er uns den klaren Erweis schuldig geblieben ist. So wie bei ihm gewahren wir auch bei Goethe, ohne auf den Grund zu kommen, eine Lösung des Rätsels der Grenzenlosigkeit in dem Sinne, dass sie sich selbst begrenze nach dem einen Weltgesetz der Kompensation, der sich selber indifferenzierenden Weltpolarität.

Darin also besteht das wahre Vermächtnis Kant's, dass wir seinen Apriorismus um ein erstes und letztes aperçu ergänzen, dass wir das Bindeglied zwischen Kantischer Resignation und Schopenhauer'schem Allmachtsgelüst entdecken. Wir sind weder allmächtig noch allwissend, weder ohnmächtig noch unwissend. Wir sind Mittelwesen in jeglichem Betracht. Und wagen wir uns an das Weltproblem, so sollen wir weder verzagen noch tolldreist werden, sondern uns einen gewissen lebendigen Indifferentismus aneignen, der sich weder begrenzt fühlt noch Grenzen überschreitet, sondern eben auf der Grenze seinen Weg der Vermittelung geht. Wir besitzen weder nichts noch alles, wir erwerben, erlernen etwas — und wer wollte hier tote Schranken setzen; sie seien lebendig! Hoffen wir, dass bald einmal prinzipiell dieses mittlere Verhalten als das wahre erwiesen werde! —

Dr. S. Friedländer.

Mystische Maurerei.

(Kapitel IV: Die Geheimlehre.)

„Der wahre Maurer ist ein praktischer Philosoph, welcher unter religiösen Emblemen, die zu allen Zeiten von der Weisheit angenommen wurden, nach Plänen, die von der Natur und Vernunft entworfen sind, das moralische Gebäude der Erkenntnis aufbaut".*) „Als Gross-Meister aller symbolischen Logen ist es ihre Pflicht die wiederauflebende Maurerei zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen".**)

„Unter den Nationen des Altertums gab es einen Glauben und eine Gottheitsidee für die Erleuchteten, Intelligenten und Gebildeten, und eine andere für das gemeine Volk. Von dieser Regel machten auch die Hebräer keine Ausnahme." ***)

„Sie (die Maurerei) ist eine Philosophie, weil sie die grossen Wahrheiten in Bezug auf die Natur, und die Existenz einer höchsten Gottheit, und die Existenz und Unsterblichkeit der Seele lehrt".****) „Das Universum, welches das gesprochene Wort Gottes ist, ist grenzenlos in seiner Ausdehnung. Es gibt keinen leeren Raum ausserhalb der Schöpfung. Das Universum, welches der ausgesprochene Gedanke Gottes ist, war nie nicht, da Gott niemals untätig war." *****)

„Ich, mein Selbst, war niemals nicht, noch du, noch alle Fürsten der Erde; noch werden wir je aufhören zu sein." ******)

„Alles strömt aus einem einzigen Prinzip und einer primitiven Liebe, welche die bewegende Kraft von allem ist, und alles beherrscht."

„Die Maurerei lehrt und hat in ihrer Reinheit die Hauptgrundsätze des alten ursprünglichen Glaubens bewahrt, welche allen Religionen unterliegen und die Begründung aller Religionen sind." *******)

Keine Tatsache in der Geschichte ist leichter und vollkommener zu erklären, als die Existenz der Geheimlehre in allen Zeitaltern unter allen Menschen und die Existenz von Adepten oder Meistern, welche mit ihren Lehren vertraut und mehr oder minder im Stande waren ihre Prinzipien auszulegen.

Es ist eben so leicht darzulegen, dass diese Geheimlehre die wahre Basis jeder dem Menschen bekannten grossen Religion ist; dass nur die initiierten Priester oder Hierophanten die wahren

---

*) Morals and Dogma S. 268. — **) Ebenda. — ***) Ebenda S. 303. — ****) Ebenda S. 221. — *****) Morals and Dogma S. 206. — ******) Bhagavadgita. — *******) Ebenda S. 324.

Lehren kannten und nur diese, als eine Regel der frühesten Geschichte jeder Religion.

Ferner: die Heiligen Bücher aller Religionen, jene der Juden und Christen mit inbegriffen, waren nichts weiter als Parabeln und Allegorien der wahren Geheimlehre, für die unwissenden und abergläubischen Massen umgeschriebeu. Alle Kommentare, welche zu diesen Heiligen Büchern geschrieben wurden, sei es zu den Büchern Mose, den Psalmen und Propheten Judas, den Evangelien der Gnostiker und Christen, oder jenen, die man zu den Heiligen Büchern des Ostens schrieb — den Vedas, Purana's und Upanishaden — alle schaffen noch eine grössere Verwirrung, wenn sie von Jemand geschrieben sind, welcher der Geheimlehre nicht kundig ist, oder wiederholen, wenn von Initiierten geschrieben, immer wieder ein und dasselbe oder spinnen die Parabeln und Allegorien weiter aus.

Es lässt sich fernerhin sehr leicht erklären, dass die Geheimlehre ursprünglich aus dem Osten kam und die ursprüngliche Weisheitsreligion ist. Ihre früheren Ueberlieferungen findet man jetzt in Indien und Tibet; von dort scheinen sie nach Aethiopien gewandert zu sein, dann nach Aegypten und Chaldäa. Dieser Weg der Uebertragung lässt sich jedoch nicht leicht so genau feststellen und ist auch jetzt ohne tiefere Bedeutung für uns. Sie ist überall und zu allen Zeiten wesentlich dieselbe; nur der äussere Anstrich, die sie verbergenden Parabeln und Allegorien unterscheiden sich unter den verschiedenen Völkern.

Dieser Geheimlehre lag eine erhabene Philosophie der Schöpfung und Entwickelung der Welten und des Menschen zu Grunde. Die jetzige Menschheit in vielen Teilen des Erdballs hat sich auf der intellektuellen Ebene so weit entwickelt, dass es jetzt eine grosse Anzahl von Personen gibt, die fähig sind diese alte Philosophie zu begreifen, und gleichzeitig im stande sind die Verantwortlichkeit abzuschätzen, welche ein Missbrauch oder eine falsche Auslegung derselben nach sich zieht. Viele haben auf der intellektuellen Ebene das Stadium des Menschentums erreicht und sind fähig von den „Früchten des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen“ zu essen. Es liegt daher kein Grund vor, diese alte Philosophie länger zu verbergen; ja andererseits sprechen sogar Gründe dafür, sie bekannt zu geben. Das empirische Wissen ist in gewissen Richtungen bis zum Reich des Psychischen und der Künste, die man in antiker Sprache mit dem Worte Magie bezeichnet, fortgeschritten; und es ist geboten auf die Gefahren, welche solche Bestrebungen begleiten, hinzuweisen und sie zu erklären, damit sie von den Guten vermieden werden können, und zum Schutz der Unwissenden oder Unschuldigen. Wie weit sich diese modernen Streifzüge in den Okkultismus oder die alte Magie erstrecken, scheinen nur wenige Personen zu erkennen.

Es ist daher hohe Zeit, dass die Philosophie des Ostens die Wissenschaft des Westens erleuchtet und so jenem intellektuellen Diabolismus und spirituellen Nihilismus, der als Materialismus bekannt ist, den Todesstoss gibt, und das kann einzig und allein die Geheimlehre vollbringen. Durch eine solche Offenbarung zieht man sich jedoch eine ernste Verantwortlichkeit zu. Jene, welche, wie die berufsmässigen Hypnotiseure und die Vivisektierer, vielleicht unwissentlich gesündigt haben und so unbewusst „schwarze Magier" gewesen sind, werden eventuell keinen Ausweg oder kein Entrinnen finden. Unwissenheit kann nicht länger ihre unmenschlichen und grausamen Praktiken verdecken. Der Hypnotiseur kann nicht den Geist eines vertrauenden, aber unwissenden Bruders zum Schwachsinn reduzieren, ohne dem Gesetz zu begegnen, das ein solches Verbrechen nicht geringer als einen Mord anrechnet. Die neue Wissenschaft, die aus der Vereinigung resultiert, welche ich erwähnte, und welche, wie ich glaube, nach Mr. J. M. Rusk's Vorschlag Psycho-Physik heissen soll, wird vor Ende des zwanzigsten Jahrhunderts gut bekannt sein, und manche Rechnung in der intellektuellen Arena wird dabei abgeschlossen werden.

Wer sich einbildet, dass in sich auflösenden Glaubensbekenntnissen, oder in den Todeskämpfen des Materialismus genug Kraft liegt, den Fortschritt dieser Wahrheiten durch Spott und Hohnlächeln zu verzögern, oder ihren Triumph durch irgend eine Opposition aufzuhalten, der weiss wenig von den jetzt wirkenden Kräften und Prinzipien. Sie haben Jahrtausende gewartet, und ihre Zeit ist nun gekommen.

„Um noch einmal zu wiederholen; die geheime Lehre war die allgemein verbreitete Religion der antiken und praehistorischen Welt. Beweise für ihre Verbreitung, authentische Ueberlieferungen ihrer Geschichte, eine vollständige Kette von Dokumenten, die ihren Charakter und ihr Vorhandensein in jedem Land beweisen, zusammen mit den Lehren all ihrer grossen Adepten existieren bis heutzutage in den geheimen Krypten der Bibliotheken geheimer Brüderschaften". Bezüglich der Gefahr, welche in der Offenbarung dieser Lehren für die Profanen liegt, heisst es:

„Die Gefahr war diese. Lehren, wie die von der Planetenkette, oder den sieben Rassen, geben mit einem Male den Schlüssel zu der siebenfachen Natur des Menschen. Denn jedes Prinzip bezieht sich auf eine Ebene, einen Planeten und eine Rasse; und die menschlichen Prinzipien stehen auf jeder Ebene in Wechselbeziehung mit siebenfältigen okkulten Kräften*) — jene auf den höheren Ebenen sind von furchtbarer Kraft." **)

*) Wer mit Roentgenstrahlen experimentiert, mag mit Erfolg davon Notiz nehmen. — **) Geheimlehre von H. P. Blavatsky.

„Keinem, der sich ein Schüler der exakten Wissenschaft irgendwelchen Zweiges neunt, wird es erlaubt sein diese Lehren ernst zu betrachten. Sie werden a priori in diesem Jahrhundert verspottet und verworfen werden, aber nur in diesem. Denn im 20. Jahrhundert unserer Aera werden diese Schüler anfangen zu erkennen, dass die Geheimlehre weder erfunden noch übertrieben ist, sondern im Gegenteil nur umrissen; und schliesslich, dass ihre Lehren bis zu den Veden zurückdatieren.“ Und in einer Fussnote wird gesagt: „das ist keine Prophezeiung, sondern einfach eine Behauptung, die auf Kenntnis der Tatsachen basiert.“

Indem unser Autor von der Quelle spricht, von welcher die jetzige Version der Geheimlehre abgeleitet ist, sagt er bezüglich eines „alten Buches“: „Es sei so sehr alt, dass unsere modernen Antiquare über seine Seiten unbestimmte Zeit nachgrübeln können, und noch nicht ganz über die Natur des Materials, auf das es geschrieben ist übereinstimmen . . . . Das älteste hebräische Dokument okkulter Lehren, die Siraph Dzeniuta, war daraus zusammengestellt und das zu einer Zeit, wo das Erstere bereits im Lichte einer literarischen Reliquie betrachtet wurde.“

„Die Tage Constantin's waren der letzte Wendepunkt in der Geschichte. Die Periode des Erhabenen Kampfes, der im Westen damit endete alte Religionen zu Gunsten der neuen zu ersticken, ist auf ihren Leibern aufgebaut. Von da ab wurde der Einblick in die ferne Vergangenheit, vor der Sindflut und dem Garten Edens, gewaltsam und unbarmherzig durch jedes billige oder unbillige Mittel gegen den indiskreten Blick der Nachwelt verschlossen. Jeder Ausgang wurde blokiert, jeder Bericht, an den man Hand legen konnte, zerstört.*)

Derselbe Constantin, welcher mit seinen Soldaten die Bischöfe auf dem ersten Konzil zu Nizaea 325 n. Chr. umzingelte und Gesetze für ihre Beratungen diktierte, bat um Einweihung in die Mysterien, und es wurde ihm von den amtierenden Priestern gesagt, dass keine Reinigung ihn von dem Verbrechen, seine Frau getötet zu haben, und von seinen vielen Meineiden und Morden befreien könne. Jeder sorgfältige und vorurteilslose Schüler weiss, warum man seit der Zeit Constantin's so wenig von der Geheimlehre gehört hat. Eine exoterische Religion und der Glaube an einen persönlichen Gott verwischte sie zu ihrer Selbsterhaltung; und dennoch, o Ironie der Geschichte: selbst der Pentateuch verbirgt sie, und erst für viele Studenten der Kabbalah des kommenden Jahrhunderts werden die Siegel gelöst werden.

Bei dem Versuch, wenigstens einen Umriss der Geheimlehre zu zeichnen, sollten zwei Ideen beständig im Auge behalten werden; d. h. Raum und Bewusstsein; der Erstere in Beziehung zu allem,

*) Geheim-Lehre von H. P. Blavatsky, deutsch von R. Froebe.

das je in Bezug auf Natur und Gottheit gedacht oder behauptet worden ist, und das Letztere in Bezug auf Gottheit, Natur und den Menschen. In letzter Analyse entweichen uns beide, Raum wie Bewusstsein. Was sie per se sind, werden wir niemals wissen. Wir können sie eben so gut als Tatsachen in unserer Erfahrung nehmen, und indem wir diese Erfahrung analysieren werden sich beide, Bewusstsein wie Erkenntnis, ausdehnen.

„Was ist es, das war, ist und sein wird, ob ein Universum ist oder nicht: ob es Götter gibt oder keine? fragt der Senzar Katechismus. Und die Antwort darauf ist — Raum.“

Raum ist nun aber weder Natur noch Gottheit. Man kann von ihm sagen, dass er Natur oder Schöpfung enthält, und Göttlichkeit verbirgt. Er ist daher der Emanations- und Fluchtpunkt.

Der Okkulte Katechismus enthält folgende Fragen und Antworten: „Was ist es, das immer ist?“ „Raum, der ewige Anupadaka“ (elternlose). „Was ist es, das immer war?“ „Der Keim in der Wurzel.“ „Was ist es, das ewig kommt und geht?“ „Der Grosse Atem.“ „So gibt es also drei Ewigkeiten?“ „Nein, diese drei sind Eins.“ „Das, was immer ist, ist eins; das, was immer war, ist eins; das, was immer ist und wird, ist auch eins: und das ist der Raum.“

„Zum klareren Verständnis für den gemeinen Leser muss festgestellt werden, dass die Okkulte Wissenschaft sieben kosmische Elemente anerkennt — vier ausgesprochen physische, und das fünfte (Aether) halb materiell, da er gegen Ende der fünften Runde in der Luft sichtbar werden wird, um über die anderen während der ganzen fünften Runde zu herrschen. Die übrigen zwei stehen noch über dem Kreis menschlicher Wahrnehmung. Diese Letzteren werden jedoch als Vorstellung in der sechsten und siebenten Runde in entsprechender Weise erscheinen. Diese sieben Elemente mit ihren zahllosen Unterelementen (weit mehr als die der Wissenschaft bekannten) sind einfach nur bedingte Modifikationen und Aspekte des einen und einzigen Elementes. Dieses letztere ist nicht Aether, nicht einmal Akâsha, sondern die Quelle desselben. Das fünfte Element, welches jetzt ganz frei von der Wissenschaft verteidigt wird, ist nicht der Aether, den Sir Isaac Newton hypothetisiert, — obwohl er ihn mit diesem Namen nennt, indem er ihn wahrscheinlich in seinem Innersten mit dem Aether „Vater-Mutter“ des Altertums in Verbindung bringt. Wie Newton intuitiv sagt: „Die Natur ist ein vollendeter Kreislaufvollbringer, sie erzeugt Flüssigkeiten aus festen Dingen; feste Dinge aus flüchtigen und flüchtige aus festen; feine aus groben und grobe aus feinen Dingen.“ So mögen vielleicht alle Dinge im Aether ihren Ursprung haben.“ (Hypoth. I., 675.)*)

*) Geheimlehre.

In dieser Verbindung ist es interessant zu bemerken, dass Newton mit den Schriften Jacob Boehme's, des „Teutonischen Theosophen", vertraut war, und dass sich unter Newton's posthumen Schriften Abschriften und Uebersetzungen seiner Werke befanden. Bezüglich der „Rassen", welche oben erwähnt wurden, braucht nur im Vorübergreifen gesagt zu werden, dass die Geheim-Lehre erklärt, dass es in der Evolution der Menschheit sieben Rassen gibt, von denen die unsere die fünfte ist, und dass jede Rasse sieben Runden auf unserer Planeten-Kette macht, deren vierte Runde die gegenwärtige Rasse bildet, und dass hier und da einmal ein Fünf-Runder erscheint. Die Geheimlehre lehrt nicht nur die Unsterblichkeit der Seele, sondern die Vollkommenheit der Menschheit durch eine ordnungsgemäss aufeinanderfolgende Entwickelung auf dieser Erde. Diese Lehre betrifft die allgemeine Entwickelung, welche diese Arbeit nur beiläufig berührt; sie ist sehr kompliziert, und muss es notwendigerweise sein.

Es gibt drei Fundamental-Voraussetzungen, auf denen die Geheimlehre ruht. (A) „Es ist ein allgegenwärtiges, ewiges, grenzenloses und unveränderliches Prinzip, über welches alle Spekulation unmöglich ist, da es menschliches Begriffsvermögen übersteigt und durch einen menschlichen Ausdruck oder ein Gleichnis nur verkleinert werden könnte. Es steht über dem Kreis und Bereich des menschlichen Gedankens — in den Worten der Mandukya, „unausdenkbar und unaussprechbar". Diese unendliche ewige Ursache — dunkel ausgedrückt in dem „Unbewussten" und „Unerkennbaren" der üblichen europäischen Philosophie — ist die wurzellose Wurzel „alles dessen, das war, ist und immer sein wird" . . . Im Sanskrit ist es „Sat". Diese „Seinlosigkeit" ist in der Geheimlehre unter zwei Aspekten symbolisiert.

Auf der einen Seite, absoluter abstrakter Raum, der die blosse Subjektivität darstellt, das eine Ding, welches kein menschlicher Geist weder von einem Begriff ausschliessen noch durch sich selbst begreifen kann.

Auf der anderen Seite, absolute, abstrakte Bewegung, welche das „unbedingte Bewusstsein" darstellt. „Geist (oder Bewusstsein) und Stoff sind jedoch nicht als unabhängige Realitäten zu betrachten, sondern als die zwei Façetten oder Aspekte des Absoluten, welches die Basis des bedingten Seins bildet, sei es subjektiv oder objektiv. „Wenn man diese metaphysische Dreiheit (die einzige Realität, Geist und Stoff) als die Wurzel betrachtet, aus welcher alle Manifestation hervorgeht, so nimmt der „grosse Atem" den Charakter der praekosmischen Ideation an." (Plato's Welt göttlicher Ideen.)

„Es ist fons et origo der Kraft und allen Individuellen Bewusstseins und ergänzt die leitende Intelligenz in dem unermesslichen Schema kosmischer Evolution. Anderseits ist die praekos-

mische Wurzelsubstanz (Mulaprakriti) jener Aspekt des Absoluten, welcher allen objektiven Ebenen in der Natur zu Grunde liegt."

(B) Die zweite der drei Voraussetzungen der Geheimlehre ist: „Die Ewigkeit des Universums in toto als eine grenzenlose Ebene: periodisch der Spielplatz zahlloser Universe, die sich unaufhörlich manifestieren und wieder verschwinden."

„Die sich manifestierenden Sterne" und die „Funken der Ewigkeit", „die Ewigkeit des Pilgrim's" (die Monaden des Selbst im Menschen) genannt, ist wie ein Blinken des Auges des Selbstseins. Das Erscheinen und Verschwinden der Welten ist wie ein regelmässiges Steigen und Fallen der Flut und Ebbe."

Die dritte Voraussetzung ist: — (C)

„Die fundamentale Identität aller Seelen mit der universellen Oberseele, die selbst ein Aspekt der unbekannten Wurzel ist; und die notwendige Pilgerschaft jeder Seele — ein Funken der Oberseele — durch die Cyklen der Inkarnation (oder Notwendigkeit) gemäss dem cyklischen und karmischen Gesetze, während der ganzen Zeit" . . „Die ursprüngliche Lehre der östlichen Philosophie nimmt keine Privilegien oder speziellen Gaben im Menschen an ausser denen, welche sein eignes Ego durch persönliche Anstrengungen und Verdienste während einer langen Reihe von Metemphychosen und Reïnkarnationen erworben hat." *)

Jede Seele muss ihre eigne Erlösung auswirken und „das Himmelreich mit Gewalt nehmen". Erlösung durch den Glauben und die stellvertretende Sühne wurden nicht, wie man es jetzt interpretiert, von Jesus gelehrt, noch sprechen die exoterischen Schriften davon. Sie sind spätere Verdrehungen der ursprünglichen Lehren. In der frühen Kirche, wie in der Geheimlehre, gab es nicht einen Christus für die ganze Welt, sondern einen potentiellen Christus in jedem Menschen. Die Theologen machten erst einen Fetisch von der unpersönlichen allgegenwärtigen Gottheit; und dann rissen sie den Christos aus den Herzen aller Menschheit um dafür Jesus zu vergöttern, damit sie einen Gottmenschen besonders für sich hätten.

Alle alten Mysterien hatten die wahre Lehre und die ersten Christen hatten sie. Die Maurerei, unbefleckt von den Jüngern Loyola's, hatte und hat sie auch.

Das eine unveränderliche Prinzip, das in der ersten Proposition erwähnt wurde (A) wird in der Kabalah „Ain Soph" genannt: das Wort Ain bedeutet „Nichts". Das ist nicht Jehovah, oder Adonai, oder der G, A, O, U; denn es ist selbst nicht schöpferisch, sondern die Ursache der Schöpfung. („Ursachlose Ursache".)

*) Geheimlehre, Einleitung.

Die jüdischen „Schöpfer“ (Mehrzahl) sind die Elohim; die „Herrscher und Kräfte“. In dieser Auffassung der Gottheit liegt das Geheimnis des unaussprechlichen Namens, d. h. das Namenlose. Das verlorene Wort ist für den Meister, der es besitzt und weiss es „auszusprechen“, was der Logos oder die schöpferische Kraft für den Namenlosen ist. Daher schafft der wirkliche Meister, und in diesem Sinne ist er ein Gott. Das wird weiterhin in Verbindung mit den sieben Prinzipien nnd der Natur des Menschen ausgeführt werden.

Die zweite Voraussetzung — die Ewigkeit des Universums in toto — offenbart das Gesetz der Cyklen und das „unablässige“ Werk der Schöpfung.

Mit anderen Worten, der schöpferische Prozess hatte nie einen Anfang und wird niemals ein Ende haben. Es findet eine endlose Aufeinanderfolge von Universen statt. Welten und Sonnensysteme erscheinen und verschwinden beständig.

Jede Sonne, jeder Stern, oder jedes Sonnensystem hat eine Periode der Tätigkeit und eine Periode der Ruhe; strahlt aus dem All und dem Einen aus und geht wieder dahin zurück. Diese Perioden werden die „Tage und Nächte Brahm's“ genannt.

Die Idee, dass ein Gott mit menschlichen Eigenschaften und menschlichen Leidenschaften die Erde aus nichts in sieben Tagen zu je vierundzwanzig Stunden schuf, ist wunderbar genug und kindisch genug für jene, die bereit sind Jeden zu verbrennen, der ihre Auslegung nicht acceptiert.

Wenn man einen Gott mit der Macht ausstattete das Unmöglichste und Unbegreiflichste zu vollbringen, glaubte man ihm genügend Ehre erwiesen zu haben.

Das Gesetz der Wiederkehr ist eine notwendige Folge der Ordnung der Ereignisse und der Zeitflucht. Rythmische, ordnungsgemässe, harmonische Bewegungen im Raum geben uns unseren Zeitbegriff, als wie schnell, wie oft, wie langsam, wie regelmässig etc. Das Ohr ist ein Zeitorgan, und die Grundeigenschaft des Aethers ist Ton. Die Idee der Wiederkehr, oder des Gesetzes der Cyklen wird in der Freimaurerei auf vielfache Weise symbolisiert.

In den drei, fünf oder sieben Jahren der Pilgerschaft oder der Busse; in den sieben Jahren des Ueberflusses nnd den sieben Jahren der Hungersnot. „In der niederen Zwölf“ und „der hohen Zwölf“, indem man die Zunft von der Arbeit zur Erfrischung ruft, und so fort. In der dritten Voraussetzung haben wir „die fundamentale Identität aller Seelen mit der Einen, welche die Basis der ewigen und universellen Menschenverbrüderung und die Basis des vollständigen Schema's der menschlichen Evolution ist“.

Wenn man diese Lehren klar versteht, wird man sehen dass

sie weit über jedes moderne Evolutions-Schema hinaus gehen, auch wenn es sich in ähnlichen Bahnen bewegt. Man wird finden, dass in ihnen das ganze Schema der kosmischen und der menschlichen Evolution schon vor Jahrtausenden ausgearbeitet war. Pythagoras und Plato fanden diese Lehre vollständig in den Mysterien entwickelt. Bruder Pike sagt wiederholt, dass sie viel öfter entstellt als verstanden worden sind, und niemals in die moderne Zeit übertragen wurden. Die Maurerei leitet ihren Genius, ihre Inspiration, ihre Glyphen und ihre Traditionen von dieser Philosophie, wie sie in den Mysterien gelehrt wurde, ab. Wie kurzsichtig und zeitraubend müsste es daher für die Maurerei sein, wenn sie zuliess, dass ihre grossen Traditionen, ihr kostbares Erbteil durch unlogische Auslegungen verkleinert und verdunkelt würden, die von Berichten genommen sind, welche im Anfang, ehe sie noch durch Unwissenheit oder Begierde entstellt wurden, nur eine Allegorie der wahren Lehren waren, von „Jenen, welche wissen“ für die unwissende Menge bestimmt, die ein Zeichen verlangte und sich niemals über einen Fetisch erheben konnte. Das ist, als tausche man einen prächtigen Diamanten gegen einen Klumpen gewöhnlichen Lehm ein.

Werden die Maurer nun die Torheit vollenden, indem sie versuchen sich und Andere davon zu überzeugen, dass der Lehm der Diamant sei?

(Fortsetzung der Geheimlehre folgt.)

Dr. med. J. D. Buck.

„Über diejenigen Ideen, welche in dem praktischen Teil des Kantischen Systems die herrschenden sind, sind nur die Philosophen entzweit, aber die Menschen, ich getraue mir es zu beweisen, von jeher einig gewesen. Man befreie sie von ihrer technischen Form, und sie werden als die verjährten Aussprüche der gemeinen Vernunft und als Tatsachen des moralischen Instinktes erscheinen, den die weise Natur dem Menschen zum Vormund setzte, bis die helle Einsicht ihn mündig macht. Aber eben diese technische Form, welche die Wahrheit dem Verstande versichtbart, verbirgt sie wieder dem Gefühl; denn leider muss der Verstand das Objekt des inneren Sinns erst zerstören, wenn er es sich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünstler, so findet auch der Philosoph nur durch Auflösung die Verbindung und nur durch die Marter der Kunst das Werk der freiwilligen Natur. Um die flüchtige Erscheinung zu haschen, muss er sie in die Fesseln der Regel schlagen, ihren schönen Körper in Begriffe zerfleischen und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren. Ist es ein Wunder, wenn sich das natürliche Gefühl in einem solchen Abbild nicht wiederfindet und die Wahrheit in dem Berichte des Analysten als ein Paradoxon erscheint?“

Schiller, üb. d. aesthet. Erziehung d. Menschen. I.

Grund und Ziel der Gesellschaft.

§ 1. Gesellschaftlich zusammenleben ist den meisten Arten von Wesen eigen; schon der Krystall ist eine Gesellschaft von Individuen, ein staatliches Gebilde, und jene Geschöpfe, deren Organismus sich als elementarst erweist, kaum von der umgebenden Welt sich abhebt, machen soziale Vereinigungen aus. Wir haben hier die ursprünglichsten sozialen Gruppierungen vor uns, welche indessen alle Eigenschaften gesellschaftlichen Seins und Wirkens bekunden, ob ihr Leben auch das einfachste sei. Der Aufbau dieser Staats-Gesellschaften ist Tat einer seelischen Macht, die denkt, fühlt, plastisch und magisch will, und bekundet, dass letztere einen ganz bestimmten Zweck erfüllt. Nichts in den Universen ist da ohne Ziel und Plan, und seine Bestimmung sehen wir das Einzelwesen zumeist erreichen auch durch gesellschaftliches Leben und Zusammenwirken.

Weil dem so ist, hat die Gesellschaft Grund und Ziel. Vorerst dient selbe dem Individuum und seiner gesamten Entwickelung, macht sozusagen den Fruchtboden aus, in welchem die Persönlichkeit sich entfaltet, und ermöglicht fortschreitende Entwickelung, indem sie Teilung der Arbeit ermöglicht. Zur Not kann das Individuum für sich allein bestehen; allein nur zur Not, weil zu seinem normalen Gedeihen unter allen Umständen die Hilfe anderer, also der Gesellschaft, notwendig ist. Wollte das Einzelwesen alles dasjenige allein vollbringen, was es nun mit Hilfe der Gesamtheit seiner Art vollbringt, müsste die Dauer seines Lebens einige tausend Jahre betragen. Gemeinschaftliches Zusammenwirken ist also unerlässliche Bedingung jedes Fortschritts, jeder Vervollkommnung, und die Gesellschaft unter naturgemässen Umständen Erzieherin, Lehrmeisterin, Schutz und Stütze jedes Individuums.

Es erscheint somit die Gesellschaft keineswegs als Zufälligkeit, sondern als Notwendigkeit und kann niemals aufgehoben oder abgeschafft werden; demnach ist sie begründet und hat Zwecke zu erfüllen. Diese letzteren sind näherer und entfernterer Art. Da die Gemeinschaft dem Individuum und der Entfaltung seines geistig-religiösen und biblischen Vermögens dient, muss sie jede Person bewahren, gesunden, veredeln, beglücken, heiligen, und kann keine Person verderben, vernichten, um ihre Wohlfahrt betrügen, um ihr

Glück prellen. Handelt jedoch die Gemeinschaft antisozial, schädigt selbe eine Zahl von Individuen zu Gunsten anderer, hemmt sie deren Ausgestaltung und Lebensglück, so verfehlt sie ihren Zweck und wirkt Entartung.

Unter Herrschaft des egoistischen Systems der sozialen Ökonomie handelt die Gemeinschaft fast jederzeit antisozial; denn jedes Individuum wird da gezwungen selbstsüchtig zu sein, und Egoismus ist zerstörende Kraft in Bezug auf Religion und Moral, somit antisozial. Es kann also die Gesellschaft durch das Mittel des Egoismus ihr eigentliches geistig-moralisches Ziel keineswegs erreichen und wird das Individuum bei Erstrebung höherer intellektuell-religiöser Entwickelung hemmen.

§ 2. Notwendig wird es sich machen, das Sein und Wirken der Gesellschaft auf die Grundlage des Altruismus zu stellen. Ist solches der Fall, so wird nicht mehr das Unglück des einen zur Quelle oder Voraussetzung des Glückes des andern, sondern es bedingt die Wohlfahrt des einen die Wohlfahrt des andern, und es werden auf diese Art die sozialen Zwecke erreicht. Während durch tantum-quantum Elend und Ueppigkeit in das Leben gerufen und in schreienden, unheilschweren Gegensatz gestellt werden, wird durch altruistische Gegenseitigkeit gar kein solcher Gegensatz erzeugt, kommen die guten Keime der Seele zu kräftiger Entwickelung und werden die schlechten Keime zurückgedrängt. Nur dadurch ist wirklicher Fortschritt in moralischer Gesittung möglich und Gesundheit wie Veredelung kein leeres Wort.

Das System des tantum-quantum erzeugt Entartung durch seine Unvernunft, Irreligiosität, Gesellschafts-Feindlichkeit und Gesundheits-Widrigkeit mittelst Markt und Konkurrenz, und nun kommen falsche Propheten der Wissenschaft und verkündigen in der letztern Namen, es sei, im Interesse der ganzen Gesellschaft, ein Teil der Elenden unbedingt auszurotten. Eine niemals zu rechtfertigende, abscheuliche Niederträchtigkeit! Wer gibt dir, barbarische Kreatur, dem der Sonnenstrahl des Glückes lächelt, das Recht, deinen durch dich und Genossen unglücklich gewordenen Mitbruder auszurotten? Wer ist so schlecht und verworfen, im Ernste glauben zu können, es sei irgend einer von den Lenkenden oder Gelenkten dazu ausersehen und bevollmächtigt, mit Leben, Gesundheit und Glück minder bevorzugter Existenz-Genossen nach belieben zu schalten und zu walten! Jeder Übergriff, den der Starke dem Schwachen gegenüber sich erlaubt, ist Verbrechen, Sünde, rächt sich am Sein des ganzen Organismus der Gesellschaft und hemmt die letztere bei Erreichung ihrer höheren Ziele.

Je mehr der Starke den Schwachen knechtet, aussaugt, plündert und schliesslich ausrottet, desto mehr kommt Ueppigkeit auf der einen

Seite, Elend auf der andern Seite zur Geltung, desto mehr fassen Verbrechen und Laster Wurzel, desto mehr wird Unglückseligkeit allgemein herrschender Zustand. Schlechtigkeit ist unter allen Umständen antisozial, und die Leiden des Opfers rächen sich immer an dem Schandtäter und seinen Nachkommen, indem sie mittelbar aber mächtig den Wasserspiegel von Gesundheit und Sittlichkeit herabsetzen.

Innerhalb des egoistischen Systems der Gesellschaft und Wirtschaft sind Religion und Erziehung völlig unzureichend, Wandel zum Bessern zu schaffen, den klaffenden Abgrund, welcher die sozialen Kategorien von einander trennt, auszufüllen und ein Wesen gegen das andere sympathisch zu stimmen; es kann da weder durchgreifende Praxis der Religion geben, noch jene umfassende und intensive Erziehung, welche als intellektuelle und religiöse, soziale und hygieinische Erziehung Person und Gesellschaft gründet, festigt und heiligt, und allein Harmonie ebenso wie Fortschritt ermöglicht. Und nur, wenn Religion wie Erziehung Wahrheit sind und das ganze Sein durchdringen, steht die Person moralisch und physisch fest und gelangt die Gemeinschaft zu höherer Entwickelung.

§ 3. Aus den wohl gedeuteten Tatsachen der Geschichte kann jeder dazu Geeignete und Befähigte den Vorgang der Entwickelung der Gesellschaft erschliessen; er kann zu der Erkenntnis kommen, dass ein Streben nach Verwirklichung idealer Ziele besteht, weil in jedem Individuum, deshalb in der ganzen Gesellschaft; es muss ihm klar werden, dass solches Streben gleich bedeutend ist mit dem Trieb der Vervollkommnung, welcher jede Kreatur beseelt. In der Gesellschaft sehen wir das Mittel, welches unter normalen Verhältnissen jeden einzelnen in den Stand setzt, zu höheren Stufen physischer und moralischer Ausbildung zu gelangen.

Es muss als höchst abnorm bezeichnet werden, wenn Individuen und einzelne Gruppen, welche Einfluss und Macht erlangten, in anmassender Selbstsucht Grund und Ziel der Gesellschaft in der Weise auffassen, dass alles soziale Zusammenwirken und Bestehen nur allein um die Achse ihrer persönlichen Interessen sich bewegen und die ganze Gemeinschaft für den Dienst solcher Interessen geschaffen sei. Das System des tantum-quantum bestärkt Auffassungen solcher Art in jeder Weise und verdeckt das natürliche Verhältnis; jene bevorzugten Individuen und Gruppen haben das Mittel in Händen, welches alle nicht bevorzugten in ihre Sklaven verwandelt, und machen wacker davon Gebrauch. Im Staate altruistischer Gegenseitigkeit könnte es ein solches Mittel gar nicht geben; demnach wäre die genannte Aufforderung von Bestimmung der Gesellschaft unmöglich und der Weg zu Erkenntnis von Grund und Ziel der Gesellschaft frei von jenen Hindernissen, unter denen selbstsüchtige Vorurteile die bedeutendste Rolle spielen.

Jedes Individuum hat das gleiche Recht auf Schutz und Förderung durch die ganze Gesellschaft, und kein Individuum darf irgend einem Zweck geopfert werden. Nur wenn dem so ist, erreichen Einzel- und Gemeinwesen ihre Bestimmung. Markt, Ausschluss aus der Gesellschaft und Krieg opfern zahlreiche Individuen mittelbar wie unmittelbar, und der Rattenkönig der Strafen, der Antipode des humanen Geistes und religiösen Gefühls, vernichtet direkt und indirekt grosse Bruchteile der Menschheit, ohne die andern Bruchteile auch nur im geringsten dadurch vor Entartung und Verfall zu schützen. Demnach sind Markt, Krieg, Ausschluss aus der Gesellschaft und rächende oder vergeltende Strafe, wie indirekte Ausrottung von Individuen und Mehrheiten, im höchsten Grade gesellschaftsfeindlich, verhüllen den Grund und vereiteln das Ziel der Gesellschaft. Und nur ein verblendeter Egoismus, gestützt durch falsche Folgerungen aus unreifer Wissenschaft, hält alle die Geisseln aufrecht, durch deren ununterbrochene Wirkung der grösste Teil des Menschengeschlechts um die Früchte seiner Arbeit, um Glück und Gesundheit betrogen, ein nicht allzu geringer Teil auch um das Leben gebracht wird, zu dem Zwecke, dass einige durch Ueppigkeit und moralisches Elend verderben.

Nur unter dem Zeichen des Altruismus hat die Gesellschaft vernünftigen Grund wie humanes Ziel und kommt zur Natur zurück in höchster Zivilisation. Waren die Gemeinschaften des Egoismus Haufen angekleideter, pestender Raubtiere, Schlange, Tiger und Drachen vereinigend, so sind die Gemeinschaften des Altruismus Gruppen von Geschöpfen höherer Ordnung, welche Unnatur, Niedertracht, Entartung überwanden und, in normaler Erfüllung von Gottes grossem Weltenplan, fortschreitend sich entwickelten.

§ 4. Grund und Ziel der Gesellschaft haben nicht allein Bezug auf die Zusammenwirkung der Wesen mit stofflichem Organismus, sondern auch auf die Seelen, welche in höheren Stadien der Existenz sich befinden und ätherische, beziehungsweise dynamische Leiber bilden. Was im ersten Abschnitt des kosmischen Daseins beginnt, setzt in den weiteren Abschnitten sich fort.

Demgemäss wird es darauf ankommen, das ganze Leben und Wirken von Individuum und Gesellschaft normal zu gestalten, und zwar intellektuell und religiös, sozialökonomisch und hygieinisch, gesunde, fortschreitende Entfaltung aller guten und edlen Seiten der Seele zu sichern. Zu solchem Ende muss jedes Einzelwesen unablässig und kraftvoll an sich selbst arbeiten und dem Nächsten liebevoll behülflich sein, das Gleiche zu tun. Und geschieht solches, erfüllen Einzelwesen und Gesellschaft ihre Aufgabe, welche darin besteht, naturgemäss zu immer höheren Graden von Harmonie und

Perfektion empor zu steigen, um die von Gott gesetzten End-Zwecke zu erfüllen.

Jedes weitere Stadium der Existenz ist abhängig von der Art und Weise, wie das vorherige durchlebt wurde. Je normaler, also gesundheitsgemässer, vernünftiger und religiöser solches geschah, desto gewisser und glückseliger erreicht das Wesen seine höhere Ausgestaltung und fördert damit auch die höhere Ausgestaltung der Interessen. Arbeit des Individuums an sich selbst genügt noch nicht: der Einzelne muss seine Sorgfalt auch dem Nächsten, der ganzen Gesellschaft widmen. Solches geschieht intellektuell, religiös, pädagogisch und ökonomisch.

Das Individuum kann jedoch nur dann altruistisch wirksam sein und andererseits seiner eigenen gesundheitlichen und geistig-sittlichen Vervollkommnung sich weihen, wenn durch das System der sozialen Ökonomie nicht sein Egoismus notwendig gemacht, herausgefordert wird, wenn tantum-quantum mit seinen Trabanten Markt und Konkurrenz nicht besteht, also nicht mehr von Individuum zu Individuum getauscht wird, Tauschmittel nicht mehr erworben werden, jeder sein unnehmbares persönliches Eigentum besitzt, die Arbeit aller allen gleichmässig zum Nutzen wird, jeder freudig tut nach Kräften und freudig erhält von der Gesamtheit nach Bedürfnis, jeder umfassend erzogen wird und echte Religion in Fleisch und Blut aller übergegangen ist. Nachdem eine solche Stufe der Ausgestaltung erreicht, werden die Erhellten und Erwärmten der gesitteten Nationen erst rechte Vorstellungen sich machen von Grund und Ziel der Gesellschaft. Und alle werden gut sein und erleuchtet!

Dr. med. Eduard Reich.

Kant und seine Ausleger.

„Wie doch ein Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun."

Schiller.

Denkmünze auf Kant.

„Sieh! Das gebändigte Volk der lichtscheu muckenden Kauze
Kutscht nun selber, o Kant, über die Wolken dich hin."

Goethe.

Zwei Häuser.

(Kapitel I.)

„Lassen Sie mich sehen", sagte Miss Jessamy Mainwaring, versuchsweise, „Ihr Name ist — ?"

„Liz Arden, bitte, Fräulein. Das hier ist meine Schwester Jess."

„Ah!" Miss Mainwaring griff nach einem Papier, das auf dem Tisch lag, las es, runzelte die Stirn, legte es nieder, lehnte sich vorwärts und tippte leicht mit einem kleinen, goldenen Federhalter darauf.

„Es tut mir leid", sagte sie schneidend, „wir können nichts für diesen Fall tun".

Die Bittsteller sahen niedergeschlagen aus; sie bildeten den denkbar grössten Kontrast in ihrer Erscheinung, aber gleiche Traurigkeit spiegelte sich in beiden Gesichtern wieder, als Miss Mainwaring ihr Diktum aussprach. Die Fürsprecherin war ein Mädchen von neunzehn, ihre Kleidung war elegant, sie hatte eine starke kräftige Figur, ein hübsches Gesicht mit frischen Farben und schöne kühne Augen; ihre Stiefletten waren ausgebessert, und um einen schön geformten Hals trug sie eine Kette von Glasperlen. Das jüngere Mädchen war die grössere, sie sah aus, als wäre sie zu rasch gewachsen, sie war sehr schmächtig mit langen schlanken Händen, deren Finger spitz zuliefen. Ihr Gesicht war zart in den Umrissen, es würde hübsch gewesen sein, wäre es nicht so bleich und abgehärmt gewesen. Die Lippen waren sensitiv, die Unterlippe sehr kurz und als Miss Mainwaring sprach, bebte sie. Die Haut war zart und weich, aber blutleer. Das Mädchen war schäbig gekleidet, ihr schwarzes, lockiges Haar ringelte sich kurz geschnitten und ungekämmt um ihre Stirn. Die weiten grauen Augen mit langen schwarzen Wimpern umsäumt, waren erschreckt und dunkel. Das ältere Mädchen sprach:

„Die Dame, die ich letzte Woche sah, Fräulein — "

„Miss Syme? Ich weiss, sie sagte Ihnen, sie würde den Fall untersuchen. Ich versehe das Bureau in dieser Woche und habe alle Informationen, die frühere Bittsteller betreffen. Wir können nichts für Sie tun."

„Warum nicht? Was hat man gegen uns? Mr. Vasarhély — "

„Verzeihen Sie, Mr. Vasarhély ist keine Autorität hier“ sagte Miss Mainwaring kalt. „Dies hier ist eine kirchliche Organisation; Mr. Vasarhély ist ein Abtrünniger und ein Charlatan. Bitte erwähnen Sie seinen Namen gar nicht erst als Empfehlung. — Wenn sie wissen wollen, was gegen Sie vorliegt, so kann ich es Ihnen sagen.“

Das Mädchen rückte nervös hin und her und sah auf ihre geflickten Schuhe nieder. Die drei Jahr Jüngere begann zu weinen und wischte ihre Augen mit ihren langen schmalen Händen. Jessamy Mainwaring nahm das Papier geziert auf. Ihre Hände waren eher gross, aber fest und weiss, und am dritten Finger der linken Hand trug sie einen Diamantring.

Jessamy war ein einziges Kind und machte ihren Eltern alle Ehre, physisch sowohl als geistig; fünf Fuss acht Zoll hoch ohne ihre hübschen Stiefletten, und trug kostbare Kleider des neunzehnten Jahrhunderts, die dem „Purpur und feinen Linnen“ gleichkamen.

Sie hatte eine verzärtelte Kindheit und eine brilliante Jugend in Newnham durch eine nicht weniger brilliante Verlobung mit Sir Charles Verschoyle gekrönt, einem jungen Mann, der eine Saison, in der er fleissig Barthafer säte damit beendete, dass er sich vollständig von Miss Mainwarings Geist und Schönheit unterjochen liess. Jessamy war eine Schönheit, deren physische Vorzüge einen mildernden Schleier über einen Intellekt warfen, dessen Stärke und Klarheit zuweilen zu harter und liebloser Ueberlegenheit und Stolz neigten. Ihre Gescheitheit war von allen gesellschaftlichen Reizen begleitet und nur hier in dem Wohltätigkeitsbureau zeigte sie sich etwas hart und voreingenommen. Sie erhob ihre blauen Augen:

„Elizabeth Arden“ las sie, „neunzehn und Jessie Arden sechszehn Jahre alt, das stimmt? Sie leben mit Ihrer Grossmutter Susan Arden. Sie sind die Töchter ihrer verstorbenen Tochter. Susan Arden ist unmässig, sie war schon oft wegen Trunkenheit bestraft, zuletzt hat sie gesessen, weil sie sich unter der Vorspiegelung sie könne wahrsagen, Geld zu verschaffen wusste. Sie hat dieses System schon eine Reihe von Jahren verfolgt. Sie — Jessie Arden — wurden wegen Ihrer Jugend von der Strafe freigegeben. Sie erschwindelten Geld von einem Dienstmädchen unter der Vorspiegelung Visionen in einer Krystallkugel zu sehen. Sie waren noch jung und unter der Gewalt Ihrer Grossmutter, daher wurden Sie freigesprochen; aber Sie wussten, dass Sie flunkerten und die Unwahrheit sagten, und Ihr Alter entschuldigt Sie eigentlich nicht. Sie hätten Strafe verdient. Und Sie, Elizabeth Arden, waren als Hausmädchen bei Mrs. Forsythe; es war Ihre erste Stelle.“

„Ich ging vorher zur Schule.“

„Eine Besserungsanstalt, vermute ich?“

„Jawohl!“ sagte das Mädchen trotzig. „Komm jetzt. Es war — und was macht das?“

„Für mich nichts —. Sie verliessen diese Stellung mit einem Tadel über Ihren Charakter, und seitdem leben Sie zu Hause. Mrs. Forsythe hatte oft Grund sich über Ihr Betragen und über Ihre Flatterhaftigkeit zu beklagen. Das ist Ihre Geschichte, sie ist sehr wenig empfehlenswert.“

Das jüngere Mädchen schluchzte hysterisch und zog sich nach der Türe zurück. Das ältere aber stemmte ihre Arme in die Seite und trat weiter vor.

„Sehen Sie mal an“ rief sie mit lauter Stimme, „es ist freilich sehr hübsch für Sie, dass Sie alles haben, was Sie sich wünschen, aber denken Sie mal, wenn Sie das alles nicht hätten, und immer gequält, ausgezankt, misshandelt und unterdrückt würden. Sie sind ein junges Ding wie ich, und ich wette Sie haben auch ein paar Burschen, die sich ganz achtbar mit Ihnen vergnügen. Wenn es Ihnen ginge wie mir, so würden Sie auch denken, dass es hart ist dafür zu Tode hungern zu müssen. Eine Schande ist's! Sie haben freilich nie Gelegenheit gehabt Unrecht zu tun. Sie nicht! Sie wären närrisch, wenn Sie es täten, närrisch wären Sie! Stimmt das nicht!“

„Verlassen Sie augenblicklich das Bureau“ rief Miss Mainwaring bleich vor Zorn.

„Nein, das fällt mir nicht ein. Wollen Sie mir Arbeit geben?“

„Ganz gewiss nicht; gehen Sie sofort.“

„Ich werde nicht gehen, sage ich Ihnen. Sie sitzen dort und predigen, aber ich will Ihnen auch was von meinem Verstande geben, und wenn es Ihnen nicht gefällt, dann können Sie's ja anders machen! Lass mich doch, Jess, du Dummkopf.“

Das jüngere Mädchen jammerte und zog sie am Ärmel.

„Sie impertinentes junges Ding“, rief Miss Mainwaring empört. „Ich werde nach der Polizei schicken!“

„Hoh! nach der Polizei wollen Sie schicken“, rief die Bittstellerin mit hochrotem Kopf. „Einsperren wollen Sie mich lassen, meinetwegen! Aber warten Sie. Ich will Ihnen schon etwas geben, damit Sie mich einsperren können. Sehen Sie sich bloss vor! Ich kratze Ihnen Ihre Augen aus!“

Jessamy Mainwaring lief zu Klingel, die andere sprang davor.

„Nein, das machen Sie nicht“, schrie sie, „Sie klingeln nicht! Ich will's Ihnen geben dafür, dass Sie ein achtbares junges Mädchen beleidigen, ich bin wahrscheinlich eben so gut, wie Sie, wenn man die Wahrheit wüsste.“

Elizabeth Arden erging sich fort in einer Flut von Beschimpfungen, die wir dem Leser lieber ersparen wollen. Der Gegenstand

ihres Angriffes stand zornig und aufrecht, soweit es ihre äussere Haltung betraf, aber ihre innerste Seele war zaghaft; wenn diese rasende Wilde sie tätlich angriff, was dann?

Miss Mainwaring war eine furchtlose Reiterin, eine vielbewunderte Tänzerin und Schwimmerin, eine ausgezeichnete, gewandte Tennis- und Golf-Spielerin. Sie war vollkommen gesund und ausserordentlich kräftig gebaut. Sie war wahrscheinlich diesem kreischenden jungen Frauenzimmer mehr als überlegen; aber ihr Stolz und ihr Zartgefühl lehnte sich gegen einen Streit in diesem orderly sanctum des Wohltätigkeits-Bureau's auf, das der ehrwürdigen Persönlichkeit von Miss Syme gewidmet war.

„Mädchen“, sagte sie streng, als ihre Angreiferin nach Atem rang, „Sie müssen entweder betrunken, oder irrsinnig sein“.

Diese Rede hatte keine besänftigende Wirkung; die junge Eiferin sprang vorwärts, als wolle sie sich auf Miss Mainwarings Kehle stürzen. Das jüngere Mädchen hielt sie unter Aufbietung ihrer schwachen Kräfte zurück. Ihr eigener Atem ging schneller und sie bekam einen kurzen harten Hustenanfall. Es war sonderbar, dass die furiose Liz, obschon sie ihrer Schwester einen nicht sehr liebenswürdigen Namen beilegte, dennoch nicht mit ihr kämpfte, um frei zu kommen, sondern ganz still stand und nur versuchte die Hände, die sie festhielten, von den ihren abzustreifen.

In diesem kritischen Moment vernahm man ein Tasten an der Türe, die sich nun öffnete, und ein Herr trat ein.

Das jüngere Mädchen stiess einen leisen Schrei aus und gab ihre Schwester frei. Der neue Ankömmling war gross und aussergewöhnlich kräftig, beträchtlich über die gewöhnliche Höhe und Breite hinaus — ein wahrer Riese.

Seine Züge waren ruhig und regelmässig, sein Gesicht hatte den weichen, weissen Ton des Elfenbeins. Sein Haar war braun, dick, lockig und eher etwas lang. Das Gesicht war ernst und sehr unbeweglich; die blauen Augen hatten einen fremdartigen, verschleierten Ausdruck. Das Gesicht schien sphinxartig in seiner Ruhe und Regungslosigkeit; die Stirn war breit, die Augenbrauen stark und horizontal. Er sah nicht wie ein Engländer aus, hatte aber auch keine bestimmten Merkmale einer anderen Rasse. Eine fascinierende Persönlichkeit — menschlich, aber doch nicht menschlich, von unserem jetzigen Standpunkt aus beurteilt. So wie er, mag der Mensch einer längst verschollenen mächtigen Rasse in der Vorstellung eines Dichters leben.

So trat er mit unbedecktem Kopf in das Bureau ein, verbeugte sich leicht, gewandt und mit Würde.

„Ich fürchte“, sagte er mit tiefer, wohlklingender Stimme, „dass Sie sich in Schwierigkeiten befinden, Miss Mainwaring“.

Miss Mainwaring, die ganz erstaunt war über die Ankunft eines ihr völlig Fremden, der ihren Namen kannte, antwortete errötend:

„Ja, das bin ich. Dieses junge Mädchen hat sich soeben höchst unschicklich betragen, ich nehme an sie ist betrunken. Ich weigerte mich aus hinreichenden Gründen sie mit Geld oder Arbeit zu unterstützen. Wenn Sie sie kennen, so veranlassen Sie sie bitte sofort diesen Raum zu verlassen, sonst werde ich sie wegen Beleidigung bestrafen lassen."

Das erregte Mädchen nahm einen dicken Band vom Tische, augenscheinlich in der Absicht ihn Miss Mainwaring an den Kopf zu werfen, als der Fremde seine Hand erhob. Er stand hinter Liz Arden, und sie konnte keinesfalls seine Bewegungen sehen; aber augenblicklich hielt sie inne, das Buch fiel zu Boden und hastig legte sie die linke Hand über die rechte und begann zu reiben und zu wischen. Der Mann trat an ihre Seite und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Haben Sie sich Ihre Hand verstaucht?" fragte er ruhig.

„Ich weiss nicht", murmelte das Mädchen mit leiser Stimme, „sie ist wie ausgerenkt".

„Vielleicht ist sie doch verstaucht, gehen Sie lieber nach Hause, holen Sie Ihre Grossmutter aus der „Rose und Krone" ab und bringen Sie Ihre Schwester aus dem Regen nach Hause. Sie ist schon krank; bringen Sie sie nach Hause."

Das Mädchen schlich hinaus wie ein geschlagener Hund, und die Jüngere folgte ihr. Der Mann betrachtete sie, als sie hinaus ging, und lächelte.

„Ist dein Husten schlimm, Jess?" fragte er gütig.

„Ja, Herr, sehr schlimm" flüsterte sie ängstlich und zaghaft.

„Nun, lass es gut sein" sagte der Mann, morgen wirst du ganz wohl sein. Leb wohl, Jessie."

Das Mädchen sah ihn an mit ihren schreckhaften, verschleierten, grauen Augen und stahl sich hinter der Schwester hinaus. Die Tür schloss sich. Miss Mainwaring ergriff das Wort.

„Ich bin Ihnen unendlich verbunden."

„Aber bitte. Ich schickte die Mädchen heute hierher und kam selbst, um Sie zu sehen. Ich wollte Sie — wiedersehen."

Er machte eine eigenartige Pause vor dem letzten Wort, und über Jessamy kam etwas wie eine vage Erinnerung, dennoch sagte sie:

„Ich kann mich nicht erinnern Ihnen schon begegnet zu sein."

„Nein? Ich erinnere mich Ihrer ganz genau, wenigstens mein Name wird Ihnen bekannt sein — Vasarhély."

Miss Mainwaring wurde sichtlich steifer.

„Ich kenne Ihren Namen, gewiss."

Der grosse Mann lächelte:

„Hatten aber kein Verlangen dem Eigentümer zu begegnen? Miss Mainwaring, wollen Sie nicht den Fall von Liz und Jess Arden in Betracht ziehen?“ ·

„Ich kann es nicht. Die Regeln dieser Organisation sind sehr streng, und —“

„Ich weiss das, viele christliche Organisationen behaupten tugendhafterweise, dass ihr Meister viel zu lax in seinem Urteil über Sünder war; aber ich wandte mich an Ihre eigene private Hilfsbereitschaft. Könnte ich mit Ihnen sprechen?“

„Ich bin sehr beschäftigt — jedoch — eine Minute —.“

„Ich danke Ihnen. Ich fürchte, Liz war sehr ausfallend?“

„Allerdings. Sie ist überhaupt ein sehr unwürdiger Fall. Sie ist in einer Besserungsanstalt erzogen und ihr moralischer Charakter ist sehr schlimm.“

„Das ist wahr. Aber ich möchte, dass Sie sich überlegten: Liz ist von einer trunksüchtigen, alten Frau erzogen, war stets von schlechtem Beispiel, Rohheiten, Fluchen und Schimpfen umgeben. Sie ist ein gamin der Strasse. Sie hat die Fehler und Tugenden ihrer Klasse. Die Erziehung in der Anstalt hat sie verstockter, aber nicht sanfter gemacht. Sie trat ins Leben als ein hübsches, aber gewöhnlich veranlagtes Ding voll ungebundener, tierischer Jugendlust. Sie widerstand dem Bösen nicht, das war vorauszusehen. Sie sprach heute roh und heftig zu Ihnen, aber sprach sie nicht die Wahrheit? Sie sind ein gescheites Mädchen; Sie sind teilnahmlos, aber lassen Sie Ihr Gehirn, Ihren Verstand einmal in dem Fall von Liz sprechen. Übersetzen Sie ihre plumpe, rauhe Sprechweise in Ihre höflicheren Phrasen, und — sagt sie nicht die Wahrheit? Wollen Sie nicht von Ihrer wohlgefestigten Turmhöhe der Reinheit Ihrer armen Mitschwester aus dem Sumpf helfen? Ferner bedenken Sie, die Aeusserung dessen, was niedrig und schlecht in Liz ist, bringt Sie auf, Sie schaudern vor seinem Ausdruck in ihr; sind Sie sicher, dass Sie nicht einen anderen Sünder geliebt haben, noch lieben, dessen Sünde sich hübsch verbirgt und eine zierlichere Sprache spricht? Wenn so, Miss Mainwaring, so ist es nicht die Sünde, die Sie hassen, sondern nur ihr Gewand.“

„Ich — ich — kann nicht über solche Dinge sprechen.“

„Ich würde es Ihnen dennoch raten, um Ihrer selbst willen. Weil“, er beugte sich rasch nach vorn und berührte mit den Fingerspitzen ihren Arm, „weil ich Sie bewundere, Sie achte; wenn Sie es mir vergeben, will ich Ihnen sagen, dass ich Sie so liebe, dass ich nicht will, so schwach es zu sein scheint, dass Sie erst durch Schmerz Mitgefühl lernen — ich möchte es Ihnen ersparen.“

Die Berührung seiner Finger verursachte bei ihr ein eigenartiges, prickelndes, nicht unangenehmes Empfinden, wie wenn sie ein schwacher

elektrischer Strom durchlief; es verstärkte sich, als Vasarhély's Stimme tiefer, ernster und eindringlicher wurde.

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich kann es Ihnen nicht erklären. Wenn ich es täte, Sie würden nur lächeln und zweifeln. Sie sind stark — Sie können Leiden ertragen — und wenn Sie nicht hören, müssen Sie leiden, denn Sie können nicht bis zu Ihrem Grabe als eine tote Seele gehen, wie es so viele tun. Sie müssen von den Toten auferstehen, und wenn Sie Ihr Ohr den weicheren Tönen der Trompeten der Engel verschliessen, so müssen Sie erst härtere hören."

„Versuchen Sie mir Angst zu machen, um Ihrem Schützling zu helfen?"

Vasarhély zog seine Hand von ihrem Arm zurück und sein Auge verdüsterte sich.

„Nein", sagte er ruhig. Miss Mainwaring nahm ostentativ ihre Feder auf.

„Sie wollen Liz nicht helfen? Was haben Sie aber gegen Jess?"

„Sie würde, wenn sie nicht noch so jung dazu wäre, als Schwindlerin eingesperrt worden sein. Sie wusste, dass sie unrecht tat — natürlich wusste sie das!"

„Was schwindelte sie denn?"

„Sie gab vor Bilder in einer Glaskugel zu sehen."

„Sind Sie denn gewiss, dass sie dieselben nicht wirklich sah?"

„Mr. Vasarhély, fragen Sie, ein Mann — augenscheinlich von Erziehung — mich — eine Frau von Intelligenz und Bildung, im neunzehnten Jahrhundert solche Fragen?"

„Gewiss; sind Sie denn sicher, dass Jess Arden's ungelehrtes Auge nicht Dinge sehen kann, die Sie nicht sehen? Können Sie schwören, dass das Kind nicht wirklich Bilder in der Glaskugel sah?"

„Das kann ich sicher", sagte Jessamy mit kurzem Lachen.

„Ich fürchte Sie würden sich eines Meineides schuldig machen."

„Meinen Sie wirklich, dass sie Zukunftsbilder sah für ein unwissendes Dienstmächen, die ihr einen Schilling für ihre prophetische Gabe gab?"

„Das nicht unbedingt. Aber es ist verzeihlich von der kleinen Jess, wenn sie glaubte, dass es Zukunftsbilder seien. Und wenn sie das auch nicht glaubte, ist es nicht eine grosse Versuchung für ein darbendes Kind, welches sieht, dass es seine geistigen Bilder für einen Schilling das Stück verkaufen kann, auch wenn sie nicht verlässlich sind?"

„Wohl möglich. Aber ein Mädchen, das lügt und sich unter falschen Vorspiegelungen Geld erwirbt, ist nicht wert, dass man ihr hilft."

„Miss Mainwaring, könnten Sie sich keine Umstände vorstellen,

unter denen Sie — Sie selbst — verzeihen Sie — Sie selbst die Unwahrheit sagen und Geld durch falsche Vorspiegelungen erwerben würden?"

„Ich?" Miss Mainwaring erhob sich. „Guten Morgen, Mr. Vasarhély."

„Das bedeutet eine Entlassung", sagte Vasarhély, „ich gehe."

Seine Augen ruhten voll Traurigkeit und Mitleid auf ihr. Er verbeugte sich und verliess das Bureau. Jessamy wandte sich der methodischen Erledigung von Miss Syme's Geschäften zu und vergass ihren Besucher.

Am Nachmittag verliess sie ihr Amt und fuhr nach Hause. Sir Charles Verschoyle dinierte am Abend mit ihr und begleitete sie ins Theater. Jessamy verlor Liz Arden ganz aus ihrem Gedächtnis. Diese kampfbereite junge Person ging inzwischen durch den Regen nach Hause.

Das eine Zimmer, welches der „Haushalt" Ardens inne hatte, lag im obersten Stock eines grossen Mietshauses. Die Wirtin war eine gutmütige, schlampige Person mit einem schwesterlichen Empfinden für Susan Ardens Schwäche. Jene ehrwürdige Dame war eben aus der „Rose und Krone" zurückgekehrt und lag schlafend am Fussboden, als ihre Enkelinnen eintraten.

Liz machte über ihren Zustand höchst respektlose Bemerkungen, nahm aber dann keine weitere Notiz von ihrer schlafenden Verwandten. Sie nahm ihren Hut ab und kniete am Herd nieder.

Es waren noch etwas Kohlen im Kasten und auf ihrem Nachhausewege hatte sie um einen halben Penny Holz gekauft und ein paar sehr verdächtig aussehende Würstchen. Dazu gab es Brot und etwas Thee. Sie zündete das Feuer an, übergoss dann mit kochendem Wasser aus dem Kessel den Thee und hiess Jess die Würste braten.

Nachdem die beiden Mädchen gegessen hatten, legte sich die jüngere nieder; hustend und fiebernd auf das nicht gerade saubere Bett ohne Decke.

„Fühlst dich schlecht?" sagte Liz; sie zupfte an den Schleifen auf ihrem Hut und kräuselte eine grosse Feder, die ihn schmückte. Es waren wenig Möbel in dem Raum; der Fussboden war schmutzig, die Luft dick und verbraucht; auf dem Kamin lag ein Pack Tarotkarten und eine Glaskugel.

„Schrecklich schlecht", sagte die andere stöhnend. „Ich werde wohl wieder nach dem Hospital gehen müssen, Liz. Ich habe mich wieder irgendwie erkältet."

„Irgendwie?" sagte das Mädchen mit ärgerlichem Lachen. „Da braucht man nicht erst lange zu fragen, mein Mädel; sieh bloss deine Schuhe an. Du wirst immer nass bei solchem Wetter."

„Wenn ich ein Sixpence hätte, würde ich in die Armenapotheke gehen.“

„Aber du hast ihn nicht, eben habe ich das Letzte ausgegeben.“

Jess seufzte.

„Der Doktor sagt zu mir „geh nicht bei Nebel aus, sagt er. Trink' viel Milch, iss viel Eier, sagt er; halte dich warm und in reiner Luft, sonst wird es nie besser werden.“

Liz lachte.

„Warum sagt er nicht Portwein und Hühnchen und Rostbeef,“ meinte sie spöttisch. „Vielleicht bezahlt er's auch. Aber lass nur, Jess, wir werden schon mal Geld kriegen.“

Sie trudelte die Melodie eines Gassenhauers, während sie an ihrem Hut herum hantierte. Als es dunkel geworden war, zündete sie ein kleines Licht an, trug es zu einem kleinen Spiegel und brannte sich das Haar. Sie setzte den Hut auf und suchte herum, bis sie ein Paar schmutzige helle Handschuhe, ein Stück grobe gewöhnliche Spitze und ein Bündel künstliche Blumen gefunden hatte.

Damit schmückte sie sich nun, nahm eine alte Hasenpfote aus dem Schubfach und fuhr sich damit hin und wieder über die Wangen, und knüpfte einen Schleier um den Hut und das Gesicht. Nun war ihre Toilette vervollständigt und sie sah ganz hübsch aus.

Sie beugte sich über Jess. Das Mädchen schlief und stöhnte und ächzte im Schlafe. Liz zögerte, neigte sich herab und küsste sie; dann schloss sie das Licht aus und ging. Es hatte stark geregnet, die Strassen waren sehr nass; die Räder einer vorüberfahrenden Kutsche spritzten den Schlamm aus dem Rinnstein bis in Liz Ardens Gesicht. Der Schein einer Laterne beleuchtete die Insassen des Wagens; eine hübsche weisshaarige Dame, ein schönes Mädchen mit kühlen Augen und ein junger Mann, der sich vorneigte und den Worten des Mädchens lauschte; sein Gesicht drückte Liebe und Bewunderung aus; das ihre war angenehm, doch ohne jede besondere Erregung.

Liz Ardens Zähne bissen sich zusammen; es was das Fräulein, das ihr ihre Hilfe verweigert hatte, aber nicht auf dem Mädchen ruhte ihr Blick. Sie sah auf den Verlobten Jessamy Mainwarings, und als die Kutsche, deren Räder sie mit Koth besudelt hatten, vorüberfuhr, verfluchte sie Charles Verschoyle mit den Lippen, die in neunzehn Jahren es gelernt hatten, leichter zu fluchen als zu beten.

In der kleinen unsaubern Stube, die Liz verlassen hatte, schlief die alte Frau schnarchend ihre Trunkenheit aus. Das Mädchen auf dem Bette stöhnte und ächzte, hustete und stöhnte wieder. Die Regentropfen fielen zischend in das ersterbende Feuer. Gerade ehe Liz zurückkam, gab Jess einen langgezogenen, leisen Seufzer von sich und schüttelte sich heftig. Ihr Atem stand still, eine Weile

— dann ging er wieder, noch ein Schauder, ein sonderbarer Kehllaut; dann wurde der Atem regelmässiger, das Aechzen hörte auf.

Eine Stunde vorher hatte Jessamy Mainwaring ihren Verlobten gute Nacht gesagt und war in ihr Zimmer hinauf gegangen.

Es war ein reizendes reich ausgestattetes Gemach mit hellbrennendem Feuer im Kamin. Sie liess sich vor ihrem mit weichen Stoffen garnierten und mit Silbergeräten besetzten Toilettentisch nieder, während die Zofe ihr schönes Haar bürstete. Dann stand sie eine Weile in ihrem langen weissen Nachtgewand mit reichen, zarten Spitzen, die Füsse in zierlichen Pantöffelchen auf dem Teppich vor dem Kamin, ihre Augen starrten in das Feuer und sie lächelte gedankenvoll.

Endlich warf sie sich auf ihr grosses, weiches Bett und zog die schmeichelnden Decken und seidenbezogenen Eiderdaunen über sich mit einem Seufzer der Befriedigung.

(Kapitel II folgt.) — *Ivy Hooper.*

Zur Reform der Kirche.

Immer lauter und dringender werden die Klagen über Freigeisterei, Irrreligiosität, Abfall von der Kirche. Immer grössere Anstrengungen macht man, um die Abtrünnigen, Irregeleiteten wieder auf die rechte Bahn zu führen, zu Gläubigen zu machen, und sieht doch nicht, dass draussen in der Welt mehr denn je die Sehnsucht nach einem Gott lebt, dass man eifriger und unermüdlicher als je nach der Wahrheit sucht. Wie kommt es nun, dass auf der einen Seite der ernste Wille zu geben und auf der anderen das Verlangen sich ganz und gar nicht mehr begegnen? Es ist so klar zu ersehen: die Menschheit ist inzwischen fortgeschritten — wäre es nicht traurig, wenn es anders wäre, da ja der allereinzige Zweck unseres Daseins unsere geistige Entwickelung, ja alles Dasein, die Existenz aller Welten nur Evolution ist!

Wir geben den Kleinen grosse Wahrheiten und Erfahrungen in symbolischen Märchen und Fabeln, und sie ergötzen sich an der

Form, ohne den Inhalt auch nur zu ahnen. Dann kommt für viele eine Zeit, wo der Intellekt einseitig in Anspruch genommen und alle Träumereien und Kindergeschichten als überwundener Standpunkt betrachtet werden. — Dann kommt die Welt draussen zu uns herein oder wir gehen hinaus zu ihr, stürzen uns in ihre Zerstreuungen, jagen äusserlichen Werten nach; Ruhm, Reichtum, intellektuelles Wissen, das sind die Verführer, die uns auf allen Wegen auflauern, und so lange sie uns in ihren Netzen halten, verblasst vor uns alles, was uns einst so schön und herrlich dünkte. Die Kindermärchen sind für uns schlafen gegangen. —

Das Leben tut seine Arbeit an uns, es führt uns auf und nieder, führt uns durch Nacht und Tag, nimmt uns zwischen seine Mahlsteine und zermürbt uns äusserlich so, dass endlich alle Leidenschaften, alle Sucht nach äusseren Dingen von uns abfällt und dann ist der Tag da, an dem das Innere, das man immer übertönt hat, wieder zu sprechen anfängt. Es ist erst wie ein traumhaftes Sehnen, das uns ergreift; ganz unbestimmt tauchen alte, längst begrabene Bilder in uns auf, Gefühle, die sich immer von Gedanken verdrängen liessen, werden geschäftig, sie nehmen uns an der Hand und führen uns in die Kammern und Winkel unserer Kinderzeit, und mit einem Male stehen wir mitten drinnen, wir Grossen, Müden, inmitten von all dem Spiel und Märchenzauber. Wir fassen anfangs alles zaghaft an, damit es uns nicht zerrinne, wir betrachten die alten Formen erst neugierig, dann eine Zeit lang vertraut — ja — dann aber kommt es, wir suchen und forschen und finden, dass die Formen wohl dieselben alten Bekannten geblieben sind, wir aber sind die Grossen, Müden, Gereifteren geworden, die damit für die Dauer nichts mehr anzufangen wissen.

In dieses Stadium ist auch unsere Menschheit nun getreten. Sie ist durch ein Leben des Ringens und Kämpfens gegangen, zurückgekehrt zur Stätte ihrer Kindheit, sehnsüchtig und hungernd, und man hat ihr nichts als Dogmen und Formen aufgetischt. Sie steht da forschend und heischend nach Kern und Inhalt, und wenn man ihr statt der Frucht nur trockene Schalen reicht, wird sie sich resigniert umkehren und sich vom ewigen Einerlei des Lebens wieder in das Schlepptau nehmen lassen, bis einmal die Zeit kommt, wo sie gewaltsam die Tore sprengt, die ihr den Anteil an aufgehäuften, engherzig verwahrten geistigen Schätzen wehren. —

Die Zeit des Materialismus ist überwunden, die Kirche kann nicht mehr sagen, dass man sich von ihr wende, dass man ohne Religion auszukommen versuche. Ganz im Gegenteil, es sind über Nacht Tausende und Abertausende von Menschen aufgestanden, die den Vertretern der Kirche zurufen: „Gebt uns geistiges Brot, wenn eure Kammern damit gefüllt sind; haltet nicht länger mit Euren Besitzen hinter dem

Berge; betrachtet sie nicht mehr nur als Euer alleiniges Privilegium; wenn ihr Augen habt zu sehen, kann Euch dieser hungernde, nach Wahrheit und Wissen drängende Zug in so manchem Antlitz nicht verborgen bleiben! Der Mensch, der so durch harte Lebenserfahrungen gegangen ist, lässt sich nicht länger mit Ammenmärchen von einem strafenden, einem rächenden Gott, von willkürlich auferlegten Prüfungen abspeisen. Das Leben, der unerbittliche Lehrmeister, hat ihn gelehrt, dass es Gesetze geben muss, die eisern für alle gelten müssen, deren Machtspruch sich keiner entziehen kann; es ist ihm klar geworden, dass nicht der Glaube allein an diese oder jene engbegrenzten Glaubenssätze es ist, der ihn erlösen kann, sondern die Tat; er fühlt, dass nicht das eine oder das andere Religionssystem allein ihm einen Gott geben kann, der universell ist, der war, ehe Menschen Formen für seine Anbetung und Verehrung schufen und sein wird, wenn die Menschheit nicht mehr ist. Der erwachte Mensch weiss, dass es nicht nur einigen Wenigen vorbehalten ist, sich Gott zu nähern; er weiss, dass jeder früher oder später auf seine Weise den Weg zu ihm finden muss; aber an den Vertretern der Kirche wäre es, den Suchenden zu helfen und voranzuleuchten. — Wie wir unsere inzwischen herangewachsenen Kinder zu uns nehmen und ihnen, nun sie reifer und verständiger geworden sind, den inneren Sinn ihrer Kindermärchen erklären, so sollte auch die Kirche ihren exoterischen Lehren, denen ein tiefer esoterischer Sinn zu Grunde liegt, endlich mehr Gehalt geben und mit der Zeit eine nach der anderen von den immer dichter gewordenen Hüllen fallen lassen, damit man das Licht der Wahrheit erkennen kann. Wenn es in uralten Zeiten geboten war die höchsten Weisheiten mit symbolischen Gewäudern zu umkleiden, so ist jetzt die Zeit gekommen zu offenbaren; das zeigt das Gähren und Unbefriedigtsein an allen Ecken und Enden. Wenn man diesem Verlangen nicht nachgibt, wenn man nicht anstatt der Steine Brot, anstatt der trockenen Form lebendiges Wort gibt, wird etwas anderes in Erscheinung treten. Das ist: man wird die, welche als Hüter geistiger Schätze von jeher bestellt waren, und die nicht weise genug waren zur rechten Zeit zu erkennen, was Not tut, einfach beiseite schieben, und jeder wird sich das nehmen, was ihm sein Eigentum dünkt, und was ihm mit Recht zukommt. Es kann keinen Gott geben, der das Privilegium einzelner Weniger ist, er wäre sonst nicht die Liebe, nicht Gerechtigkeit und Gesetz. Wir können uns Gott nicht vorstellen als gehütet und beschränkt in seinem Tun von einem Stab von Priestern, das wäre für uns nicht der Allschöpfer und Allerhalter. Wir dünken uns jeder, wenn auch klein und demütig, aber dennoch berechtigt, zu unserem Gott je nach unserer Erkenntnis zu stehen, ihn zu betrachten, meinetwegen als persönlichen, gütigen Gottvater, wenn unser Vorstellungsvermögen,

über das wir ja nie hinauskönnen, eben nicht weiter reicht, oder als das Absolute, Eine Gesetz; ganz gleich ist es, sage ich, in welcher Relation wir zu Gott stehen, wenn wir nur wissen und fühlen, dass Er ist. Zu einer Zeit aber wie heute, wo in so Vielen die Gewissheit aufgegangen ist, wird eine Bevormundung und Beschränkung in Formen immer bedenklicher und gewagter. Selbst die Frau, die zu allen Zeiten eine gehorsame und blinde Dienerin der äusseren, formellen Kirche war, fängt an nach einem „Mehr" als blossen Legenden und sinnverwirrenden Ceremonien zu verlangen. „Sie ist auch jetzt religionslos geworden" hörte ich so oft sagen — das ist nicht wahr, wirklich irreligiöse Frauen wären abnorme Monstra, die man Gott sei Dank recht, recht selten findet. Man stösst auf Frauen, die das Leben herb mitgenommen und erbittert hat, die sich noch nicht in sich zurecht finden, und denen man aufhelfen muss, aber nicht, indem man ihnen von Gottes Strafgericht und Vergeltung, sondern von seiner nie erlöschenden, allumfassenden Liebe spricht, ihnen die Gewissheit gibt, dass auch sie mit allen Menschen gleichen Anteil an seiner Güte und unwandelbaren Gerechtigkeit haben. — Um diesen armen Verbitterten aber wahrhaft helfen zu können, müssen wir Gott in uns tragen. Mir scheint, es ist der einzige Weg die wankenden Pfeiler der Kirche zu festigen, dass ihre Diener ganz in ihn, in seine Liebe eingehen, dann erst wird das, was sie geben, lebendiges Wort, göttliches Leben sein! Sie müssen aufhören Gottes Kinder nur in den „Gläubigen" ihres besonderen Kirchensystems zu sehen und müssen sie in allen Menschen erkennen lernen! Das werden sie, wenn Gott in ihnen selbst lebt und sich offenbart hat! —

Auch in unseren Theosophischen Kreisen macht sich bedenklich die Tendenz zu beschränken und dogmatisieren bemerkbar, auch hier beschäftigt man sich zu viel mit der äusseren Form, man lässt die Weisheit, die man in Büchern gelernt hat, nicht lebendig werden; dünkt sich um des Gelernten willen besser als die „Anderen"; und wenn man nicht rechtzeitig umkehrt, könnte man auch eines Tages, trotz aller immer wieder betonten Religionsfreiheit, auf den Standpunkt kommen zu sagen: „Wenn Du nicht an unsere Lehren und Dogmen glaubst, kannst Du nicht selig werden." Das ist der Irrweg, den noch bis jetzt die Entwickelung jedes Religionssystemes gegangen ist. Erst die Umhüllung uralter Weisheit in symbolische Formen, um die Profanen fernzuhalten; mit der Zeit eine immer stärkere Betonung der äusseren Hülle allein, bis diese schliesslich getrennt von dem sie einst belebenden Geiste dasteht, um in sich zusammenzufallen.

Helene Zillmann.

Fragmente.

„Warte, und während du wartest, beobachte, bete und vernachlässige keine Arbeit. Wie klein und nichtig sie auch scheine, wenn sie wahr ist und im Geiste der Weihe ausgeführt wird, ist sie wert getan zu werden. So wird das Leben erleuchtet und die Verwirrungen lösen sich. Und das Zusammengesetzte wird einfach.

„Niemals misstraue oder argwöhne Jemand. Wenn du betrogen bist, so wird Gott dich belohnen, indem er von deiner Güte dem gibt, der dir Unrecht tat; so dass er mit der Zeit bereut und sich ändert.

„Die Lebenserfahrungen kommen allmälig, eine nach der anderen, und jede trägt ihre Lehre und ihre Verheissung in sich, wenn du bereit bist sie zu empfangen. Dies sind die wahren Meilensteine, nicht die Jahre; und das Alter eines Menschen muss nach seinen Erfahrungen und der Reife seiner Empfindungen berechnet werden. Derjenige hat von dem Jugendbrunnen getrunken, der alles weiss, fühlt und erfahren hat, und sich dennoch die Frische seines Herzens erhalten hat, und dem Tod mit dem Morgentau im Antlitz entgegentritt. Für solche gibt es keinen Tod; und solchen Kindern gehört in Wahrheit das Königreich des Himmels.

„Halte dich immer bereit Alles aufzugeben. — Liebe, ja; du sollst nie aufhören zu lieben, aber lass nie zu, dass die Ranken deines Herzens sich so fest um etwas in deinem Leben schlingen, dass du nicht augenblicklich bereit bist es mutig freizugeben, wenn es von dir gefordert wird. Das menschliche Herz soll weder verweichlicht, noch verhärtet werden; lass dich nicht durch Versuchungen, die dir auferlegt sind, zu dieser Idee verleiten. Du hast nicht weniger, sondern mehr zu fühlen. Nicht weniger zu leiden, sondern mehr. Du musst deine Fähigkeit im Ertragen vervollkommnen und lernen dein Herz und deinen Willen in Momenten höchsten Schmerzes vollständig aufzugeben.

„Wenn du Geduld und Hingebung hast, wirst du diese Dinge verstehen, besonders, wenn du viel an sie denkst und über sie meditierst, denn du hast keinen Begriff von der Kraft der Meditation.

„Hüte dich vor Zorn, hüte dich vor Eitelkeit, hüte dich auch vor Selbstunterschätzung; dies sind die Löwen auf deinem Pfade.

Lebe jeden Tag und jeden Moment im Tage durch das innerliche Licht, indem du mit Vertrauen und Liebe den Blick darauf richtest. Wenn die Stunden der Finsternis kommen und du siehst es nicht, warte in Geduld und Zufriedenheit, wisse, dass es noch brennt und dass, wenn der Morgen dämmert, und du hast beharrlich gewacht, du es wieder leuchten sehen wirst, vielleicht noch heller als zuvor. „Die dunkelste Stunde ist vor der Dämmerung;“ daher sorge dich nicht und fühle nicht einen Moment lang Unruhe. Deine Lampe ist angezündet, hüte sie sorgfältig, es ist gleich, ob deine äusseren Augen sie sehen. Jene, welche dich kennen und lieben, können sie immer sehen, und sie mag auch in manches andere Herz scheinen, welches noch kein eigenes Licht hat . . . .

„Die Loge wartet und wacht immer und immer, sie wirkt immer — denkst du nicht, dass wir Geduld haben? — und jene, die uns dienen, müssen dasselbe tun. Du hast Recht, keine Kleinigkeit wird übersehen. Das Leben ist aus Kleinigkeiten aufgebaut, jede ist eine Sprosse der Leiter, wer darf darum sagen, dass sie klein sind! . . .

„Wir sind näher, als du weisst, und Liebe und Gedanken bringen uns noch näher.

„Ertöte den Zweifel, welcher sich in dir erhebt; das bist nicht du selbst, du *weisst*! Der Zweifel ist eine Maya, wirf ihn ab, höre nicht auf seine Stimme, die dir leise zuflüstert und deinen Mangel an Selbstvertrauen hervorruft. Daher sage ich dir, hüte dich vor Eitelkeit, wie vor Selbstunterschätzung. Wenn du das höhere Selbst bist, bist du alles, was gross ist; aber da dein tägliches Bewustsein, weit, weit unten ist, betrachte die Materie frei und unparteiisch. . . . Kümmere dich nicht um Widersprüche. Du weisst, dass du allein stehen musst; also stehe allein! . . .

„Halte dich aufrecht und stärke deinen Glauben. . . .

„Durch deine eigne hohe Glaubenstat musst du diese Dinge fordern und besitzen.

„Lass die Demut, jene zarte Gegenwart, nicht zu einem Stein des Anstosses werden. Wenn du das tust, sündigst du gegen das höhere Selbst.

„Ein tieferer Einblick gibt eine schwerere Verantwortlichkeit — vergiss das nicht — und eine Verantwortlichkeit, die Andere mehr berührt, als dich selbst. So sieh denn zu, dass das Aeussere das Innere nicht verdunkelt, deine Lampe muss hochgehalten werden, damit die Anderen sie sehen, und wenn sie dieselbe nicht sehen, damit sie sie beständig fühlen können. . . .

„Verwechsele daher das Aeussere nicht mit dem Inneren. Wenn das Aeussere auch reich und prächtig ist, denke daran, dass es nur so ist, weil das Innere hindurch scheint, und sich immer auf das,

was leuchtet. Keine Sorgen, keine Erwartungen liegen dort, eine Fülle von Verwirklichung, von welcher du keinen Begriff hast und eine Macht und Stärke, welche dich über diese Wirrnisse zu einem eignen sicheren Platz erheben wird. Du bist zu strenge mit deiner niederen Natur gewesen, das führt zu gefährlichen Reaktionen. Ruhige, stetige Bemühungen sind weit besser, wenn man dabei alle Gedanken an die Ergebnisse unterlässt. Erziehe deinen Geist wie ein Kind, führe ihn fest, aber sanft dabei, und auf allen Wegen und zu allen Zeiten stärke deinen Glauben.

„Dein Instrument muss nicht wie das eines Anderen sein — man braucht sie nicht zu verdoppeln. Deine besondere Art ist notwendig, und worin du dich von anderen unterscheidest, dort gehst du nicht irre, sondern dort kannst du, wenn vollkommen, deine ganz besondere Arbeit tun, welche die Anderen nicht vollbringen können.

„Durch diese Tränen von Blut wirst du lernen; durch dieses Leiden wirst du die Kraft erlangen deine Brüder zu führen. Was ist für dich Jemands Billigung oder Missbilligung? Arbeite und warte, es wird Alles wohl werden.

„Tauche unter in den tiefsten Tiefen deines Seins, dort wirst du Alles finden. Folge keinem Menschen nach, folge deiner inneren Stimme!

Cavé.

„Der Mensch besteht in der Wahrheit. Gibt er die Wahrheit Preis, so gibt er sich selbst Preis. Wer die Wahrheit verrät, verrät sich selbst. Es ist hier nicht die Rede vom Lügen, sondern vom Handeln gegen Ueberzeugung.“ —

„Ein Charakter ist ein vollkommen gebildeter Wille.“ —

„Leben ist, wie Licht, der Erhöhung und Schwächung, und der graduellen Negation fähig. Bricht es sich auch, wie dieses, in Farben? Der Nutritionsprozess ist nicht Ursache, sondern Folge vom Leben.“

„Je geistvoller, gebildeter ein Mensch ist, desto persönlicher sind seine Glieder, z. B. seine Augen, seine Hand, seine Finger u. s. w.

Novalis.

Rundschau.

Zu Immanuel Kant's hundertstem Todestage. — Am 12. Febr. 1904 sind 100 Jahre verstrichen, dass in Königsberg der 80jährige Immannel Kant die Augen für diese bedeutsame Inkarnation schloss. Unter allen philosoph. Köpfen Europas hat keiner für unsere Zeit die Bedeutung gewonnen, wie Kant, und das trotz der schweren Verständlichkeit seiner Schriften für das in philosoph. Lektüre ungeschulte grosse Publikum. Die geistige Entwickelung des 19. Jahrhunderts ruht zunächst auf seiner Kritik der reinen Vernunlt, die auch zum Angelpunkt unserer Metaphysik geworden ist. Heute, wo nach Kant's Voraussicht die Zeit eingetreten ist, in der man seine Schriften allgemein verstehen wird, ist es zugleich möglich einen Schritt über Kant hinauszugehen an der Hand des ihm kongenialen indischen Weisen Cankara, und den Bau seiner theoretischen Metaphysik mit der praktischen der Upanishaden resp. Yoga-Lehre zu krönen. Ähnlich empfindet auch Prof. Paul Deussen, der in seiner Vorrede zu den Sutras des Vedânta sagt: „So endlich steht das hier in der Quelle vorliegende System der Vedântalehre (gemeint ist seine Übersetzung der Cariraka-Mimansa des Badarayana nebst Kommentar des Cankara P. Z.) in der merkwürdigsten Beziehung zu der gänzlich von ihr unabhängigen Philosophie Kant's, derart, dass die Konsequenzen der Kantischen Grundlehren geraden Weges zu den Hauptsätzen der Philosophie des Cankara führen, während umgekehrt die Lehre des letzteren in der Kritik der reinen Vernunft ihren eigentlichen Unterbau finden würde".

Als Okkultisten bietet uns Kant viel Anklänge an esoterisches Wissen, und wir gehen wohl nicht fehl, die Vermutung auszusprechen, dass wir in Kant die Reïnkarnation eines der esoterischen Brüderschaft wohl nahestehenden Menschen vor uns haben, wenn uns auch seine trockene Diktion und der Mangel eines Gefühls im Sinne unserer Intuition daran manchmal irre machen könnte. Man muss auch bei ihm unterscheiden lernen, welche Ideen aus früherer Inkarnation eventuell apriori mitgebracht wurden, und welche seinem Zeitgeist entstammten resp. diesem Genüge leisten mussten. Aus den vielen mit der Geheimlehre übereinstimmenden oder daran anklingenden Ideen Kant's greifen wir heute nur einen Punkt heraus, der uns zugleich nächstens beim Kapitel des Weltäthers von Nutzen sein wird. H. P. Blavatsky sagt Geh.-L. I, 658 u. ff. im Abschnitt über „Kräfte als Bewegungsarten der Intelligenzen" folgendes:

„In dem Werke über Astronomie von Wolf (Hypothèses Cosmogoniques)

schliesst sich der Verfasser vollkommen der Kant'schen Theorie an, und die letztere Theorie erinnert, wenn auch nicht in ihrem allgemeinen Anblicke, so doch auf jeden Fall in einzelnen ihrer Züge, stark an gewisse esoterische Lehren. Hier haben wir das Weltsystem, „wiedergeboren aus seiner Asche", durch einen Nebel — die Ausstrahlung aus den toten und im Raum aufgelösten Körpern, bewirkt durch ein Erglühen des solaren Mittelpunktes — wiederbelebt durch den verbrennbaren Stoff der Wandelsterne. Man kann schwerlich verfehlen, in dieser Theorie, die in dem Gehirne eines jungen Mannes von kaum fünfundzwanzig Jahren erzeugt und entwickelt wurde, der niemals seinen Geburtsort Königsberg, eine kleine Stadt Nordpreussens, verlassen hatte, entweder die Gegenwart einer begeisternden äusseren Macht zu erkennen, oder aber einen Beweis für die Wiederverkörperung, den die Okkultisten darin sehen. Sie füllt eine Kluft aus, die Newton bei all seinem Genie nicht überbrücken konnte. Und sicherlich hatte Kant unsere ursprüngliche Materie, den Akasha vor Augen, als er die Forderung nach einer sich überall hin erstreckenden Ursubstanz erhob, um Newtons Schwierigkeit und seinen Misserfolg zu lösen, die den Planeten ursprünglich erteilte Schwungkraft aus den blossen Kräften der Natur zu erklären. Denn, wie er im achten Hauptstücke bemerkt, wenn man einmal voraussetzt, dass die vollkommene Harmonie der Sterne und Planeten und das Zusammenfallen ihrer Bahnebenen die Existenz einer natürlichen Ursache beweisen, welche somit die erste Ursache sein würde, „so kann diese doch nicht dieselbe Materie sein, welche anjetzt den Himmelsraum erfüllet". Sie muss jene sein, welche den Raum ursprünglich erfüllte — der Raum war — deren Antrieb in der differentiierten Materie der Ursprung der tatsächlichen Bewegungen der Himmelskörper war, und welche, „nachdem sie sich auf diesen Kugeln versammelt, . . . dadurch die Räume gereinigt hat, die man anjetzt leer siehet." Mit anderen Worten: aus eben derselben Materie sind jetzt die Planeten, Kometen und die Sonne selbst zusammengesetzt, und diese Materie hat, nachdem sie sich ursprünglich zu jenen Körpern geformt hat, die ihr innewohnende Eigenschaft der Bewegung behalten; welche Eigenschaft, nunmehr in ihren Kernen zentriert, aller Bewegung Richtung gibt. Eine sehr geringe Änderung der Worte ist hier notwendig und ein paar Zusätze, um aus dem unsere esoterische Lehre zu machen.

Die letztere lehrt, dass diese ursprüngliche, anfängliche Prima Materia, göttlich und intelligent, die unmittelbare Ausstrahlung des Universalgemütes, die Daiviprakriti — das göttliche Licht,*) welches aus dem Logos ausstrahlt — die Kerne aller der „selbstbewegenden" Scheiben des Kosmos gebildet hat. Sie ist die beseelende, immer gegenwärtige Bewegungskraft und Lebensprinzip, die Lebensseele der Sonnen, Monde, Planeten und selbst unserer Erde, ersteres latent, letzteres aktiv — der unsichtbare Beherrscher und Führer des groben Körpers, welcher seiner Seele beigegeben und mit ihr verbunden ist, welche nach alledem die geistige Ausstrahlung dieser betreffenden Planetengeister ist.

Eine andere ganz okkulte Lehre ist die Theorie Kants, dass der Stoff,

*) Welches „Licht" wir Fohat nennen.

worans die Einwohnor und dio Tiere anderor Planeton gebildet sind, um desto leiohterer und feinerer Art und von desto vollkommenerer Anlage des Baues ist, nach dem Masse, als sie weiter von der Sonne abstehen. Die letztere ist allzuvoll von Lebenselektzität, von dem heilenden lebengebenden Prinzip. Ebendeshalb sind die Menschen auf dem Mars ätherischer als wir, während jene auf der Venus gröber sind, obwohl weit intelligenter, wenn auch weniger geistig.

Dio letztere Lehre ist nicht ganz die unsere, doch sind diese Kant'schen Theorien ebenso metaphysisch und ebenso transcendental, als irgend welche okkulten Lehren, und mehr als ein Mann der Wissenschaft würde, wenn er es nur wagte, seine Gedanken auszusprechen, sie annehmen, so wie es Wolf tut. Von diesem Kantischen Gemüt und Seele der Sonnen und Sterne bis zu dem Mahat (Gemüt) und der Prakriti der Puranen ist nur ein Schritt. Im Grunde genommen würde die Zulassung dieses von Seite der Wissenschaft nur die Zulassung einer natürlichen Ursache sein, ob sie nun ihren Glauben zu solchen metaphysischen Höhen erheben würde oder nicht. Aber dann ist Mahat, das Gemüt, ein „Gott" und die Physiologie gestattet das „Gemüt" bloss als eine zeitweilige Funktion des materiellen Gehirnes und als nichts weiter."

Kant-Gesellschaft. — Prof. Vaihinger (Halle) gibt anlässlich der 100 Jahr-Kantfeier, die in Königsberg festlich begangen werden soll, die Anregung zur Gründung einer Kant-Gesellschaft, welche die von Kant gelehrten Anschauungen untersuchen und verbreiten soll. Speziell soll sie auch die Zeitschrift „Kant-Studien" mit materiellen Mitteln stützen. Man wird dieser Idee in beteiligten Kreisen sicher mit Sympathie begegnen und was an uns liegt, soll zur Förderung der neuen Gesellschaft gern geschehen.

Herbert Spencer †. — Am 8. Dezember 1903 starb in London, 84 Jahre alt, Englands grösster Philosoph im 19. Jahrhundert, Herbert Spencer (geb. am 27. April 1820 in Derby). Eine Auseinandersetzung seines Systems der synthetischen Philosophie ist hier wohl nicht am Platze, da dies zuviel Raum kostet. Spencer steht auf den Schultern der Philosophie August Comtes. Hier und da finden wir aber Anklänge an unsere esoterischen Lehren. Das Absolute lehrt er als das „Unerkennbare" (was der Kabbalist Ain Suph nennt): „Das, was unveränderlich in Quantität, aber in steter Änderung der Form besteht, unter diesen sinnlichen Erscheinungen, welche das Weltall uns zeigt, ist eine unerkannte und unerkennbare Kraft, welche wir als ohne Grenzen im Raume und als ohne Anfang oder Ende in der Zeit anerkennen müssen". Aus diesem Unerkennbaren tritt die erste Ursache (Logos bei Plato) heraus, welche nach Spencer das Bewusstsein darstellt, d. h. wie die Okkultisten sagen: „die den Kosmos durchdringende unpersönliche Realität (transcendentale Realität) ist der Gedanke als reines Ding an sich". (H. P. B. in G.-L.) (Realität im Sinne des Okkultismus gefasst!) Die Offenbarungen dieses Bewusstseins finden als Weltenentstehungen periodisch statt, ganz wie in der indischen Philosophie (First principles S. 482): „Da sowohl Bewegung als Materie in Bezug auf Quantität unveränderlich sind (?) (diese Hypothese bekämpft der Okkultismus durch seine

Lehre der spiralförmigen Höherentwickelung, ebenso das Christentum. Siehe auch N. M. R. X, 6 Lit. P. Z.), so möchte es scheinen, dass, wenn der Wechsel in der Verteilung der Materie, der durch die Bewegung verursacht wird, zu einer Grenze kommt, in welcher Richtung sie auch fortbewegt worden ist (?), sodann die unzerstörbare Bewegung eine umgekehrte Verteilung notwendig macht. Augenscheinlich bewirken die überall zugleich bestehenden Kräfte der Anziehung und Abstossung, welche, wie wir gesehen haben, in allen kleineren Veränderungen im Weltall Rhythmus notwendig erzeugen, auch in der Gesamtheit seiner Veränderungen mit Notwendigkeit einen Rhythmus — sie bewirken jetzt eine unmessbare Periode, während welcher die anziehenden Kräfte vorwiegen und eine allgemeine Zusammenziehung verursachen und hierauf eine unmessbare Periode, während welcher die abstossenden Kräfte vorwiegen und eine allgemeine Zerstreuung verursachen — abwechselnde Ären der Evolution und Dissolution".

Falb und die Astrologie. — Der am 29. Sept. 1903 verstorbene Wetterprophet Rudolf Falb stand in seinen Ideen der Astrologie sehr nahe. Als Wahrsagekunst fasste er sie als den „nur ungeschickten Ausdruck eines schönen, grossartigen und wahren Gedankens: die ganze Natur ist ein einziger Organismus, alle ihre einzelnen Erscheinungen stehen unter sich im engsten Zusammenhange. Hier gibt es keine Gegenwart und Zukunft, kein Grosses und kein Kleines, keine Geburt und keinen Tod". Es waren ihm natürlich die modernen Ätherforschungen ein Buch mit sieben Siegeln, gleich unsern offiziellen Wissenschaftlern, und doch hatte gerade er einen der wichtigsten astrolog. Einflüsse, den des Mondes mit ziemlicher Schärfe erkannt. Hätte er den kühnen Schritt gewagt, zum lunaren Einfluss den planetarischen hinzuzufügen, so wäre er sicher der Begründer einer einigermassen exakten Meteorologie geworden. So ist diese Begründung einem Späteren vorbehalten. Einen Schritt weiter geht schon Prof. Jäger, dessen Wetter- und Mond-Kalender 1904 uns vorliegt. Er hält im Gegensatz zu Falb, dem nur Neu- und Vollmond wetterkritisch wirken, sämtliche 14 Mondwechsel für bedeutungsvoll. Wir fügen in unserem astrolog. Jahrbuch (welches leider erst Oktob. 1904 erscheinen kann für 1905) dazu die Planetenstellungen. Eine kritische Beobachtung wird dann unter anderem den Forscher lehren z. B. dass bei besonderen Aspekten zwischen Sonne, Mars und Jupiter die Temperatur der Luft steigt, bei solchen zwischen Sonne, Saturn und Uranus fällt. Nordwinde werden mehr unter Jupiter-, Ostwinde unter Saturn-Einflüssen entstehen. Regen unter Venus und Saturn. Natürlich sind diese Einflüsse auf gewisse Länderstriche zu berechnen und mit der klimatischen Lage derselben abzustimmen. Hier würde sorgfältige Beobachtung und Vergleichung sicher ganz ungeahnte Resultate ans Licht stellen. Ebenso versprechen wir uns eine genauere Erdbebenvorhersage von diesen astrolog. Berechnungen, die in solch exakter, ich möchte sagen chemisch-dynamischer Weise gefasst, auch für den Stockwissenschaftler das scheinbar Unvernünftige verlieren müssen!

Es gibt keine Gravitation? — Die in unserer Literaturabteilung besprochene interessante Arbeit von Prof. Harperath wird uns Veranlassung geben in einem der

nächsten Hefte die okkulten Lehren über die Gravitation, die Rotation der Erde und einige damit zusammenhängende Erscheinungen ausführlich darzustellen. Heute nur ein Citat aus H. P. Blavatskys Isis unveiled (I. 271): „Es gibt keine Gravitation im Sinne Newtons, sondern nur magnetische Anziehung und Abstossung: und dieser ihr Magnetismus ist es, durch den die Planeten des Sonnensystems ihre Bewegungen in ihren entsprechenden Bahnen reguliert haben mit Hilfe des noch stärkeren Magnetismus der Sonnen, nicht durch ihr Gewicht oder Gravitation.“ Diese elektro-magnetische Spannung hat Harperath erkannt und bezeichnet sie als „Tension“, welche „im Verein mit der Schwerkraft, als Ursache der Bildung, Erhaltung und Bewegungen der Weltenkörper im Raume“ zu betrachten ist. Weiteres später. — H. P. Blavatsky's Voraussage, dass das zwanzigste Jahrhundert die Geheim-Lehre zur Anerkennung bringen würde, bewahrheitet sich von Tag zu Tag mehr!

Die Aetherstrahlung des menschlichen Körpers entdeckt! — Herr d'Arsonval machte in der französischen Akademie der Wissenschaften Mitteilungen über die neuesten Arbeiten von Charpentier und Blondelot (Nancy) in betreff von Strahlungen, welche vom menschlichen Körper ausgehen.

Nach diesen beiden Gelehrten hätte der menschliche Körper die Fähigkeit geheimnisvolle Strahlen freizumachen analog den X-Strahlen, denen des Radium oder, um es genauer auszudrücken, den N-Strahlen, welche Blondelot entdeckte.

Sie haben dieses Phänomen auf folgende Weise sichtbar gemacht: Ein mit einer fluorescenten Substanz bedeckter Lichtschirm wird durch eine kleine Quantität Radium zum Leuchten gebracht; nähert man sich sodann diesem Schirm und übt man in der Nähe desselben eine Muskeltätigkeit oder eine Nervenkontraktion aus, so leuchtet der Schirm stärker auf. Man hat konstatiert, dass diese Vermehrung der Fluorescenz der ausgeübten Kraftäusserung proportionell ist, oder, wenn man will, dem Nervenstrom, der sie bestimmt. Die menschlichen Muskeln und Nerven entsenden also besondere Strahlungen, welche durch Zunahme an Intensität den Schirm beeinflussen.

Nun werden wohl auch die „gelehrten“ Herren, die bisher die Ausstrahlungen des Magnetismus und die gesamte Odforschung für Schwindel erklärten, ihre vorschnellen Urteile etwas einschränken müssen!

Die Schwingungen der menschlichen Lebenskraft. — Dr. Baraduc, einer der verdienstvollsten Odforscher des heutigen Frankreich veröffentlicht soeben unter obigem Titel eine wertvolle Arbeit, die uns einen Begriff gibt von der Bedeutung der Kenntnis des menschlichen Odkörpers und seiner Behandlung in Krankheitsfällen (durch den Magnetismus). Wir drucken hier das Vorwort daraus ab:

„Dieses Buch ist ganz speziell für Nervöse, Sensitive und vor allem Nervenkranke geschrieben; es gibt im einzelnen einen Begriff von den Grundgedanken der biomotrischen Methode, die ich vor 13 Jahren geschaffen habe.

Die Biometrie ist, mit zwei Worten gesagt, eine Methode der Messungen unserer Schwingungen, übertragen auf den Ausschag, welchen die Bewegung

unserer Schwingungen an einer diamagnetischen Magnotnadel erzeugt, die isothermisch über einem Zifferblatt von 360 Grad im biometrisohen Apparat schwebt.

Man sieht, dass eine unserer Schwingungen die Nadel eine Anzahl Grade besohreiben lässt: z. B. 20 in soviel Minuten, als der Anschlag dauert und die Rückbewegung zum Ruhepnnkt. Diese Schwingung besitzt eine ganz besondere Art, die die Natur unseres Temperamentes charakterisirt. Jede Schwingung drückt sich als besonderer Kreisbogen aus, zählt eine gewisse Anzahl Grade und richtet sich auf einen der vier Kardinalpunkte.

Wenn diese Zahl der Grade ein Vielfaches von 5^0 ist, so wird die Schwingung normal richtig sein; wenn sie ungleichnamig 5^0 ist, so wird die Schwingung nnnormal nnd falsch sein. Im ersten Falle ist der Äther gut und sagt dem Organismus zu, im zweiten ist er schlecht und sagt dem Organismus nicht zu.

Die Vereinigungen der Vibrationen der rechten und linken Seite (des Körpers) drücken sich in einer biometrischen Formel aus, die der mathematische und zahlenmässige Ausdrnck ist der Schwingungen (die rechts einströmen nnd niedriger sind, links ansströmen nnd höher (intensiver) sind) des fluidisohen menschlichen Körpers, dessen innere Fluide sich im Sinne der Polarisation bewegen und eine äussere Kreisbewegung haben, welche an die vier Sonnenphasen gebunden ist: von rechts nach links im Frühjahr mit dem Aufstieg der Sonne und dem hochsteigenden Saft; von links nach rechts im Herbst mit der sinkenden Sonne und dem zurücktretenden Saft; dagegen erweitern sie sich im Sommer und werden expansiv, im Winter ziehen sie sich zusammen und werden attraktiv!

In der menschlich-groben Materie eingeschlossen unterhält der flnidische Körper durch seine Sensibilität nnd Elastizität einen Austausch mit den ätherischen Kräften des umgebenden Kosmos, dem er seine Fluide, seine Schwingungen, seinen eigenen Äther entlehnt nnd zurückgiebt.

Diese ätherischen Kräfte beeinflussen die Sensitivität des Sensitiven, der sie versteht und anzuwenden weiss, wogegen der Nervenkranke unter der Knechtschaft der pathologischen Schwingungen bleibt.

Sicherlich lassen diese Einflüsse die physiologische Sensibilität des Menschen nnberührt, welche durch sein materielles System mit seinen chemischen Substanzen und den bekannten Arten der Energie gebildet wird.

Während der Sensitive nnd der Nervenkranke von den Ätherfluiden leben, normal der erstere, unnormal der zweite. bauen sie ihre Existenz mit noch wenig bekannten ausserphysiologischen Kräften anf, welche sie augenscheinlich den weniger bekannten Bedingungen des täglichen Lebens entziehen.

Die Biometrie gestattet die eigenste Natur dieser Schwingungen festzustellen, und die Richtung dieser Kräfte unserer doppelten physischen wie psychischen Vitalität zu fixieren; sie bestimmt die Rolle, welche diese Z-Kräfte in der Konstitution der zusammengesetzten menschlichen Maschinen spielen.

Die menschliche Vitalität findet sich also auf diese Weise auf einen geometrischen Begriff zurückgeführt, einen doppelten Kreisbogen, nnd synthetisiert auf eine Zahl nach der Formel des Pythagoras.

Diese peripherischen Kreisbogen umgrenzen die Seiten einer darinnenliegenden

sechs- oder achteckigen geometrischen Figur entsprechend den Kreisbögen von 45° und 60°, entweder einer symmetrischen oder unsymmetrischen Figur, deren verschiedene Winkelsegmente, welche durch Verbindung mit dem Zentrum entstehen, die entsprechenden Werte ergeben von 8 Potentialitäten oder Fähigkeiten dessen, was man die menschliche Seele, oder das individuelle Temperament genannt hat.

Die Biometrie ist demnach eine anthropometrische Methode der menschlichen Vitalität, deren Ausstrahlungen sie misst, anwendbar für Sensitive, welche sie von ihrem Dasein überzeugt, für Nervöse, deren Nervosität sie näher bestimmt durch die Elimination der pathogenen Schwingungen schlechter Fluide.

Mit einem Worte, sie erlaubt die Grundlagen der Bewegungen der menschlichen Vitalität auf die Mathematik nnd Geometrie zu stützen:

1. in ihrem Verlauf, d. h. in ihrer Schnelligkeit in Bezug auf eine Zeiteinheit;
2. in ihrer bestimmten Polarisation im Raum zu jener Hauptkraft des Lebens, und bestimmt so nnser Schicksal;
3. in ihrem Zustande der attraktiven oder expansiven Elastizität ihrer Substanz, welche die Veränderung nnd Entwickelung der Form ermöglicht, unsere Transformation;
4. in den besonderen Arten der Sensibilität unserer Funktionen: cerebral, pulmonär, gastrisch und genital, deren Schwingungen zusammen den fluidischen Körper des Sensitiven bilden.

Diese Schwingungen beeinflussen die biometrischen Nadeln eine Anzahl Grade zu schwingen, die für jede Schwingung charakteristisch ist; diese geben so unsere physische und psychische Vitalität an durch den doppelten Kreisbogen, welchen sie beschreiben."

Roseggers Neustes Werk. — Peter Rosegger arbeitet an einem religiösen Werke, das gewiss hohes Interesse erregen wird. Er schreibt darüber:

„Mich beschäftigt seit ein paar Jahren die Verfassung eines Jesu-Buches. Eine Darstellung der Menschen- und Gottesgestalt Jesu, wie sie in mir lebt, umgeben von anderen biblischen Gestalten, die hübsch realistisch zum Vorschein kommen sollen. Das Werk dürfte im Herbst des nächsten Jahres erscheinen. Es soll das ein versöhnender Gegensatz sein zum „Sünderglöckel", das ich in diesem Jahre läute."

Allerlei. — Prof. Fritz Schaper hat das Schleiermacher-Denkmal, welches in Berlin an der Dreifaltigkeitskirche aufgestellt werden soll, soeben im Entwurf vollendet. — Die Theosophische Gesellschaft in Wien versendet für 50 Pfg. ein „Bücherverzeichnis der Theosoph. Zentral-Bibliothek für Österreich-Ungarn", das wir zur Anschaffnng empfehlen. Österreicher werden die Leihbibliothek mit Vorteil benutzen. Die Bibliothek ist sehr reichhaltig. Auch kann man Werke theosoph. Literatur käuflich von der gleichen Adresse beziehen. —

Litteratur.

Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.

Stange, C., Prof., Dr., der Gedankengang der „Kritik der reinen Vernunft. Ein Leitfaden f. d. Lektüre. 2. erw. Aufl. Lpzg. 1903. (—.75)

Zahlreiche Anfragen nach einem Hilfsbuch für die Lektüre der Kr. d. r. V. beantworte ich mit dem Hinweis auf obiges Schriftchen, welches für den Anfänger in Kantstudien eine angenehme Erleichternng bedeutet. Die knappe präcise Ausdrucksweise fasst die Begriffe Kant's so geschickt, dass man auch ohne besondere philosoph. Vorstudien damit in das Hauptwerk der Philosophie des 19. Jahrhunderts eindringen kann. Für weiter fortgeschrittene empfiehlt sich sodann der Kommentar von Prof. Vaihinger.

Harperath, Prof. Dr. L., sind die Grundlagen der modernen Astronomie, Physik, Chemie haltbar? Berlin 1903. (1.—)

Diese Broschüre ist sehr inhaltreich und sollte von jedem Freunde der Naturwissenschaften studiert werden. Der Verfasser bezichtigt die Astronomen arger Irrtümer und nimmt eine Ehrenrettung des Kopernikus vor, an die wohl kaum Jemand sonst gedacht hat; er erklärt uns, dass die Astronomen den dritten Satz des Kopernikus von einer jährlichen Bewegung der Drehungsachse der Erde nicht verstehen konnten und unterschlagen und geleugnet haben, und dass auch ihre Darstellung der täglichen Erdrotation falsch sei, da sie nicht genau 24 Stunden 0 Minuten betrage, sondern bald etwas mehr, bald etwas weniger sei, und was neu ist, von der Sonne bewirkt werde! Diese stehe zur Erde durch die verschiedene elektrochemische Beschaffenheit der Körper und ihrer Atmosphären in einem polaren Verhältnis, wobei die Sonnenatmosphäre auf die der Erde anziehend und drehend wirke. Diesen Vorgang bezeichnet er als elektrische Tension, die auch an die Stelle der bisher angenommenen fiktiven Zentrifugalkraft zu treten habe. Die Tension bewirkt auch, dass uns die Energie der Sonnenatmosphäre als Licht erscheint, ebenso sei eine andere Wirkung die Wärme als Produkt der Stösse oder Schläge der Luftmoleküle. Auch das Licht der Sterne sei eine Folge der Tension und nur ihre optische Erscheinungsform. Unsere Atmosphäre, die Luft bringe die verschiedenen Schwingungen hervor, sowohl die des Lichtes, wie der Wärme und der Elektrizität, die Annahme des Äthers könne ganz entbehrt werden. Das Licht sei also irdischen Ursprungs, eine Meinnng, die die Experimente von Francke L. Woodward,

wovon in Lloyds „Editorhpa“ berichtet wird, unterstützen (s. Heft 4/5 1903 der Neuen Metaphysischen Rundschau, wo diese Experimente auszugsweise angeführt sind).

Hier wird also in der neueren Wissenschaft zum ersten Male ein andauernder und verschiedenartig wirkender, unmittelbarer Zusammenhang des Irdischen mit den Weltkörpern betont, wobei die Theorie der elektrischen Tension nicht nur die gröberen, sondern auch die feinsten Wirkungen zulässt, sich also nicht auf die grobsinnlich bekannten beschränkt. Er kommt so z. B. auf einen wissenschaftlich bisher unerhörten Gegensatz in der Wirkung des Vollmondes und Neumondes, jene ist (elektrisch) anziehend, diese abstossend, was die geologischen Formationen sehr beeinflusst hat, als sie sich bildeten. Das wird ihm freilich von den Gelehrten kaum ohne weiteres geglaubt werden, die dem Monde kaum eine metereologische Wirkung zutrauen, mit der ungeheuerlichen Inkonsequenz jedoch, dass er die Meere bei den Gezeiten um eine ganze Anzahl von Metern hochhebe — nicht durch Harperaths Tension, sondern nur durch Gravitation, was aber wenig glaubhaft ist.

Die Kometen definiert uns Harperath als Gebilde aus Petroleum und Kochsalz, in der Sonnennähe verdampfen sie, werden chemisch zersetzt und bilden dann Schweife, die die Sonne abstösst, weil sie chemisch eine ähnliche Polarität haben wie die Atmosphäre der Sonne.

Sehr interessant ist das Kapitel über das natürliche System der chemischen Elemente und seine enge Beziehung zur Entstehung der Planeten, hier wie dort findet er dieselben zahlenmässigen Verhältnisse. Auch diese Kühnheiten werden in den Kreisen seiner Kollegen schwerlich anerkannt werden, aber sie zeugen von einer genialen Höhe des Denkens und erklären uns das, was man unverstanden „Magie der Zahlen“ zu nennen pflegte, vollkommen wissenschaftlich. Beigegeben ist eine Tafel der Atomgewichte und eine kosmogonische Zeichnung. Es mag sich nicht alles bestätigen, was er in der Schrift darlegt, doch ist sie unseres Erachtens von grosser Bedeutung. *Albert Kniepf.*

Kant, Imm., die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. 3. Aufl. Hrsg. u. mit e. Einleitung sowie einem Personen- u. Sachregister versehen von Karl Vorländer. Lpzg. 1903. (3.20) (Philosophische Bibliothek Band 45.)

Sänger, Ernst, Kant's Lehre vom Glauben. (Preisschrift der Krugstiftung.) Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. H. Vaihinger. Lpzg. 1903. (3.—)

Es ist nur zu verständlich, wenn die religiöse Gährung unserer Tage nach einen Halt sucht in den Ideen derer, die ihr vorgedacht haben. Einer dieser Vordenker bedeutendster Art ist Kant in s. Rel. i. d. G. d. bl. V. In dieser Schrift „wird das Ganze einer Religion überhaupt, so fern sie blos aus der durch moralische Ideen geleiteten Vernunft entwickelt werden kann, vorgetragen“. (Einltg.) Dass Kant hier, ja gerade hier die wesentliche Seite der Religion, die mystische Erkenntnis (Intuition) völlig übersieht, braucht kaum erwähnt zu werden. Er perhorresziert unter dem Eindrucke zeitgenössischer pseudomystischer Bestrebungen die Mystik unter einem erklärlichen Vorurteil. Ja, ich möchte sagen, dass ihm

dieser „Mangel" gerade zu der Klarheit den Weg gebahnt hat, die unsere Bewunderung findet. Soweit das Gebiet der Religion durch die Denkfunktionen durchmessen werden kann, soweit eine Vernunftmoral im Stande ist religiöse Lebensnorm zu bilden, soweit hat uns Kant festen Boden erarbeitet. Seine religiösen Leistungen hätten, wenn die orientalische Literatur ihm bekannt gewesen wäre, wenn er überhaupt seine Vorlesungen über Religionsphilosophie hätte fortsetzen können und wollen, sich sicher in vielen Punkten Schopenhauerschem Denken nähern müssen. Sein Gesichtskreis war aber an seine Zeit gebunden und an eine natürliche Veranlagung, die ihm wohl zum König des Denkens, nicht aber zu dem des Empfindens machte.

Wir greifen aus d. R. i. d. Gr. d. bl. V. nur einen einzigen Satz heraus, um dies zu illustrieren. Kant sagt da. „Religion ist (subjektiv betrachtet) die Erkenntnis aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote". Aus diesem Satze entwickelt er eine Moral, gegen welche praktische Einwendungen kaum zu machen sein werden. Er kommt aber zu ihr auf dem umgekehrten Wege; als wir. Die „natürliche Religion", mit deren Festlegung er sich beschäftigt, ist ihm „diejenige, in der ich zuvor wissen muss, dass etwas Pflicht sei, ehe ich es für ein göttliches Gebot halten kann". Dagegen sagen wir: Religion ist (subjektiv betrachtet) die Gegenwarts-Empfindung Gottes im Menschen. Der Mensch, eingegangen in Gottes Willen im Zustand der Versenkung, hat das erreicht, was wir Religion nennen, das Einsempfinden, Einssein mit dem Urgrunde. Dieser Zustand der Wiedergeburt lässt ein Denken über diese oder jene Möglichkeit einer Entscheidung vor Pflichtfragen nicht mehr zu, da das Denken, welches in diesem Falle nicht mehr durch das Gefühl: der Pflicht auszuweichen, bestimmt wird, nur noch ein Werkzeug des „erleuchteten" Empfindens geworden ist! Dieses ist die innere Gegenwart der göttlichen Harmonie zugleich mit der Unterwerfung des Willens unter die gesetzmässige Ordnung des Geschehens. Für uns ist der „Sprung in den Abgrund", wie Kierkegaard das religiöse Erlebnis bezeichnet, die Voraussetzung jeder Religion. Soweit dieser nicht gewagt ist, haben wir nur die Vernunftmoral Kant's, und insofern diese gut ist, ein genügendes Aequivalent unter Verhältnissen, die noch nichts besseres zulassen. — In letzterer Hinsicht ist eben die R. i. d. Gr. d. bl. V. eine in jeder Weise zu beachtende Arbeit. Die uns vorliegende Ausgabe ist des Lobes wert. Eine sorgfältige, kritische Einleitung führt uns durch Kant's religiöse Entwickelung. Diese war dem eintönigen, jeder tiefen Leidenschaft fremden Lebensführung entsprechend eine wenig bedeutende. Er konnte sich in seinem gleichmässig verfliessenden Leben recht wohl eine Religion aus lauter Vernunftbegriffen aufbauen. Kaum ein Ereignis scheint geeignet ihn aus seinem Denken aufzurütteln. So sagt auch Jachmann in seinen biographischen Notizen: Waren irgend eines Menschen Religionsmeinungen kalte Aussprüche der Vernunft, hat je ein Mensch alles, was Gefühl heisst, von seinen religiösen Handlungen ausgeschlossen, bestand je eines Menschen Gottesdienst bloss in einem reinen Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und in einer von allem Sinnlichen gereinigten und rein motivierten Pflichterfüllung, so war dies bei Kant der Fall."

Eine Ergänzung zu obiger Schrift finden wir in der sorgfältigen Arbeit von Dr. Sänger über Kant's Lehre vom „Glauben". Wenn Kant in der Vorrede zur 2. A. der Kritik der reinen Vernunft seine Lebensarbeit in die Worte zusammenfasst: „Ich musste das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen", so spricht er das Verhältnis aus, welches wir oben dargelegt haben. Es heisst das mit anderen Worten: Ich musste dem Denken die Grenzen stecken, um zu zeigen, wo das Gebiet der Empfindung beginnt. Wenn Kant das letztere nie betreten hat, so hat er doch das erstere desto gründlicher gekannt. Schliessen wir an seine Kritik des Wissens die Lehren des Badarayana und Sankaracharya der Vedantalehre an, so fügen wir Kant's negativer Arbeit die positive hinzu. Erst damit hätten wir ein System der Religion geschaffen.

Sänger geht alle Werke Kant's sorgfältig durch und hebt die Sätze heraus, in denen Kant sich dem „Glauben" zuwendet. Es ist nicht nötig näher darauf hier Rücksicht zu nehmen. Wer sich mit Kant und seiner Einwirkung auf unsere modernen religiösen Bestrebungen beschäftigt, kann die Sängersche Arbeit in keiner Weise missen.

Valentiner, Th., Kant und die platonische Philosophie. Heidelb. 1904.

Wie wir schon an anderer Stelle dieses Heftes gesagt haben, dass Kant in seinen Ideen der Geheimlehre nahe stand, so haben wir in vorliegender Arbeit einen neuen Beweis dafür. Plato ist in die Mysterien eingeweiht gewesen und hat über Ägypten Kenntnisse der Geheimlehre erhalten, die er mündlich im Kreise seiner Schüler weitergab. Er gehört also jenem Kreise der Erleuchteten an, welchen die Aufgabe zufiel, für ihre Zeit in ihrer Person die Geheimlehre zu vertreten. Einen ganz ähnlichen Platz nimmt Kant ein, nur mit dem Unterschied, dass er sich nicht der äusseren Übertragung der Lehren erfreuen konnte. Er musste selbst und hart ringen, ehe er gegen das Jahr 1770 (wie Val. wohl überzeugend nachweist) sich auf jene geistige Stufe durchgearbeitet hat, wo Plato's Lehren ihm verwandt wurden. Seine innere Arbeit war auch zu machtvoll auf die neuen Ziele gerichtet, als dass er sich hätte von aussen tiefer beeinflussen lassen können. Nun ist merkwürdig, dass Kant Plato nicht direkt kennen gelernt haben soll, sondern „in späteren Umbildungen, die man mit dem Namen Plato's in Verbindung brachte". Daraus ergeben sich die interessanten Fragen, in welchem „Verwandschaftsgrad" beide mit einander stehen und in welchen Gegensätzen. „Welche Vorstellungen verbindet Kant mit den alten Begriffen, die er von Plato übernimmt? Inwieweit glaubt er darin sich Plato anzuschliessen, und wie ist das tatsächliche Verhältnis zu platonischen Anschauungen?"

Die Lösung dieser und ähnlicher Fragen scheint uns durch Valentiner's Arbeit glücklich gefördert zu sein.

Als den Grundton beider Anschauungen (Kant u. Plato) möchten wir die Erkenntnis festhalten, dass „das Wissen von den Erscheinungen nicht befriedigt". Beide Philosophen suchen im Wesen des Intelligiblen die höchste und allein wirkliche Erkenntnis. Während Plato sich in wesentlich praktischer Hinsicht in dieser Erkenntnisweise betätigt haben muss, was ja schon im Wesen der

Initiierten liegt, so hat Kant in peinlicher Sorgfalt sich erst durch alle gedanklichen Eventualitäten den Weg gebahnt. Wo Plato den intelligiblen Gegenstand kurzer Hand gleich dem Begriff stellt, das Erkannte und das Sein identifiziert (im realen Zustand der Erkenntnis), „spricht Kant von „Begriffen und Grundsätzen der reinen Vernunft“ und „Urteilen über Gegenstände“ derselben und scheidet somit scharf zwischen Begriff und Gegenstand“. Auf Plato's Ideenlehre können wir hier nicht näher eingehen. Eine gerechte Kritik derselben könnte nur im Vergleich mit den ägyptischen Geheimlehren und ihren Methoden geliefert werden. Es erscheint uns heute als ein Missverständnis der letzteren, wenn Plato die Ideen aller Realität beraubt durch ihre Verallgemeinerung auf „Gegenstands- und Zustandsbegriffe jeder Art“. Kant nähert sich der Geheimlehre hier mehr wenn er „an die höchste Stelle im Reiche der Nonmena das intelligible Urwesen stellt“.

Die Ansichten beider Philosophen über den Ursprung der Vernunfterkenntnisse zeigen bedeutende Übereinstimmungen. Wenn Plato uns in seiner Philosophie „die Einsicht in das Wesen des Beharrlichen oder des Begriffes als eines Wissens, das wir unabhängig von der sinnlichen Wahrnehmung besitzen“ zu geben bestrebt ist (man erkennt hier den orientalischen Ursprung seiner Ideen aufs deutlichste); so bemüht sich Kant seinerseits das Gebiet der synthetischen Sätze a priori zunächst fest zu umgrenzen und in ihm ein reines Vernunftsystem zu errichten. Während uns aber das letztere nur theoretisch wertvoll sein kann, so ist das erstere, den Lehrmethoden des Ostens entsprechend, von praktischem Nutzen. Plato hat seinen Schülern sicher, um sie über den „Ursprung der Vernunfterkenntnisse“ zu unterrichten, auf die „Meditation“ verwiesen. Kant scheute seiner Veranlagung entsprechend vor diesem Schritt zurück. Für seine Zeit wohl mit gutem Grunde. —

Der objektive Idealismus Plato's, „der die Begriffe überhaupt als fertige Gegenstände ausser uns, ihr Wissen als ein fertiges, das nicht entsteht, sondern nur geweckt werden muss, in uns setzt“, verrät Ideen von der Praeexistenz der Seele und der geheimen Mysterienlehre der Reïnkarnation. Auch hier ist ein Verständnis ohne die Geheimlehre nicht möglich. Auch Kant mag intuitiv ähnlich gefühlt haben, da er „voraussetzt, dass wir bestimmte Fähigkeiten zur Erweiterung der Erkenntnis vor aller Erfahrung mit auf die Welt bringen“. Doch bleibt Kant's transzendentaler Idealismus „in der Schilderung eines eigentlichen Erkenntnisprozesses“ stecken, in dem er darlegt, „wie die Erfahrungsobjekte durch die Art, wie unser Erkenntnisvermögen aus dem durch die Wahrnehmungen zugeführten Stoff wirksam ist, möglich werden oder entstehen“. Er berührt also hier keineswegs das Gebiet der a priori Erkenntnisse praktisch, ja dies ist ihm bei seiner Methode gar nicht möglich.

Wir müssen uns hiermit aber beschränken, da ein Eingehen auf Plato's Timaeus einem späteren Artikel vorbehalten bleiben soll, dort werden wir auch Kant's Idealismus wiederum näher treten.

Interessant ist noch ein Punkt aus dem Kapitel über Vernunft und Moral. Kant denkt: „wir werden im Ringen mit den widerstrebenden Trieben der Sinn-

lichkoit in unendlichor Zoit das Gute crreichen, während des Lebens können wir uns ihm nur nähern". Wir stammen nach Kant ans dem Bösen. Das Ideal der Tugend soll „als letztes Ziel unseres Handelns vor nns liegen nnd erst dann wirklich sein, wenn wir bei ihm angelangt sind". Plato dagegen verlegt ein „Abbild des Guten in uns", das Ideal selbst hinter uns, ganz entsprechend der Geheimlehre, deren Vertroter er ja ist, nnd nach der es in Wahrheit ein goldnes Zeitalter gegeben haben soll; nach der wir im Wesen ans dem Guten stammen und mit diesem in uns wesenhaften Guten die Materie, sagen wir das Leben in seiner Gesamtheit, einem Ziele zuführen sollen, von dem wir einst ausgegangen sind. Von Gott, zu Gott. Erst das Verlieren der Ruhe, dann die Wiederherstellung der Ruhe in ewig periodischem Wechsel. —

Marcus, E., die exakte Aufdeckung des Fundaments der Sittlichkeit nnd Religion und die Konstruktion der Welt ans den Elementen des Kant. Eine Erhehung der Kritik der reinen und der praktischen Vernnnft zum Range der Naturwissenschaft. Lpzg. 1899.

Der Verf. heschränkt seinen Leserkreis in der Einleitung auf die, „welche berufen oder unberufen die Funktion erfüllen, das Volk zn belehren, zu unterrichten und seine Lage zu verbessern". Diesen will er ein System der Philosophie in dic Hand geben, welches auf Kant's Grnndlehren, hesonders seine in der Kritik der praktischen Vcrnunft niedergelegte Ethik sich gründet, und Besseres leisten soll, als die bisherigen. Dies System kann weder sittlich noch religiös machen, soll aber die Irrtümer der sittlichen nnd religiösen Urteilskraft berichtigen. Ich hatte die Absicht die Anschaunngen von Marcns ausführlich wiederzugeben, da sie viel Beachtenswertes enthalten, muss mioh aher aus Platzmangel damit begnügen, unsere Leser auf das Werk selbst zu verweisen.

Im ersten Buche konstruiert der Verfasser uns ein Bild der Welt aus den Elementen des Kant, weitergebildet durch seine eigene Denkarheit. Im zweiten Bucho bemüht er sich die Wurzeln der Sittlichkeit und Religion aus Kant's Kritik der praktischen Vernunft aufzudecken und in Korrelation zu seinen Anschaunngen zn bringen. Wir können den Standpunkt des Verf. kurz dahin praezisieren, dass wir sagon: Kant ist von seinen Nachfolgern falsch verstanden worden. Die Dinge an sich, welche diese als Erkenntnisobjekte ins Transzendente verlegten, sind nicht in diesem Sinne transzendent, sondern mit unseren immanenten Vorstellungen identisch. Dies scheint nur der Hauptpnnkt des ersten Teils zu sein. Der zweite Teil schliesst sich Kant's Ideen von Sittlichkeit und Religion, wie wir sie in den obigen Besprechungen schon angedeutet haben, eng an, es erübrigt also cin Mehreres. In welchem Verhältnis diese Lohren zu den nnseren stehen, zeige nur ein einziger Hinweis. Verf. spricht über die Unsterblichkeit der Seele, die er logisch fordert. Er sagt: Das praktische Gesetz fordert, dass diese Seele (das Subjekt der Vernunft, welches den dynamischen Kern des Lebens bildet) sich des transzendenten Glücks durch sittliches Verhalten würdig mache. Es hürgt für das transzendente Dasein und die elementare Einheit dieser Seele schon durch die Gewährleistnng der „Freiheit", welches Praedikat keiner Realität der sinnlichen Natur, d. h. keiner zusammen-

gesetzten Realität beigelegt werden kann. Es verbürgt aber ferner die Unsterblichkeit dieser elementaren Realität, d. h. ihre von der Succession in der Zeit unabhängige Identität oder ihr zeitunabhängiges Dasein. Daher ist der Ablauf der Zeit ohne Einfluss auf das Dasein dieser elementaren Realität, sie ist dem Gesetze der Substitution oder der Ersetzung durch ein anderes nicht unterworfen, sie unterliegt nicht dem Untergang d. h. sie ist unsterblich . . . Man kann aus der Autorität des Gesetzes das Sponsum der Unsterblichkeit schon vermöge des Umstandes entwickeln, dass das Gesetz gelegentlich das Opfer des empirischen Lebens fordert, dass es daher ein Äquivalent gewähren muss, welches nur unter der Bedingung der Fortdauer des vernünftigen Wesens nach dem Tode möglich ist . . . Wir selbst sind das Material, das wir zu einem ethischen Kunstwerk verarbeiten sollen. Solche Würdigkeit aber ist nicht erreichbar durch gelegentliche sittliche Übung, sondern nur durch die aus Übung entspringende Fähigkeit, sittlich zu handeln durch den Erwerb des sittlichen Charakters, welcher das beharrliche Übergewicht der ethischen Vernunft über die Selbstliebe bezeichnet". „Das diese Steigerung (der sittlichen Kraft) den Grad der Vollkommenheit (Heiligkeit) erlange, ist aus der Forderung des Gesetzes nicht zu entnehmen, daher es feststeht, dass diese Vollkommenheit nicht erreicht wird. Dagegen verbürgt das Gesetz die Möglichkeit der Steigerung ins Unendliche und damit die Voraussetzung dieser Steigerung, nämlich die Unsterblichkeit des vernünftigen Wesen. Seine Autorität, welche dieses Wesen gegenüber seines Gleichen relativ sakrosankt und unverletzbar macht, macht es absolut sakrosankt, soweit es sich um sein Verhältnis zum Gesetz handelt, und verbürgt seine Unsterblichkeit, wie das Kausalgesetz die Regel der Naturfolge verbürgt."

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).



Sri Mahatma Agamya Guru Paramahamsa.

„My goal is the Highest."

Becker & Maas, Berlin, phot.

„Der Mensch ist wie ein Kissenüberzug: Es gibt rote, blaue, schwarze, aber innen sind sie alle gleich. So sind die Menschen schön oder schwarz, heilig oder böse; aber das Göttliche wohnt in allen."
Ramakrishna.

Vasishtha lehrt Rama den Weg zur Erkenntnis.

(Aus der Yoga-Vasishtha.)

„Lieber die felsengefesselte Kröte;
„Lieber der kriechende Erdenwurm;
„Lieber die blinde Höhlenschlange
„Als der Mensch ohne höheres Streben."

(Upasama Khanda, Kapitel 50.) *)

6. Vasishtha sagte: Wisse, Rama, diese sich drehende (periodisch wiederkehrende) Welt ist das Rad der Täuschung und das menschliche Herz ist der Nabel oder die Achse dieses grossen Rades, welches durch seine beständige Rotation alle diese Täuschungen innerhalb seines Kreises hervorbringt.

7. Wenn Du durch Deine mannhafte Bemühung der Bewegung Deines Herzens Einhalt tun kannst, wie man einen Pflock in das Drehloch eines Rades steckt, so hört die Rotation des Kreises der Täuschung sofort auf.

8. Und wiederum ist das Gemüt die Achse des Rades der Unwissenheit; und wenn Du ihre Bewegung unterbrechen kannst, indem Du sie fest mit dem Seil Deines guten Willens (gesunden Menschenverstandes) bindest; so entrinnst Du der Gefahr in die wirbelnde Rotation der Irrtümer zu fallen.

9. Rama, Du bist wohl erfahren in der Kunst des Discus-Werfens, und es kann Dir nicht unbekannt sein wie man die Bewegung der Wurfscheibe verhindert indem man sie in der Mitte festhält.

10. Daher, o Rama! gib Dir Mühe die Achse Deines Gemütes festzuhalten; Du wirst dadurch im Stande sein Dich vor beiden zu

*) Obiger Anezug wurde uns vom Shri Mahatma Agamya Paramahamsa gegeben mit der Bemerkung, dass er die Quintessenz seiner Lehre enthielt. Das Kapitel stammt aus der Brihat-Yoga-Vasishtha, d. h. aus der grösseren Yoga-Vasishtha. Es gibt auch eine kleinere, die Laghu-Yoga-Vasishtha, welche ein Auszug der grösseren ist. Gleich der Bhagavad-Gita behandeln beide die Raja Yoga und zwar alle Formen derselben. Die Niederschrift der Y. V. wird dem Rishi Valmiki zugeschrieben, dem Verfasser des Ramayana, der die ganze Lehre dem Rishi Baradwaja erzählt haben soll als ein Gespräch zwischen Sri Rama und Rishi Vasishtha. Wir haben, durch den Mahatma Agamya angeregt, eine Uebersetzung der kleineren Yoga-Vasishtha in Angriff genommen.

hüten, vor der periodischen Wiederkehr der Welt und vor den Veränderungen der Zeit.

11. Die Seele, welche diese Ratschläge verwirft, ist unbeschreiblichem Elend ausgesetzt; während sie alle Schwierigkeiten dieser Welt vermeidet, wenn sie sich dieselben immer im Gemüt vor Augen hält.

12. Es gibt keine andere Medizin für den Körper, um ihn von der Krankheit seiner Weltlichkeit zu heilen, als ein Beschränken des Gemütes auf seine eigne Achse.

13. Gib auf, o Rama, Deine Taten heiligen Pilgertums, und die Observanz der Kasteiung und Mildtätigkeit; aber halte das Gemüt unter Deiner Beherrschung, zur Erlangung Deiner höchsten Glückseligkeit.

14. Die Welt hat ihren Sitz im Gemüt, wie Luft, die von einem Gefäss umschlossen wird; aber wenn das Gemüt auf sich selbst beschränkt ist, geht die Welt für dasselbe verloren, wie das zerbrochene Gefäss die Luft entweichen lässt, dass sie sich mit dem endlosen Raum vermischen kann.

15. Du, der Du für immer in der imaginären Welt Deines Gemütes gefesselt bist, wie eine Mücke, die man in der Höhlung eines Gefässes hält; Du wirst nur frei werden, indem Du diese Beschränkung durchbrichst, wie die Mücke, die hinaus in die freie Luft fliegt.

16. Der Weg, Dich von den Täuschungen des Gemütes zu befreien ist, Deine Aufmerksamkeit nur auf den gegenwärtigen Moment zu richten; und Deine Gedanken nicht auf vergangenen oder zukünftigen Ereignissen ruhen zu lassen.

17. Dann wirst Du den Zustand jener heiligen Sorglosigkeit erreichen, den man Gleichmütigkeit (Gehenlassen, non-chalance) nennt, wenn Du auf einmal aufhörst Gegenstände Deines Verlangens oder Deiner Vorstellung zu verfolgen.

18. Das Gemüt ist so lange verdunkelt, als der Nebel seiner Wünsche und Vorstellungen darüber hinfliegt; wie der Himmel bedeckt ist, solange sich wässerige Wolken darüber ausbreiten.

19. Solange die intelligente Seele mit der Fähigkeit des Gemütes verbunden ist, so lange ist sie ihren gröberen Wünschen und dem verdichtenden Gefolge ihrer Phantasien unterworfen; wie der Himmel mit glänzenden Mondstrahlen erfüllt ist, so lange der Mond scheint.

20. Wenn die intelligente Seele ohne das Mittel des Gemütes erkannt wird; dann ist das Dasein der Welt aus dem Gemüt entwurzelt, wie Bäume, die bis auf ihre Wurzeln niedergebrannt sind.

21. Intelligenz, die nicht dem Gemüt entspringt, wird Scharfsichtigkeit (pratyak chetana) genannt, und ist so geartet, dass sie

in keiner Beziehung zur Intellektualität steht, sie ist frei von der Unreinheit der Dünste der Phantasie.

22. Das ist wirklich der Zustand der Wahrheit und wahrer Glückseligkeit. Es ist der wahre Zustand der Geistigkeit (spirituality), und eine Art Allwissenheit; die Alleinsicht in sich selbst hat und alle Dinge in sich erblickt. Sie steht in keiner Verbindung mit einem mentalen Vorgang und ist durch das Licht des Geistes erleuchtet.

23. Wenn es eine Gemütstätigkeit gibt, so ist sie beständig von einem Gefolge von Wünschen und von der Empfindung des Schmerzes oder der Freude begleitet, und Gefühle und Leidenschaften sind von ihr so unzertrennlich, wie die Raben von den Verbrennungsplätzen.

24. Das Gemüt der Intelligenten ist nicht ohne seine Tätigkeit, aber sie stehen diesen Gefühlen fern, weil sie die Eitelkeit aller irdischen Dinge erkennen. Und obgleich diese Gefühle wie Pflanzen in der Samenkapsel ihres Gemütes enthalten sind, so ist es diesen doch nicht möglich, auf seinem unfruchtbaren Boden aufzukeimen.

25. Sie (die Weisen) sind zur Erkenntnis der Gehaltlosigkeit und Unzuverlässigkeit aller weltlichen Dinge und Ereignisse gekommen, beides durch ihre Kenntnis der Natur der Dinge, und vermittelst ihres Vertrautseins mit den Sastras,*) als auch durch ihre Verbindung mit heiligen Menschen, und ihre gewohnheitsmässe Beobachtung der Uebungen eines frommen heiligen Lebens.

26. Sie haben durch ihre entschiedenen Anstrengungen eine wahre Erkenntnis der Dinge zu erlangen ihr Gemüt gewaltsam der Unwissenheit entrissen, und dasselbe eifrig auf das Studinm der Sastras und die gute Führung gerechter Menschen gerichtet.

27. Aber es ist allein die Reinheit der Seele, welche den erhabenen Geist erschaut, wie es der Glanz des Edelsteines selbst ist, der ihn inmitten der Wasser der Tiefe unterscheidbar macht, und es ermöglicht, ihn aus der Dunkelheit zu erlösen.

28. Wie die Seele naturgemäss danach verlangt von Dingen befreit zu werden, von denen sie erkannt hat, dass ihnen Leid folgt, so ist die Seele die einzige Ursache zur Erkenntnis des Höchsten.

29. Sei daher frei von Deinen Gedanken an alle anderen Dinge, sowohl im Wachen, wie im Schlafe, und wenn Du zu Jemand sprichst oder an ihn denkst, gib oder empfange etwas. Denke und verlasse Dich auf Dein Bewusstsein allein, und beachte beständig seine geheimen Ermahnungen und Intuitionen.

30. Wenn Du geboren wirst oder stirbst, oder irgend etwas

*) Gelehrte Abhandlungen und heilige Bücher.

tust, oder in dieser Welt lebst, beobachte immer Dein bewusstes Selbst und Du wirst das klare Licht der Seele erschauen.

31. Lass davon ab zu denken: das bin Ich und das ist ein Anderer, denn alle sind gleich vor dem Herrn aller, und gib es auf, das für Dich und Jenes für einen anderen zu wünschen, denn alle Dinge gehören Gott an. Verlass Dich einzig auf das Eine, und das ist das innere Bewusstsein allein.

32. Sei gleichen Gemütes in Deinem jetzigen und den zukünftigen Zuständen des Lebens und fahre fort seine verschiedenen Phasen in Deinem eignen Bewusstsein zu erforschen.

33. In allen Veränderungen Deines Lebens von der Knaben- zur Jünglingszeit und zum Greisenalter und inmitten seiner wechselnden Scenen von Glück und Unglück, wie auch in Deinen Wach- und Traumzuständen, wie auch im festen Schlafe bleibe Deinem Bewusstsein treu.

34. Zerschmilz Dein Gemüt wie ein Metall, und reinige es von den Schlacken des Wissens oder der Eindrücke äusserer Dinge; zerreisse den Fallstrick Deiner Wünsche, und halte Dich an das Bewusstsein Deines Selbst.

35. Befreie Dich von der Krankheit Deines Begehrens, von allem, was Dir als gut oder schlecht bezeichnet ist, und wende Dein Auge von allem, was Dir liebenswürdig oder unliebenswürdig erscheinen mag, und verlasse Dich auf Dein Bewusstsein reiner Intelligenz.

36. Lasse unberührt, was Deiner Berührung greifbar und für Dich durch Deine Mittel und Instrumente erreichbar ist; bleibe unverändert und ungestützt von allen Dingen in der Welt und hänge nur von Deinem eignen Bewusstsein ab.

37. Denke Dich schlafend, wenn Du wach bist, und bleibe so still und ruhig, als wärest Du unempfindlich gegen alle Dinge. Denke Dich als Alles und als allein und als von dem Höchsten Geist getrieben.

38. Denke Dich frei von allen veränderlichen und unveränderlichen Zuständen des Lebens, und obwohl Du tätig bist, denke Dich aller persönlichen Tätigkeit enthoben.

39. Verlasse die Empfindungen Deiner Selbstsucht und Selbstlosigkeit, und sei ungetrennt von der übrigen Welt, indem Du Dich als den Makrokosmos des Kosmos denkst, und stütze Dich auf den demantenen Felsen Deines Bewusstseins, indem Du unbewegt durch alle Ereignisse bleibst.

40. Fahre fort die Maschen des Netzes Deiner inneren Wünsche zu durchschneiden durch die Vermittlung Deines Intellekts und seiner Helferin, der Geduld; und es sei Dein Beruf zu keinem Berufe zu gehören.

41. Der süsse Geschmack des Vertrauens auf den wahren

Glauben des Bewusstseins verwandelt selbst das Gift des falschen Glaubens in Ambrosia.

42. Dann nur gewinnt der grossen Irrtum: die falsche Welt für die wahre zu nehmen die Oberhand über das Gemüt, wenn es vergisst sich an das reine ungeteilte Selbstbewusstsein zu erinnern.

43. Wiederum wird dem Fortschritt des grossen Irrtums die Welt für wirklich zu halten ein Ende bereitet, wenn das Gemüt sich auf sein Vertrauen zu dem unbefleckten und ungeteilten Bewusstsein oder der Intelligenz verlässt.

44. In einem Menschen, der über den grossen Strudel seiner Leidenschaften gefahren ist und die wahre Natur seiner Seele erkannt hat, leuchtet sein Bewusstsein mit der ganzen Glut der flammenden Sonne.

45 Wer die Natur seiner Seele kennt und in die überirdische Seligkeit des Erkennens des unvergleichlichen Einen versenkt ist, dem erscheint die nektarsüsseste Nahrung wie Gift.

46. Wir verehren jene Menschen, welche die Natur der Seele erkannt, und ihren geistigen (spiritual) Zustand erreicht haben, und erkennen, dass die Uebrigen, welche den Namen Menschen tragen nicht besser sind als Esel in menschlicher Form.

47. Betrachte die Frömmler, wie sie von Hügel zu Hügel gehen und zur Ausübung ihrer Frömmelcien wie die dickleibigsten Elephanten umherstreifen; aber sie stehen weit unter dem geistigen Menschen (Spiritualist), der so hoch, wie auf der Spitze des Berges, über ihnen sitzt.

48. Der himmelwärts gerichtete Blick des Bewusstseins reicht über die Grenzen aller Regionen bis zu dem unerschauten und unsichtbaren Gott; er nimmt keine Hilfe vom Licht der Sonne und des Mondes, welches niemals so weit reichen kann, wie der höchste Feuerhimmel.

49. Das Licht der Gestirne verschwindet, wie Kerzenlicht vor dem Blick des Bewusstseins, welches die grossen Lichter der Sonne und des Mondes im Kreise seiner Erkenntnis sieht.

50. Wer die Wahrheit Gottes erkannt hat, steht hoch über der übrigen Menschheit durch seine Selbstaufopferung, und die Grösse seiner Seele, wie durch seine Ausübung des Yoga; und er unterscheidet sich von anderen durch das Leuchtende seiner Person.

51. Wie Er, dessen Licht unter uns leuchtet im Strahlen der Sonnen, Monde und Sterne, Juwelen und Feuer, so leuchten die hervorragenden Menschen unter der Menschheit, in ihrem Wissen dessen, was wissensmöglich und wissenswert ist.

52. Wer die Wahrheit nicht kennt, ist niedriger denn der Esel und anderes unvernünftiges Vieh, das auf dem Lande lebt;

und minder wert als die Insekten, die in Löchern unter der Erde wohnen.

53. So lange sagt man von einem verkörperten Wesen, dass es ein Teufel der Finsternis sei, als es ohne geistige Erkenntnis ist, und nicht früher ist es mit seiner Seele verwandt und mit seinem Selbst in seiner inneren Wahrnehmung (intellection) vereint, bis es als ein geistiges Wesen erkannt ist.

54. Ein ungeistiger Mensch wird wie ein Leichnam auf der Erde herumgeworfen und von dem Feuer seiner Sorgen verzehrt, wie ein toter Körper von den Flammen seines Begräbnisfeuers verbrannt wird; aber der geistige Mensch, welcher die Natur seiner Seele kennt, fühlt nur seine Unsterblichkeit.

55. Die Geistigkeit flieht den Menschen, dessen Herz in dieser Welt verhärtet ist, ebenso wie die Pracht des Sonnenscheins sich unter dem Schatten der sich dichtenden Wolken am Himmel verliert.

56. Daher muss das Gemüt allmählich eingeschränkt und auf sich selbst zusammengezogen werden, durch seine Abneigung gegen alle irdischen Vergnügungen; und der Erkenner seines Selbst sollte durch lange Ausübung der Abstinenz versuchen, seinen Geist von seiner Feuchtigkeit auszutrocknen, bis er die Trockenheit eines abgestorbenen Blattes hat.

57. Das Gemüt wird verdichtet und gemästet, indem es sich mit demjenigen Anderer vereinigt, und es verfärbt sich unter der Berührung des Weibes, der Kinder, Verwandten und Freunde.

58. Die Leidenschaften und Gefühle sind auch oft die Ursachen der Derbheit und Torheit des Gemütes, und diese sind sein Egoismus und seine Selbstsucht, die Ergötzung und Unreinheit des Gedankens, und seine wechselnden Zustände und Empfindungen. Aber vor allem ist es der Sinn der Mir-heit: dass dieses mir gehört, welcher es zu grober Dichtigkeit anwachsen lässt.

59. Das Gemüt strebt aufgeblasen zu Wohlstand zu kommen, unter den tötlichen Schmerzen und Schwächen des Greisenalters ebenso, wie unter den geistigen Qualen der Dürftigkeit und des Geizes.

60. Das Gemüt wird lüstern in seiner Erwartung von etwas Gutem, das kommen soll, selbst im Kummer der Krankheit und Gefahr. Es wird stark in seinem Ertragen von Unerträglichem, und in der Ausführung von Dingen, die nicht getan zu werden brauchten.

61. Auch das Herz erstarkt mit seinen Gefühlen für andere und auch mit seinen Wünschen und der Erlangung von Reichtümern und Juwelen; es wird lüstern mit seiner Gier nach Frauen, und wenn es hat, was ihm in diesem Augenblick angenehm ist.

62. Das Herz ist von der Nahrung falscher Hoffnungen dick aufgeblasen wie eine Schlange mit Luft; und indem es die leere Luft vergänglicher Freuden und Vergnügungen einatmet. Es ist

voll vom Trinken berauschender Getränke flüchtiger Hoffnungen und bewegt sich in der Bahn seiner endlosen Erwartungen.

63. Das Herz ist standhaft in seinen Freuden und Ergötzungen, wie schädlich sie ihrer Natur nach auch sein mögen, und obwohl es innerhalb des Körpers sitzt, ist es dennoch unter mannigfaltigen Schmerzen und Veränderungen durch Krankheit und Ungemach dem Gram unterworfen.

64. Im Herzen des Körpers wachsen, wie in der Höhlung eines Baumes eine Gruppe Orchideen, eine Menge Gedanken; und diese tragen die knospenden Blüten der Hoffnung und des Wunsches, hängen hernieder mit den Früchten und Blumen des Todes und der Krankheit.

65. Zögere nicht den mächtigen Stamm des giftigen Baumes des Geizes, der sich so hoch wie ein Hügel in Deiner Herzhöhle erhoben hat, mit der scharfen Säge Deiner Vernunft zu fällen; noch zaudere, die starken Zweige deiner Hoffnung zu beschneiden, und dörre seine Blätter des Verlangen ohne Zögern.

66. Gleich einem Elephanten sitzt das Herz mit seinen wütenden Augen in dem einsamen Schlupfwinkel des Körpers und ist gleich erfreut von seiner Bequemlichkeit, wie von seiner fleischlichen Befriedigung; es verlangt danach das Lotusbeet der Wissenden zu betrachten, wie auch ein Zuckerrohrfeld aus Narren und Dummköpfen zu sehen.

67. Rama! Du solltest wie ein Löwe, der König der Wälder, Dein Elephantenherz, welches inmitten der Wildnis Deines Körpers liegt, mit der scharfen Säge Deines Wissens zerstören, und die vorstehenden Fangzähne seiner Leidenschaften abbrechen, wie man sie den Dickhäutern abbricht.

68. Vertreibe das krähengleiche gefrässige Herz aus dem Nest Deines Busens. Es liebt unreine Orte aufzusuchen, wie die Raben um die Begräbnisplätze lungern und Krähen auf schmutzigen Flecken hocken, um ihre Körper vom Fleisch verwester Leichname zu mästen. Es ist listig in seinem Gewerbe und grausam in seinen Handlungen. Es braucht seine Lippen, wie die Krähe den Schnabel nur um andere zu verletzen; ist einäugig, wie die Krähe, und sieht nur auf seine eignen selbstsüchtigen Interessen, es ist über und über schwarz wegen seiner schwarzen Zwecke und Taten.

69. Treibe Dein rabengleiches Herz weit fort, es sitzt schwer auf dem Baum Deiner Seele, mit seinen bösen Absichten nnd erfüllt Dein Ohr mit seinem schnarrenden Gekreisch. Es schüttelt sich am ganzen Leib beim Gestank fauler Körper, um sein Nest mit der Fäulnis böser Absichten zu beflecken.

70. Und wiederum ist da der verderbliche Dämon: Habsucht, der wie ein Kobold herumstreift, oder im Hinterhalt in der finsteren

Höhle des Herzens, wie in einer wüsten Einöde lauert. Er nimmt hundert Formen an und erscheint in hundert Gestalten (in wiederholten Geburten) und verfolgt ihren gewohnten Lauf in der Dunkelheit.

71. Ohne dass Du, und bis Du nicht diesen bösen Kobold aus Deinem Herzen getrieben hast, aus dem Zufluchtsort Deiner intelligenten Seele, durch Deine Unterscheidung und Leidenschaftslosigkeit und die Kraft Deiner Mantras und Tantras kannst Du nicht erwarten, dass Deine Bestrebungen mit Erfolg gekrönt sind.

72. Ferner ruht da das Schlangengemüt, verborgen unter dem Morast des Körpers, welches mit seinen giftigen Gedanken, die vor dem Munde schäumen wie das zerstörende Gift der Menschheit, beständig ein- und ausatmet wie ein paar Blasebälge, und die Luft einzieht und ausstösst wie eine Schlange, um alle anderen Menschen zu zerstören.

73. Du musst, o Rama, diese grosse Schlange des Gemütes, die in einer Zelle des Zellen-Baumes Deines Körpers verborgen liegt, durch einige Mantra Formeln unterwerfen, die durch den Garuda (Adler) Deiner Intelligenz ausgesprochen werden, und so für immer von aller Furcht und Gefahr frei werden.

74. Unterdrücke, o Rama, Dein geiergleiches Herz, das wegen seiner unersättlichen Gier nach toten Körpern seine verhängnisvolle Gestalt trägt; es fliegt auf allen Seiten umher, und da es von den hungrigen Krähen und Drachen gequält wird, ruht es in verlassenen Grabstätten.

75. Es sucht alle Himmelsrichtungen durchforschend nach dem Fleisch lebendiger und toter Körper und erhebt seinen Hals um auf seine Beute zu warten, wenn es in schweigender Geduld dasitzt. Das gefrässige Herz fliegt weit fort von seinem Ruhe-Baum des Körpers und muss mit Achtsamkeit an seiner Flucht gehindert werden.

76. Und wiederum wandert das äffische Gemüt durch die Wälder ringsum und überschreitet rasch die Grenze seines Geburtshorizontes in der Suche nach Früchten; es geht über die Grenzen seines Geburtsortes und Landes hinaus, und da es so nirgends gebunden ist, verlacht es die Menge, die an ihre häusliche Mühsal gefesselt und auf ihren heimatlichen Boden und ihr Klima beschränkt ist.

77. Das Gemüt, der grosse Affe, der auf dem Baum des Körpers herumturnt mit seinen Augen und seiner Nase als den Blüten des Baumes, der seine Arme als Zweige und die Finger als Blätter hat, muss, wenn man Erfolg haben will, bezähmt werden.

78. Die Illusion des Gemütes erhebt sich wie eine Wolke mit den Nebeln des Irrtums, um die gute Ernte geistiger Erkenntnis zu vernichten. Sie schickt Blitze aus ihrem Munde, um alles niederzubrennen und nicht um Licht auf den Weg zu werfen. Ihre

Hagelschauer sind dem reifenden Getreide schädlich, und sie öffnet das Tor der Begierde.

79. Höre auf nach Gegenständen Deines Verlangens und der Ruhe in Dir zu suchen, welche in der luftigen Region Deines Gemütes liegen, und gebrauche Deine Energie, um die Wolke Deines Gemütes zu zerstreuen, damit Du das grosse Ziel Deines Strebens erlangst.

80. Das Gemüt ist wie ein langes Seil, welches die Menschheit an ihre unaufhörlichen Taten bindet. Es ist unmöglich seine Knoten anders zu zerreissen oder zu verbrennen als durch seine Selbsterkenntnis. Seine Fesseln der Verwandlung (transfiguration) sind für alle schmerzlich, bis sie ihre endliche Befreiung erlangt haben.

81. Zerbrich kühn, o Rama! durch Deinen Ekel die Bande Deines Gemütes, die eine unendliche Zahl von Körpern an die Kette ihrer Verwandlungen binden; und geniesse Deine Freiheit ohne Furcht für immer.

82. Erkenne die Habsucht als eine boshafte Schlange, die ihre Verehrer durch das Gift ihres Atems zerstört und niemals sich dem guten Rat jemandes unterwirft. Sie ist die Schlange, welche die Menschheit durch ihre Verführung ruiniert hat, und zehrt sie, indem sie auf der Lauer nach ihrer Beute liegt, den Körper zu einem Stock ab.

83. Habsucht, welche im Körper verborgen liegt und unsichtbar in seinen Zellen lauert, ist wie eine dunkle Cobra oder Hydra; sie muss durch das Feuer des Kaltsinns verzehrt werden zu Deiner Sicherheit und Errettung von allem Uebel.

84. Nun wiege Dein Herz zur Ruhe durch die Intelligenz Deines Gemütes und umgürte Dich mit den Waffen der Reinheit zu Deiner Verteidigung; verlasse Deine Wankelmütigkeit für immer, und bleibe wie ein Baum unbelästigt von den Affen der Leidenschaft.

85. Reinige sowohl Deinen Körper wie Dein Gemüt mit der Heiligkeit Deiner Seele, und werde furchtlos und ruhig durch Deine Intelligenz und den stillen Zustand Deines Intellekts. Denke Du seiest leichter und geringer als ein Strohhalm und erfreue Dich so an den Süssigkeiten dieser Welt, indem Du durch sie hindurch in diesem Leben in den Zustand der Seligkeit eingehst.

Nicht früher verliert einer sein Selbstbewusstsein, dass „dieses er selbst ist“ als bis die alles durchdringende Seele sich voll seinem Blick eröffnet.

Sri Mahatma Agamya Guru Paramahamsa in Berlin.*)

„Welche Zuverlässigkeit ist in einem Körper, der in der Mitte eine feste Form hat, aber am Anfang und am Ende verschwommen (unwirklich) ist?"

Yoga Vasishtha.

Am 7. und 8. Januar ds. Jahres hielt sich in Berlin eine Persönlichkeit auf, die unser Interesse in jeder Hinsicht in Anspruch nimmt. Zeitungsnotizen hatten davon berichtet, dass in Amerika ein „physisches Wunder" geschehen sei, ein Mahatma hätte das Experiment der Beherrschung der Herztätigkeit vor Aerzten gezeigt. Derselbe Mahatma war jetzt nach Berlin gekommen, und es war uns vergönnt, ihn in nahezu dreistündigem Gespräch näher kennen zu lernen. Einige meiner Eindrücke sind im Nachstehenden festgehalten. Ich habe diese Aufzeichnungen zugleich in Form einer Polemik gegen einen Bericht des Berliner Tageblattes verfasst, da ich es für nötig halte, die Wahrheit den Entstellungen dieses Blattes entgegenzuhalten. Ich kann es dabei leider nicht verhindern, dass der Reporter des B. T. sehr schlecht dabei wegkommt. Es ist das weder die Schuld des Mahatma noch die unsere.

Wir besuchten den Srî (S. Heiligkeit) Mahatma Agamya Guru (Führer) Paramahamsa (Lehrer aller Lehrer) am 8. Januar vormittag im Hotel Kaiserhof. Der Guru ist ein breitschultriger Mann von 67 Jahren, dessen kluge Augen den Besucher tief in die Seele schauen. Er trägt die kleidsame, höchst einfache Tracht seines Landes, dunkelblaues Obergewand und gelben Turban, der durchaus nicht „beabsichtigt" „kokett" um den Kopf gewunden ist, wie der B. T.-Bericht glauben machen will, aber seine malerische Wirkung nicht verfehlt! (Ein gutes Portrait, welches in unserer Gegenwart

---

*) Zugleich eine Erwiderung auf die Entstellungen des Berliner Tageblattes vom 10. Januar 1904. Ich sandte obigen Artikel verschiedenen Tageszeitungen, welche jedoch nicht geneigt waren, der Wahrheit die Ehre zu geben, deshalb lasse ich ihn, nur wenig verändert und durch einige Aeusserungen über die Theosoph. Gesellschaften vermehrt, hier folgen.

Dass sich der Indische Gelehrte um den Schmutz, den ihm andere nachspritzen, nicht kümmert, ist selbstverständlich; dass aber in Deutschland solche Infamien unbeanstandet Anklang finden, ist ein betrübendes Zeichen der sittlichen Degeneration des dentschen Volkes! Quousque tandem . . . !

aufgenommen wurde, geben wir diesem Hefte bei.) Bereitwillig liess sich Agamya mit uns in ein Gespräch ein, wobei mir ein langjähriges Studium der Vedanta-Philosophie es ermöglichte, den Ausführungen des Guru leichter zu folgen, und es entspann sich bald eine angeregte Unterhaltung.

Es ist bewundernswert, mit welcher Einfachheit und Klarheit der Mahatma die schwierigsten philosophischen Probleme aufzulösen vermag. Allerdings ist dies ebenso ein Verdienst seiner hohen geistigen Entwickelung, wie der Vedanta-Lehre, die es verstanden hat, an die theoretische Philosophie eine praktische psychische Erziehung anzugliedern, sodass ihre Jünger nicht nur in ihrem Denken geläutert werden, sondern durch das vollständige Aufgehen ihres Wesens in der Betätigung ihrer Ideen in der Tat Menschen höherer Gattung zu werden scheinen. Es sind das eben jene Menschen, von denen Kant als den bereits jetzt lebenden sittlichen Idealen spricht.

In der Lehre, dass der Vedanta, speziell die Yogaphilosophie, welche aus den Upanishaden hervorgegangen ist, eine rein praktische Erziehung des Menschen zur Erkenntnis des Höchsten ist, gipfelten die Ausführungen Agamya's. Er erläuterte, dass die Grundlage jeder Entwickelung die Beherrschung des Gemütes sei, die Reinigung des Gemütes von dem, was wir die sinnliche Welt nennen. (Siehe den Auszug aus der Yoga-Vasishtha am Anfang dieses Heftes.)

Der Vedanta berührt sich hier mit der Philosophie Kant's derart, dass Prof. Deussen in seiner Uebersetzung der Sutras des Vedanta sagt, dass die Konsequenzen der letzteren „geraden Weges zu den Hauptsätzen der Philosophio des Cankara (des Hauptvertreters der Vedantalehre) führen".

Kant hat durch die Untersuchung unseres Erkenntnisvermögens die Vorstufe für den Vedanta-Unterricht geschaffen. Der letztere erhebt uns über die Erscheinungen hinaus in das Reich des Apriorismus, wenn ich so sagen darf, welches natürlich nicht bloss eine logische Konstruktion ist, sondern in Wahrheit die einzige Realität, zu der wir gelangen können und müssen. Cankara bezeichnet diesen Prozess als die Unterscheidung des Endlichen vom Unendlichen, welche auf der Ebene des Denkens theoretisch, auf der der inneren Empfindung praktisch vollzogen werden muss. Es ist dies ein für europäische Philosophie, Psychologie und Religion neuer Weg der Entwickelung.

Da man in berechtigter Skepsis nicht ohne Weiteres für die Richtigkeit dieser Ideen eintreten kann, so haben die Vertreter der Vedantalehre des Oefteren den experimentellen Beweis geliefert, dass die Befolgung der vom Vedanta vorgeschriebenen Regeln mit der Erhebung in die höchste Vollkommenheit in der Tat gewisse noch wenig bekannte Fähigkeiten und Kräfte in- und ausserhalb

des Menschen unter den Einfluss des bewussten Willens bringt. Es ist natürlich unsinnig bei solchen Phaenomenen, die durchaus auf der Basis einer vertieften Naturerkenntnis ruhen, von „Zauber- und Gaukler-Künsten“ zu reden. Wir könnten dann jeden Elektriker oder Chemiker als Zauberer bezeichnen, denn auch sie nehmen Transformationen von Kräften vor, die dem mit den zu Grunde liegenden Gesetzen Unbekannten „wunderbar“ erscheinen müssen! —

So hat der Mahatma*) vor Aerzten in New-York bewiesen, dass man eine Beherrschung über die Herztätigkeit erlangen kann. Er brachte dort unter wissenschaftlicher Kontrolle sein Herz auf 15 Sekunden zum Stillstand.**) Das Experiment ist von anderen auch bereits gemacht worden und enthält gar nichts Sonderbares, wenn man sich vergegenwärtigt, dass doch die Seele des Menschen der Baumeister des Körpers ist und deshalb eine unbeschränkte Herrschaft über sein Bauwerk ausüben kann. Vertiefen wir nun unser Bewusstsein bis zur Erkenntnis dieser „Baumeister“-Seele, so erlangen wir mit dem Aufgehen der Erkenntnis von unserem eigentlichen Wesen auch die Fähigkeiten dieser Seele, d. i. die unbeschränkte Herrschaft über die Materie. Zur Erreichung der Seligkeit und Vollkommenheit tragen diese Experimente, wie Agamya ausführte, gar nichts bei. Sie werden überhaupt nicht als Ziel des Yoga betrachtet. Sie dienen nur dazu den Ungläubigen von der Richtigkeit der Vedanta- und Yoga-Philosophie zu überzeugen. Nur um die Skeptiker eines Besseren zu belehren, habe er das Experiment vorgeführt, und er sei aus dem gleichen Grund auch bereit es in Berlin zu zeigen. Da ich keine Lust hatte mir die interessante Unterhaltung durch ein Experiment rauben zu lassen, das mir persönlich nichts Neues bieten konnte, so verzichtete ich gern darauf.

Die Erlangung dieser Fähigkeiten ist nicht Zweck des Vedanta, sondern ein Aggregat, dem die echten Yogi's wenig Wert beilegen. Die Fakire (indischen Gaukler) aber lernen sich die eine oder andere dieser „Yoga-Künste“ an, um damit Geld zu verdienen, führen nur einzelne derartige Phaenomene aus und sind von der höheren Entwickelung des Vedantin ausgeschlossen. Dem echten Yogi kommen diese Fähigkeiten in der Art, wie sich etwa der Einfluss eines Menschen auf seine Umgebung steigert, wenn der Betreffende etwas Hervorragendes leistet. Seine bedeutende Tat ist das Ziel seines

*) Mit „Mahatma“ bezeichnet man einen Menschen, welcher den Yoga meistert, d. h. die durch die Yoga-Uebungen beabsichtigte Vollkommenheit erreicht hat. — **) Es handelt sich hierbei zunächst um eine Beherrschung der quergestreiften Herzmuskulatur, welche für gewöhnlich dem bewussten Willen nicht unterworfen ist.

Strebens. Mit der Erreichung des Zieles aber ist eine Reihe von Gaben verbunden, so die Achtung der Mitmenschen, äusserer Wohlstand u. s. w., die nicht das Ziel des Strebenden waren, aber einen Teil seiner Belohnung ausmachen. So auch beim Vedantin. Er strebt nach dem Höchsten (my goal is the Highest), gleich dem christlichen Mystiker. Je näher er seinem Ziele, das in höchster Vollkommenheit besteht, kommt, um so grössere Vollkommenheit und Machtfülle wird sich in ihm und in seiner Umgebung offenbaren und ihm seinen Weg erleichtern. Von den Bewusstseinszuständen, die der Vedantin dabei durchzumachen hat, muss ich hier schweigen, da dies zu weit führen müsste und ohne Vorkenntnisse nicht leicht zu verstehen ist. Auch hat dies nur für praktische Uebung Wert.

Nach diesen Erläuterungen erzählte uns Agamya von seinem Leben und Wirken in Indien, Japan und Amerika, seine Heimat ist der Himalaya nahe der tibetischen Grenze; auch dass er der Lehrer der beiden verstorbenen bedeutenden Swamiji's Ramakrishna und Vivekânanda gewesen ist, erfuhren wir; er selbst war ein Freund Prof. Max Müllers und besuchte ihm vor Jahren in Oxford. Max Müller schätzte ihn als gründlichen Kenner der Sanskritliteratur. In Lhassa ist er wiederholt gewesen und steht dem Dalai-Lama nahe. Dann sprachen wir noch mancherlei über vedantistische Propaganda, über unsere Tätigkeit als Herausgeber der Rundschau, über die deutschen und englischen Sanskritübersetzungen, meine bevorstehende Herausgabe eines der Hauptwerke der Yoga-Philosophie: die Yoga-Aphorismen des Patanjali mit Erläuterungen, als Herr X, der Berichterstatter des Berliner Tageblattes gemeldet wurde.

Die Ankunft des Herrn X. liess natürlich unsere Unterhaltung sofort stocken. Der Mahatma, dessen sprühende Augen verrieten, dass er seinen Mann sofort erkannt hatte, veränderte sein Benehmen im Augenblick. Auch brach er die Unterhaltung über das Thema sofort ab. Er wurde ein anderer. Man konnte sich auch kaum einen grösseren Kontrast denken. Hier der Arier, als Besitzer der ältesten Philosophie der Welt mit ruhigen würdevollen Bewegungen und machtvoller Stimme, und gegenüber mit dem Cylinder zwischen den Knieen der kleine, schmächtige, sich im Sprechen überstürzende, jüdische junge Mann, der sich mit geringschätzig lächelnder Miene bemüht aus dem Weisen einen Narren zu machen, und der mit einer uns fast zu langmütig erscheinenden Geduld abgeführt wird.

Ich möchte einschalten, dass mir nichts ferner liegt als der Antisemitismus, dass ich die jüdischen Religionslehren kenne und deshalb schätze, und durchaus nicht gegen eine Rasse mit Hass erfüllt bin, die in so vielen Individuen Bedeutendes leistet. Aber ich habe das Gefühl, dass der ehrliche Israelit, ebenso wie wir, empört sein wird, wenn er erfährt, in welcher schmachvollen Weise

das B.-T. einen Vertreter einer anderen Weltanschauung beschimpft. Wir haben hier ein typisches Beispiel vor uns, wie der jüdische Materialismus arbeitet, und hier wäre die Gelegenheit gegeben, wo der Staat für den öffentlichen Schutz der Sittlichkeit einzutreten hätte!

Es entspann sich nun folgendes Gespräch, welches ich nur in den Hauptpunkten wiedergebe, um nicht zu weitschweifig zu werden. Ich lasse den Worten des Guru die Aeusserungen des Herrn X. im B.-T. folgen. Wir entnehmen daraus, dass Herr X. den Guru garnicht verstanden hat! Nun wäre es die Pflicht des sittlichhandelnden Menschen gewesen, sein Unverständnis einzugestehen, oder, wenn ihn dies genierte, einfach zu schweigen. Si tacuisses philosophus fuisses!! — Statt dessen persifliert Herr X. den Mahatma als mauschelnden Narren, nachdem er sich schon arg enttäuscht gefühlt hat, dass Agamya nicht wie ein jüdischer Rabbiner mit langem Barte erscheint, sondern wie viele Inder rasiert im Turban. Doch der Leser möge selbst urteilen:

Herr X: „Wie gefällt Ihnen Berlin?"

Agamya: „Was meinen Sie mit dieser Frage? Meinen Sie, ob mir die Häuser u. s. w. gefallen? Ich habe die ganze Welt durchreist, aber mich nie für die Häuser und Strassen der Städte interessiert. Das ist überall dasselbe! Ich ziehe als Lehrer des Vedanta durch die Welt; wer zu mir kommt und belehrt sein will, dem stehe ich jederzeit zu Gebote. Ich habe in Amerika und England mit Tausenden von Menschen gesprochen und ihnen meine Philosophie erklärt. In New York waren so viele Menschen bei mir, dass ich drei Tage hintereinander, ohne essen zu können, beständig unterrichten musste. An den Städten habe ich gar kein Interesse. Meine Heimat ist die ganze Welt. Ich habe mein Leben dem Besten der Menschheit geweiht und ziehe überall umher. I am universal!" —

Diese Worte wurden, wie alles, was der Mahatma sprach, in gutem Englisch gesprochen; es ist wohl auch von vornherein anzunehmen, dass ein in einem englisch sprechenden Lande geborener und lebender Mensch, der fast ein halbes Jahrhundert lang englisch sprechende Völker unterrichtet, diese Sprache gut spricht! Was macht nun Herr X. daraus?:

(B. T. No. 16 v. 10. Jan. 04.) „In seinem Indisch-Englisch antwortete er uns etwa folgendes: Ich bin nix gekommen zu sehen die elektrische Licht, ich bin nix gekommen zu sehen der schönen Geschäfte, ich bin Philosoph, ich bin gekommen zu suchen die Menschen, ich suchen überall die Menschen."

Ja, mein werter Herr X, der Jude sind doch Sie und nicht der Guru! Diese jämmerliche Mauschelei ist doch Ihr Idiom und nicht das des Ariers! Und Sie, junger Mann, schämen sich nicht einen älteren hohen Geistlichen fremder Nation durch Unterschiebung dieses schnoddrigen Dialektes zu beschimpfen! Beschimpfen Sie nicht Ihr eignes Blatt am meisten durch Ihre Handlungsweise? Es ist ja gar nicht wahr, dass der Guru in dieser Weise gesprochen hat! Angedonnert hat er Sie: Everybody knows me, how he under-

stands me. The fool sees only the foolish in me! Do you understand me?*) Worauf Sie prompt mit Ja antworteten!! —

Doch weiter zur nächsten Hauptfrage! —

Herr X: „Kennen Sie die christlichen Religionen?"

Agamya: „Ja, ich kenne sie alle! Unsere Vedanta-Lehre aber ist älter als alle Religionen der Welt. Sie ist der Baum, die Religionen sind nur die Zweige. Der Vedanta ist mehr eine Philosophie, als eine Religion" etc.

Es folgte eine Erläuterung dieser Philosophie auf das Verständnis des Herrn X. berechnet, woraus letzterer das Folgende behalten hat:

(B. T.) „Kennen Sie unsere europäischen Religionen?" — „Religion? Es gibt keine Religion, es gibt nur Philosophie. Wir haben in Indien viele Bücher, so gross und so breit" — er bezeichnete die Masse, indem er die Hände ausstreckte — „in denen steht alles." Er erzählte uns dann, dass die Veda die einzige wahre Religion sei, aus der alle anderen Religionen entspringen, in die alle anderen Religionen wieder zurückkehren. Sie ist der Stamm des Baumes etc. . . . . Auch der Buddhismus, für den der einzige wahre Heilige nur ein mitleidiges Achselzucken übrig hatte, sei so ein Aestchen" . . . .

Der Ausdruck, „der einzige wahre Heilige", der den Guru hier lächerlich machen soll, ist wiederum eine Entstellung. Die Bezeichnung stammt von Prof. Max Müller, der den Mahatma als „den einzigen wirklichen indischen Heiligen" bezeichnete, „der Europa, speziell London besucht hätte". Das ist doch etwas wesentlich Anderes! —

Ein „mitleidiges Achselzucken" hatte Agamya durchaus nicht für den Buddhismus. Er erkennt sehr wohl den Wert dieser Philosophie. Doch tritt er der Auffassung entgegen, der Buddhismus sei etwas Höheres als der Vedanta. „Der Buddha war ja auch nur ein Vedantist!" —

Hier ungefähr trat ein würdiger amerikanischer Geistlicher ein, dessen Unterhaltung mit dem Guru ich übergehen kann. Er stellte religiöse, philosophische und politische Fragen. Auf letztere ging Agamya nicht ein. Auf die Frage, was die Indier über die Engländer dächten, antwortete er: „Go to India and ask the Indians!"

Dann plauderte Herr X. munter weiter: „Wir erkundigten uns dann nach seinem Wohnsitz und wovon er lebe."

Die Form war folgende: „Are you rich?"

Agamya: „Ich berühre niemals Geld und ebenso dürfen dies meine Schüler nicht tun, ausser ich erlaube es ihnen, wozu ich als ihr oberster Lehrer das Recht habe. Auf Reisen hebe ich das Verbot für meine Begleiter auf. In Indien brauchen wir kein Geld und haben keins, denn dort gibt uns Jeder, was wir zum Leben brauchen. Meine Reise von Indien nach Amerika haben meine Freunde in Indien bezahlt, von Amerika wieder zurück nach Indien zahlen meine Freunde in Amerika. Wir selbst besitzen kein Geld" etc.

---

*) „Jeder erkennt mich, wie er mich versteht. Der Narr sieht nur das Närrische in mir! Verstehen Sie mich?"

Daraus macht Herr X:

„Ich immer reisen, überall in das Welt sein ich zu Hause, meine Schüler — sie sind in der ganzen Welt — schicken immer Geld, sie wollen aber nix, dass ich reisen, sie wollen ich immer bei ihnen sein, um unterrichten. In New York kommen immer tausend Menschen. Alle wollen von mich lernen, und ich sagen jedem, was ich weiss."

Herr X erkundigt sich nun, ob der Guru seine Wissenschaft aus Inspiration hat. Der Guru antwortet auch darauf geduldig:

„Meine Wissenschaft stammt aus den Veden, und die Erkenntnis und Erleuchtung kommt mir vom Allmächtigen, in den ich mich versenke. Gebe ich mich Ihm ganz hin, so wirkt der Allmächtige durch mich, was Er will."

Das entstellt X in der infamen Weise: „O, ich alles wissen, ich bin ja der Shrî, der Allerheiligste!" –

Ich übergehe einige Wiederholungen und komme zu den „Fakier-Kunststücken". Agamya erläuterte dabei u. v. A. auch die Schmerzstillung durch Yoga etwa so:

„Wenn man sich schneidet, so entsteht das Schmerzgefühl erst dann, wenn ich das Bewusstsein sich gewissermassen damit erfüllen lasse. Gehe ich der Empfindung energisch nach, so entdecke ich sie nur als Vorstellung im Gehirn. Diese Vorstellung kann ich eliminieren, indem ich meine Aufmerksamkeit von ihr ab und auf den Höchsten lenke."

X erzählt uns darüber im B. T.:

„Wenn bei uns hat einer genug von die Welt, so geht er weg, zieht sich zurück und lebt abgeschlossen in das Wald. Dann kommt alles in ihn hinein, die Inspiration, die Philosophie, er spürt keinen Schmerz, keine Körper. Das ist keine Kunst, das ist Philosophie."

Werter Herr X, das ist sogar Unsinn, und zwar Ihr eigener! —

Da Agamya einsah, dass er die Avidya (Unwissenheit) des Herrn X mit mündlichen Erklärungen nicht zerstreuen konnte, holte er sein Scrap-book*) hervor, ein Buch von vielleicht zwanzig bis dreissig Blatt, und las dem klugen Herrchen einen Bericht über seinen Aufenthalt in New York vor und zeigte uns die Zeitungsausschnitte, in denen über ihn berichtet wurde. X bemerkte dazu wenig geistreich in Deutsch, er finde es recht „unwissenschaftlich", dass Agamya sich diese Ausschnitte in ein Buch „gepappt" hätte und erzählt seinen Lesern . . . .

„während der einzig wahre Heilige ein dickes Buch herbeischleppte, in das alle Berichte amerikanischer Zeitungen über ihn fein säuberlich eingeklebt waren. Stolz las er sie vor und zeigte Illustrationen, die ihn „mit stockendem Blute" darstellten. „Es gibt keine Schmerz, es gibt keine Schmerz, alles ist Philosophie . . . ."

Die letzte geistvollste Frage des Reporters eines „Weltblattes", wie das B. T. es doch sein will, lautete: „Gibt es in Indien hübsche Bäume?" etc. — Soll ich nun noch erzählen, dass der stets liebenswürdige, wenn auch jetzt etwas sarkastische Guru auch darauf ein-

---

*) Wohl die meisten Redner, Schriftsteller etc. führen ein Scrap-book, in welches sie alle Zeitungsnotizen, welche über sie erscheinen, einkleben, um ein Bild des öffentlichen Urteils zu erhalten.

ging und ihm erklärte, was für schöne Blumen und Bäume es in Indien gäbe, just wie man einem kleinen Kinde von fernen Ländern berichtet? Und der gute Herr X hatte immer noch nichts gemerkt! —

Während unserer Unterhaltung hatte der junge Priester, der den Mahatma begleitet, das einzige frugale Mahl, das der Guru am Tage zu sich nimmt, bereitet: gekochter Weisskohl nnd gebackene flache Brote aus Mehl und Wasser. Wir erinnerten uns dabei lebhaft an die Einfachheit des grossen Königsberger Philosophen und schämten uns, dass wir, die wir doch so weit unter diesen Männern an Erkenntnis und Leistungen stehen, im Verhältnis dazu, wie die Krösusse im geniessbaren Samsara schlemmen. Auch in dieser Bedürfnislosigkeit wird uns der Guru ein bleibendes Vorbild sein! — Nachdem der Mahatma noch erklärt hatte, dass das Berühren der Speisen durch „Ungläubige“ verboten sei, empfahl sich unser Herr X.

Bald darauf schieden auch wir mit warmem Händedruck von Mahatma Agamya, begleitet von seinen in herzlichster Form gehaltenen Abschiedsworten.

„May your spiritual touch reach us everywhere!“

„Everywhere!“

Wir wandten uns dann, innerlich auf das Tiefste berührt durch den empfangenen Eindruck, dem Freien zu. Jetzt unter Menschen, unter das Berliner Treiben gehen, kam uns vor, wie das Beflecken eines Bildes, welches eben erst vor uns erstanden war in einer überwältigenden Reinheit. Es war eine der seltenen Gelegenheiten gewesen, dass wir einem Menschen persönlich gegenüberstehen durften, der einen grossen Teil dessen erreicht hat, nach dem unser Streben gerichtet ist. Der Eindruck von Mensch zu Mensch ist noch mehr geeignet als jeder andere, uns vor Augen zu führen, dass wir alle bei geeigneter Anstrengung im Stande sind, jene hohen Stufen der Adeptschaft zu erreichen, die wir zum Teil in Agamya verehren dürfen. Es steht uns in keiner Weise zu die spirituelle Stufe zu bestimmen, auf der er stehen mag, wohl aber sollen wir den Versuch machen jene Stufe zu begreifen und selbst zu erringen!

Durch Agamyas Anwesenheit ist auch die Mahatmafrage wieder aktuell geworden. Berliner theosophische Kreise haben natürlich sofort ihren „kritischen“ Massstab angelegt und behaupten er sei kein „richtiger“ Mahatma, wenigstens kein theosophischer! Dass manche theosoph. Kreise wenig erbaut gewesen sein werden über das harte Urteil Agamyas über die Entartung der theosoph. Gesellschaft, kann man sich schon denken. Bittere Wahrheiten sind immer unangenehm, und Agamya sprach sich nicht eben schmeichelhaft über den deceiving intellect einiger Theosophen aus. Er verurteilte besonders scharf, dass die theosophischen Gesellschaften es heute so vielfach nur darauf abgesehen hätten den materiellen Interessen

Weniger zu dienen, statt einer gemeinsamen, grossen und heiligen Sache. — Ebenso scharf war sein Urteil über gewisse Auswüchse des Mahatma-Glaubens. Er hatte auf seiner Weltreise wohl beobachten können, welch' spiritistische Albernheiten den Mahatmas untergeschoben werden. Auch in Berlin tauchen hier und da in spiritistischen Sitzungen „Mahatmas“ auf, nur richten sich diese armen Fabelwesen durch ihre eignen kindischen Handlungsweisen stets selbst. Dagegen anzukämpfen ist ebenso zwecklos, wie die Usurpation der „Form“ der theosophischen Gesellschaft durch nur intellektuell entwickelte Menschen verhindern zu wollen. Auch solche Missgriffe scheinen nötig zu sein, um die Theosophische Sache weiter zu verbreiten und ihre Auffassung durch Anregung zu Widerspruch und Nachdenken zu fördern. Aus diesem Grunde und in der Erkenntnis, dass die Wahrheit sich tausendfach in den Gemütern der Menschen bricht wie der Sonnenstrahl in den Tautropfen, steht unsere Rundschau allen Versuchen, die Wahrheit zu suchen und zu erleben, sympathisch und hilfreich zur Seite. Die N. M. R. bemüht sich in allen theosoph. Vereinen das Gute zu sehen, dass sich dort zum Durchbruch drängt; sie hält sich aber frei von der Propaganda für eine bestimmte äussere Form, weil eine solche wohl für einige Wenige, nicht aber für Alle das Mittel des Ausdrucks und Vorwärtskommens ist. Die Rundschau will sein und ist auch der breiteste Boden der Toleranz, den H. P. Blavatsky als die feste Grundlage der Theosoph. Gesellschaft erkannt hatte. Daher stammt unsere freundschaftliche Stellung zu allen Theosoph. Gesellschaften jeder Observanz. Und auf diese Weise glauben wir am Besten im Sinne H. P. Blavatsky's und H. S. Olcott's zu abeiten! Der Weg der spirituellen Entwickelung ist und bleibt nie eine breite Heerstrasse oder eine Vereinsmeierei mit esoterischer Draperie, sondern ein schmaler Pfad für einige Individuen. Betrachten wir die theosophischen Gesellschaften getrost als einige der Sammelgefässe derer, welche berufen werden, nie aber als approbierte Zentren derer, die auserwählt sind. Und vergessen wir nicht, dass die wahre theosophische Gesellschaft keinen Teil hat an der Unreife derer, welche ihr materielles Spiegelbild verzerren. Erst dann werden wir eine theosophische Gesellschaft im Sinne H. P. Blavatsky's unter uns haben, wenn wir einen Kern von Menschen bilden, denen das Wort Christi: „Liebet Euch unter Einander“ zur Tat geworden ist!

P. Z.

Ist's ein Mahatma? *)

Wer kann die Antwort geben? Sie vermöchte sich nur aus den Tatsachen zu ergeben, die von diesem, in Amerika und England jetzt so oft genannten und jedenfalls sehr ungewöhnlichen Manne erzählt werden. Er nennt sich: Mahatma Agamya Guru Paramahamsa.

In dem Sinne, den wir Theosophen mit dem hohen Namen Mahatma, Meister, verbinden, ist er es wohl nicht. Denn uns würde es widerstreben, einen solchen höchstentwickelten Menschen mit dem etwas prahlerischen, an Grosstuerei **) streifenden Auftreten zu denken, wie es von diesem Guru gemeldet wird.

Vielleicht jedoch sollten wir überhaupt mehr als wir es tun, an die Weisung in Sinnetts Geheimbuddhismus denken, wo es heisst:

„Die höchsten mit der Meisterschaft verknüpften Gaben beruhen auf denjenigen Grundteilen der Menschennatur, die vollständig über die Grenzen des Körperlebens hinausreichen, deshalb kann der Meister oder Mahatma nur dann Meister oder Mahatma in des Wortes höchstem Sinne sein, wenn er sozusagen — ausserhalb des Leibes ist, oder sich wenigstens durch besondere Willensanstrengung in einen aussergewöhnlichen Zustand versetzt hat. Liegt kein Grund vor, solche Anstrengung zu machen oder seine körperliche Hülle zu verlassen, so gleicht er bei weitem mehr einem gewöhnlichen Menschen, als seine Schüler annehmen dürfen."

„Wir müssen also nicht erwarten, in dem Meister jederzeit den Hohen und Erhabenen zu sehen, „der in allen seinen äusseren Beziehungen die Gaben zum Ausdruck bringen muss, die ihm als Mahatma zu eigen sind". Wir dürfen aber ebensowenig in den entgegengesetzten Irrtum verfallen, und in ihm einen gewöhnlichen Menschen sehen: er ist ein Mensch — sogar ein Irrtümern unterworfener und mit Fehlern behafteter Mensch, so lange er mit seinen unteren Grundteilen verbunden ist — ein Mahatma, sobald er,

*) Obiger Artikel ging uns als Ergänzung zu unserem „Besuch beim Mahatma Agamya" zu. Wir bringen ihn unverkürzt zum Abdruck. Er wird trotz einiger Wiederholungen aus dem Vorhergehenden unsere Leser sicher aufs höchste interessieren. Der Inhalt ist z. T. einer amerikan. Zeitung entnommen. Das erklärt manche Irrtümer, die der Reporter in die Worte des Mahatma hineingehört hat.

**) Wie wir uns überzeugen konnten, ist die Grosstuerei lediglich eine Schuld der Zeitungen. Agamya ist ein durchaus bescheidener Mann, nur die amerikanischen Reporter haben das Tam-Tam für ihn geschlagen. Wir haben eine Reihe amerikan. Berichte gelesen, die in ihrer sensationslüsternen Sprache unangenehmen Eindruck machten. P. Z.

diese verlassend, sich nur seiner höheren Prinzipien bedient. Deshalb ist es nach Aussagen Aller, die in Indien oder sonst wo in der Welt mit lebenden Mahatmas zusammentrafen, so überaus schwer, sich, so lange man nicht selbst die Gabe hat, sich seines körperlichen Hindernisses zu entledigen, die volle Ueberzeugung zu verschaffen, ob der Geschaute in Wahrheit ein Meister ist!"

„Es ist daher beinahe leichter für den Schüler mit dem Guru in Verbindung zu treten, wenn er den Meister im Körper nicht kennt, ja vielleicht fern — in einem anderen Weltteil lebend — nur auf höherer Ebene mit ihm verkehrt. Leichter natürlich nur dann, wenn der Schüler schon die Fähigkeit erlangt hat, sich mit Bewusstsein (sei es, wenn der Körper im Schlaf oder im Trance liegt) auf solchen Ebenen zu bewegen."

Haben wir uns mit dieser Anschauung vertraut gemacht, so können wir freilich auch Paramahamsa Agamya als Mahatma betrachten.

Was von ihm erzählt wird, ist folgendes:

Er kam in diesem Sommer in New York an. In einem ärmlichen boarding house fand ihn ein Reporter des Weltblattes „N.Y. Herald". Gänzlich ohne Geldmittel, begleitet von einem Hindu-Priester niederen Ranges, der ihn bedient und in den aus Indien mitgebrachten Geschirren für ihn kocht, lebte der Mahatma auf das allereinfachste und sagte, wenn ihm nicht von seinen Freunden geholfen würde, könne er nur noch einige Tage dieses Zimmer behalten. Doch das sei gleichgiltig, Hilfe würde schon zur rechten Zeit kommen.

Bedürfnisse nach westlichen Begriffen besitzt er nicht: er schläft auf einer mitgebrachten Antilopenhaut, sitzt auf dem Boden und isst nur die einfach bereiteten Körnerspeisen und Milch, die ihm sein „Chela" bringt.

Shri Mahatma Agamya Guru Paramahamsa ist der erste Mahatma, der nach Amerika kam, und sagt von sich selbst: „Ich rühre niemals Geld an. Zu Hause habe ich auch gar keine Verwendung für Geld, denn meine getreuen Anhänger und Jünger versorgen mich mit allem, was ich benötige. Ich lebe in einem grossen Garten, wo sich viele Bungalo's befinden, und wo für alles gesorgt ist. Man bringt mir Kränze und Sandelholz und Wasser, schmückt mich mit Blumen und salbt mich mit Sandelöl; man wäscht meine Füsse und trinkt dann das Wasser, — so gross ist die Verehrung der Leute für mich — — gehe ich vorüber, so werfen sie sich zu Boden und verehren mich.

„Wenn ich ihnen telegraphieren wollte, würden sie mir Tausende von Rupien senden — aber ich will sie nicht belästigen. Ich kam in dieses Land, um dem hiesigen Volke von den Schätzen meiner Weisheit zu geben, wenn ich einige finden kann, die geeignet sind meine Schüler zu werden. Ihre Pflicht ist es dann, wenn ich sie belehre, für meinen Lebensunterhalt zu sorgen. Aber diese Stadt

ist voll von törichten Menschen, mit denen ich keine Fühlung habe und nichts anfangen kann, und die Gelehrten sind alle fort in den Ferien; so weiss ich nicht, was ich tun soll. In diesem Zimmer kann ich nicht bleiben: es ist ein elender, luftloser Raum, und gehe ich aus, so erregt meine Kleidung Aufsehen, und die Kinder verfolgen mich und werfen mit Steinen nach mir. Ein Steinwurf nach meinem Kopfe hat mich vor einigen Tagen beinahe getötet. — Aber wenn meine Freunde, die mich aufforderten nach Amerika zu kommen, zurückkehren — dann ist alles gut. Ich kann niemanden tadeln, dass mir nicht geholfen wird — da niemand weiss, dass ich hier bin."

Der Mahatma erzählt weiter, dass er im Himalaya geboren und zum Rechtsgelehrten erzogen wurde; auch übte er das Amt eines Verteidigers vom höheren Gericht aus, als er ein junger Mann war. Aber er hatte die Neigung zu den religiösen Studien, gab sich ganz denselben hin und stieg nach und nach bis zu seiner jetzigen Grösse.

Seine Titel erklärt er: „Ein Guru ist ein Lehrer und ein Mahatma, ein Eingeweihter in die grossen Geheimnisse; er hat nicht nur die Yoga-Philosophie bemeistert, welche praktisches Können jener Dinge ist, die Denen wunderbar erscheinen, die sie nicht verstehen; — — Er hat auch die Geheimnisse des Universums verstehen gelernt, indem er seinen physischen Körper verlässt und im Kausal-Körper lebt. Paramahansa aber ist ein Lehrer der Mahatmas; er ist es, der Alles weiss! „In meinem Buche, das ich hier mithabe, sind alle Dinge erklärt. Aber das Buch ist in Sanskrit geschrieben, doch kann ich es ins Englische übersetzen."

Der Mahatma spricht fliessend englisch — in einem eigenartig monotonen Tonfall, ähnlich einer Beschwörung, aber über einen grossen und gewählten Wortschatz verfügend. —

„Ich bin Paramahamsa" schliesst er, „und als solchen verehrt mich mein Volk und sorgt für mich. Wenn ich Geld anrührte, würden sie ihren Glauben in mich verlieren. Selbst mein Chela darf es nur berühren, wenn ich es ihm erlaube.

„Als ich mein Heimatsgestade verliess, warfen sich Tausende in den Staub und verehrten mich, so dass der Kapitain und die Passagiere sehr erstaunt waren. Ich verliess Indien, weil einige Amerikaner, denen ich dort begegnete, mich aufforderten hierher zu kommen — so kam ich denn. Meine Leute daheim haben meine Reise bezahlt, weil sie ebenfalls wollten, ich sollte die Menschen hier belehren — aber nun müssen meine hiesigen Freunde für mich sorgen — sobald sie zurückkehren, wird Alles gut."

Mahatma Paramahamsa hat sich in New York willig der Untersuchung von Aerzten und Gelehrten unterzogen, soweit etwas von seinem Yoga-Können in Betracht kam. Dr. S. Barnett sagt von

ihm: „Dieser Mann hat ganz fraglos eine Unterbrechung seiner Herztätigkeit, ein Lahmlegung des pneumogastrischen Nervs zu Stande gebracht. Vor einer Minute noch war sein Puls stark, voll und regelmässig, mit einer Schnelligkeit von 72 Schlägen in der Minute; dann hat er ihn während fünf Sekunden verlangsamt um ihn dann — wieder auf fünf Sekunden stillstehen zu lassen, um ihn schliesslich — alles nach seinem eigenen Willen — wieder ganz normal schlagen zu lassen.

„Ich frug den Mahatma: „Würden Sie mir erlauben das Stethoscop zu brauchen?"

„Sicher!" war die Antwort. „Sie sind hier, um zu sehen, was ich vermag — Sie können mich jeder Prüfung unterziehen die Ihnen beliebt."

Darauf unterzog der Arzt den Mahatma einer genauen pathologischen Untersuchung; sobald der Doktor die Order gab, verlangsamte und unterbrach der Hindu abermals den Schlag des Herzens, um ihn dann wieder beginnen und bis zur normalen Tätigkeit steigen zu lassen. Dr. Barnett meinte: „Hätte ich es nicht selbst geprüft, ich würde es nie für möglich halten."

Aber der Guru lächelte in überlegener Weise und sagte, das sei gar nichts. „Solche Sachen sind für das kleine Volk, für die Kinder" meinte er. „Ich bin nicht nach Amerika gekommen, um diese Dinge zu vollführen — Aehnliches vermag ich vieles; das ist's, was ich praktische Yoga-Schulung nenne. Aber ich bin nicht gekommen, um die Toren in Erstaunen zu setzen, sondern um die Weisen zu belehren."

Dennoch war er gütig genug, so gut es den Uneingeweihten erklärt werden konnte, sein scheinbares Wunder zu erklären. Er sagte: „Der Atem ist die Kraft, die hier wirkt. Wir atmen 15 mal in der Minute —"

„18" warf Dr. Barnett ein.

„Nein, 15!" sprach ruhig der Guru.

„Das macht 21 600 Atemzüge im Tage."

„Nun fasse ich den Entschluss eine gewisse Anzahl davon in mir festzuhalten. Ich halte sie erst in meinem Leibe, dann in meinem Halse, dann in dem Platz über der Nase, wo die Augennerven sich begegnen. Dann gehe ich aus meinem physischen Körper in meinen Denk- oder Mentalkörper und darauf in meinen Kausalkörper über. Da sind alle Dinge möglich. Da kann ich die Dinge auf grosse Entfernungen sehen und hören — da kann ich überall hin." —

„Auch zu den Sternen?" frug der Arzt.

„Ja — überall hin im Raum."

„Ist es das, was die Theosophen den Astralleib nennen?"

„Der Denk-Körper und Kausal-Körper sind höhere Formen. Wenn ich in ihm bin, hören die Funktionen des physischen Leibes auf. Ich kann dies für einen ganzen Tag tun — wenn ich mich dafür vorbereite. Aber heute habe ich gegessen und da würde mir die in mir vorgehende Verdauung schaden."

Dem Aussehen nach ist der Mahatma ein sehr grosser, starker Mann. Haupt und Antlitz sind völlig glatt rasiert; letzteres ist rund und voll und erscheint einem westlichen Auge auf den ersten Blick nicht sehr geistvoll; bald aber erkennt man eine grosse Kraft darin. Die Augen liegen tief, sind gross und leuchtend, die Nase ist breit und etwas formlos, der Mund fest und gross, das Kinn massig und charaktervoll. Seine Kleidung besteht im Hause aus zwei weiten, faltigen Gewändern und Pantoffeln. Vor Jahren war er bereits einmal in England.

Professor Max Müller bezeichnete ihn als einen der „grössten Sanskritisten". Dies ist konstatiert in dem Buche „Leben und Briefe von Friedrich Max Müller", wo auf S. 413 auch die Tatsache erwähnt ist, dass der Mahatma den grossen Gelehrten besucht hat und er ihm und dessen Freund Rev. E. Carpenter jenes Aufhören der Herztätigkeit während 30 Sekunden produzierte, was F.W. Myers und Dr. Hogdson bestätigt haben sollen.

Max Müller nennt ihn einen „aussergewöhnlich geistvollen Mann".

Bei seiner damaligen Anwesenheit in England wurde der hohe Rang des Paramahamsa in eigenartiger Weise konstatirt: es war zu gleicher Zeit mit ihm ein vornehmer Babu und Leiter der Arya Samaj (der Sekte, welcher ursprünglich die theosophische Gesellschaft unter H. P. B. angehörte und welche unsere ersten Diplome ausstellte) ein gewisser Mozoomdar, dem der Mahatma den Befehl zukommen liess, ihn zu einer bestimmten Zeit in London zu treffen. Mozoomdar war an jenem Tage durch einen Vortrag verhindert und befolgte den Befehl nicht. Als aber hierauf der Paramahamsa ihm vor mehreren anwesenden Personen bei nächster Gelegenheit einen strengen Verweis erteilte, senkte der Babu demütig das Haupt, wagte keine Widerrede und nahm die Vermahnung stillschweigend entgegen. —

Gegen Ende des Amerikanischen Interviews wurde der Mahatma noch gefragt, w a s er denn zu lehren gekommen sei!

Er erwiderte: „Wenn Sie mein Schüler wären, würde ich Sie unterweisen in der Yoga-Philosophie. Ich würde Sie lehren das zu tun, was ich selber tun kann. Wenn Sie dieses dann üben wollten, würden Sie grosse Resultate erzielen. Ich kann Ihnen jetzt nicht sagen, w a s diese Resultate sein würden, aber Sie würden mir nach Indien schreiben und ich würde Sie, je nach Ihrem Fortschritte weiter belehren. Ich würde einen Vorgang nach dem an-

dern aufnehmen — bis ich mit Ihnen zum fünften gekommen wäre — haben Sie diese fünf bemeistert, so ist ewiges und vollkommenes Glück Ihr sicherer Gewinn."

„Unmöglich", sagt der Berichterstatter, „ist es, die einfache, selbstverständliche Art zu beschreiben, mit welcher diese erstaunlichen Mitteilungen gegeben wurden. Der Mahatma lächelte gutmütig über unsere Verwunderung, für ihn war all dieses eine alte natürliche Sache. Auf die Frage: „Welches ist Ihre Religion?" erwiderte er:

„Die Arische, auf welche alle anderen höheren Religionen der Welt gegründet sind"; und er erklärte — wie er es tausend mal getan hat — die uralte Lehre von Karma und Reïnkarnation, deren letztes Ziel: Nirvana — Pralaya — und neues Manvantara sei.

Da er das Wort „Gott" öfter gebrauchte, so wurde er gefragt, was er darunter verstehe?

„Es ist schwer Gott zu definieren", sagte er, und brachte eine lange Erklärung, von der keiner der Zuhörer ein Wort verstand. Auf präcise Fragen kam dann soviel heraus: dass Gott kein persönliches oder definierbar Individuelles sei. Eher könne man sagen Gott sei ein Zustand der Allmacht und Allweisheit. I h m schien es leicht zu verstehen, wie ein Z u s t a n d dies sein könne — den Abendländern blieb es dunkel. —

Soweit der New Yorker Bericht über diesen jedenfalls ganz merkwürdigen Mann.

Jetzt ist, wie eine kleine Notiz in der Times besagt, der Mahatma Agamya in England eingetroffen,*) um auch wieder, wie bei seiner ersten Anwesenheit dort in Oxford mit Bischof Carpenter zu debattieren; seinen zweiten Freund von damals, Professor Max Müller findet er nicht mehr unter den Lebenden. Interessant wäre es zu erfahren, wie sich die beiden Gelehrten, der englische und der Hindu-Geistliche, der Christ und der Theosoph verstanden haben? welcher von beiden dem anderen wertvolleres gab?

Baronin Helene von Schewitsch.

*) Inzwischen ist Agamya über Berlin, Wien, Brindisi wieder nach seiner Heimat zurückgekehrt.

Die Mahatma-Frage.*)

Die westliche Neugier, die durch unsere Theosophische Literatur wachgerufen wurde, hat sich mit eifriger Nachfrage nach dem Mahatma in Tibet und seinen Grenzländern befasst, hat ihn aber nicht gefunden. Reisender auf Reisender ist demselben Misserfolg begegnet. Rockhill, Bower, Orléans, Knight und andere Tibetforscher lassen dieselben Klagen verlauten, und gestatten sich gewöhnlich einige Spöttereien auf unsere Kosten. Einer, wie alle, berichten, dass die Eingeborenen des Landes sagen, dass sie nichts von solchen Wesen in ihrer Mitte wissen: einige Lamas lachten sogar über die Dummheit der Betrogenen im Westen, die an solchen Unsinn glauben. Doch seltsam genug, alle diese Reisenden haben von sehr heiligen Lamas gehört, ja einige haben sie sogar gesehen, die von allen Menschen um der Heiligkeit ihres Lebens willen, ihrer Kenntnis der heiligen Bücher und in einigen Fällen ihrer namhaften psychischen Kräfte willen, geachtet und verehrt wurden. Huc erzählt uns („Travels", II, 162 Am. Ed. 1852) über den Bandchan (Bantsching) Remboutchi, den Grosslama von Taschilumpo, eine sehr bedeutende Persönlichkeit dieser Klasse. Er war damals etwa sechzig Jahre alt; von edler und majestätischer Gestalt und erstaunlich rüstig für sein Alter. „Die Tibetaner und Tartaren nennen ihn den grossen Heiligen (in Sanskrit Mahâtmâ, H. S. O.) und sprechen seinen Namen niemals anders als mit gefalteten Händen und zum Himmel erhobenen Augen aus. Sie behaupten, sein Wissen sei universell und er spreche alle Sprachen der Welt, ohne dass er sie je studiert habe —" eine Beschreibung, welche jeder Hindu mit der eines Mahâtmâ identifizieren wird. Eine ähnliche Tradition existiert über Joseph, den hebräischen Minister Pharaoh's, von dem man sagt, er habe die sechsunddreissig (?) Stufen des Thrones bestiegen und von jeder Stufe aus die polyglotte Versammlung in einer anderen Sprache angeredet. Aber Huc lebte vor der Epoche der Theosophischen Gesellschaft und hatte daher keine Möglichkeit über die Tatsache von der wahrscheinlichen Identität des Tibetanischen Lamas und des Indischen Yogi, Muni oder Mahatma zu berichten. Er erzählt uns jedoch, wie die Nachfolge des Gross-Lama's

*) Aus Theosophist, Band XVI, No. 3. Madras 1894.

unterhalten wird, und für jene, welche den Schlüssel haben, ist es leicht zu ersehen, dass die Individualität eines inkarnierten Buddha, d. h. eines Nirmanakâya Mahâtmâ, im Laufe seiner selbst-auferlegten altruistischen Entwickelung unter den Menschen von Körper zu Körper übergeht. „Wenn ein Gross-Lama fortgegangen, d. h. tot ist, so macht man dieses Ereignis keinesfalls zum Gegenstand der Trauer im Kloster. Es gibt weder Furcht noch Bedauern, denn jeder weiss, dass der Chaberon bald wieder erscheinen wird. Bis die Tatsache seiner Reïnkarnation gewiss ist, sind seine Schüler in einem Zustande der Besorgnis. Sie beobachten Zeichen und Omen der Natur, wie zum Beispiel das Erscheinen eines Regenbogens, welcher ihnen so viel bedeutet, wie der Stern von Bethlehem den weisen Männern aus dem Morgenland. Ihr Churtchun, oder der Wahrsager verborgener Dinge = ein anderer Grad von Mahâtmâ wahrscheinlich — wird konsultiert. Er verrichtet einige Zeremonien, rezitiert Mantrams, meditiert und sagt ihnen schliesslich, dass sie das Kind, in dem sich ihr Chaberon reïnkarniert hat, in diesem oder jenem Dorfe, in diesem oder jenem Distrikt zu suchen haben.

Eine grosse Abordnung begibt sich nun dahin und findet ein Kind nach jener Beschreibung. Man merke, sie finden tatsächlich in der entfernten Stadt ein solches Kind, wie es der Wahrsager beschrieben hat. Aber, es wird nicht ohne vorherige Prüfung als Gross-Lama begrüsst. Es wird nach dem Namen des Klosters gefragt, dessen Chaberon es war, wie weit es entfernt ist, wieviele Lamas darinnen sind und so weiter. Nach all diesen Fragen legen sie Gebetbücher vor den Kleinen hin, Gebrauchsgegenstände, Tassen, Teekannen etc. und man verlangt von ihm, dass er jene davon auswählt, die er in seinem früheren Daseinszustand verwendet hat. Das Kind, welches selten mehr als fünf oder sechs Jahre alt ist, geht gewöhnlich siegreich aus diesen Prüfungen hervor und bezeichnet ohne Zögern alles, was ihm früher gehörte.“ Der arglose, ehrliche Huc, der diese Tatsachen angesichts des überwältigenden Zeugnisses, das sie unterstützte, nicht anzweifeln konnte, erklärt das Wunder naiv, indem er sagt, dass „der grosse Lügner, der schon unsere ersten Eltern betrog“, der Teufel, noch immer bei seinem alten Spiel sei und zuweilen zu den Menschen durch den Mund eines Kindes sprechen mag, um den Glauben seiner Anbeter zu erhalten (!). Eine höchst befriedigende Lösung für die, welche Aberglauben dem gesunden Menschenverstande vorziehen.

Die tibetanische Sprache, erzählt uns M. Huc, drückt wesentlich religiös und mystisch alle die Seele und die Gottheit betreffenden Ideen mit grosser Klarheit und Praecision aus. Unglücklicherweise waren er und M. Gabet, sein Missionsbruder, noch nicht genügend mit dieser Sprache vertraut, um darin Unterhaltungen zu

führen, während sie in Lhassa waren, und so waren sie gezwungen einen Häuptling aus Kaschmir, einen Muselmann als Dolmetscher zu benutzen, der nicht sehr geeignet und geschickt darin war, metaphysische Ideen in das Chinesische zu übertragen; so kamen sie also nicht sehr gut damit aus. Man stelle diese bescheidene Offenheit der unbekümmerten Dreistigkeit gegenüber, mit welcher die Nachfolger von Huc und Gabet in tibetanischer Forschung, einfach die Idee von der Existenz von Mahâtmâs verbannen, bloss weil sie nicht im Stande waren in dem Lande Jemand zu finden, der ihrer Kenntnis solcher Persönlichkeiten beistimmte: sie selbst waren völlig unbekannt mit der tibetanischen Sprache und hatten nicht den Schimmer einer Idee von dem Reichtum und der Vollkommenheit seiner heiligen Literatur über religiöse und metaphysische Gedanken! Und weiter, sie fragten überall nach „Mahâtmâs“ anstatt das tibetanische Synonym zu gebrauchen. Soweit ich im Stande war es zu unterscheiden, waren diese kühnen europäischen und anglo-indischen Forscher und Shikaris nur prächtige Tier-Menschen, oft mit grossen mentalen Fähigkeiten begabt; aber ungeistig, lebten sie ein vollkommen äusseres Leben, ohne das geringste entwickelte Interesse für okkulte Fragen oder eine Fähigkeit der Sympathie für Mystik. Das fällt einem lebhaft auf, wenn man Mr. E. F. Knight's sehr instruktives Buch „An der Grenze dreier Kaiserreiche“ liest, die interessanteste Reisebeschreibung, die ich je gelesen habe. Dieser vollblütige, hochherzige junge Engländer scheint sich tatsächlich in Gegenwart und in Unterhaltung mit einem Mahatma befunden zu haben, ohne es auch nur zu ahnen. Hier ist seine Erzählung seines Besuches der Gompa (Lamsaserie) von Tikzay, dessen Oberhaupt ein Skooshok (Inkarnation) von grossem Ruf war. Er nennt ihn leichthin den „einem Mahatma am nächsten Kommenden“ in Unwissenheit seiner möglichen Identität: —

„Wir kletterten den steilen Pfad zum Klostertor empor und wurden zu dem Skooshok hineingeführt, der in einer Gallerie auf der höchsten Spitze des Gebäudes sass (an eben dem Platze, den ein Râja Yogi gewählt haben würde, wie jeder Anfänger in Sanskrit-Literatur weiss. H. S. O.). Alle Lamas von Ladak sehen zu ihm auf, als zu einem Manne von grosser Gelehrsamkeit. Während er seine Erziehung in Lhassa vollendete, durchlief er die höchsten Prüfungen und ist ein Adept in allen buddhistischen Mysterien. Er schien ein Mann von mittleren Jahren zu sein und hatte ein gütiges, intelligentes Gesicht. Er sprach nur wenig und hatte einen träumerischen, weit hinausschauenden Blick. Den grössten Teil der Zeit, die wir bei ihm sassen, sah er unbeirrt auf die unermessliche Landschaft hinaus, die sich vor ihm ausstreckte, Wüsten, Oasen, das weitgedehnte Indus-Tal und die schneeigen Bergketten. Er wies uns auf diesen Ausblick hin mit sichtlicher Würdigung seiner etwas unfruchtbaren Schönheiten. Seine Inkarnationen hier sind zahlreich gewesen. Er glaubt sicher, dass er Skooshok von Tikzay war, als die Britten noch nackte, bemalte Wilde waren, und dass er Jahrhundert auf Jahrhundert über dieselbe blendende Wildnis von

dieser hohen Klosterspitze aus herabgesehen hat. Zuweilen murmelte er für uns fast unhörbare Gebete und betrachtete die Szenerie mit sonderbar traurigen Augen. Er befahl, dass uns Zucker und getrocknete Aprikosen gebracht würden, und dann sagten wir der Inkarnation Lebewohl, die wir immer noch betend und in träumerische Betrachtung der Welt unter ihren Füssen verloren, zurückliessen."

Ich überlasse es jedem Hindu, der nur einigermassen in seiner nationalen Literatur versiert ist, zu sagen, ob nun dieser geistig kurzsichtige Engländer einen gewöhnlichen Menschen, wie Unsereinen, oder den Typus des hohen Râja Yogi, oder wie er gewöhnlich hier in Indien genannt wird, einen Mahatma, beschreibt. Sind nicht das Antlitz, der „ferne Blick", die Gelassenheit, die Wahl des abgeschiedensten und reinsten Raumes im Kloster, der Ruf vollkommener Heiligkeit des Lebens, erhabener Gelehrsamkeit und der vollkommenen Kenntnis der Mysterien des Buddhismus, ist nicht jedes einzelne eine anerkannte Eigenschaft des Adepten der weissen Magie? Und was ist wahrscheinlicher als, dass während dieser felsenkletternde Athlet in seiner Gegenwart sass, sich wunderte und vielleicht innerlich hohnlächelte über seine augenscheinlich zwecklosen Meditationen über die unfruchtbare Landschaft, der hellsehende Blick dieses heiligen Mannes seine geheimsten Gedanken las, seine Lebensgeschichte betrachtete, seine geistige Unfähigkeit und seinen selbstsüchtigen Ehrgeiz als Bücherschreiber erkannte und so anstatt ihm geistige Lehren zu geben, oder Worte zu verschwenden, um ihn den wirklichen altruistischen Zweck seiner eignen aufeinanderfolgenden Inkarnationen zu zeigen, das Interview einfach beendete, indem er Früchte und Zucker anbieten liess? Keiner von uns wird behaupten, dass dieser Einsiedler von Tikzay ein Mahatma, oder dass er kein Mahatma war, aber nach Mr. Knight's eigner Beschreibung urteilend, sind wir ganz berechtigt zu sagen, dass er wahrscheinlich einer war, und dass es möglich ist, dass er von seiner luftigen Gallerie aus den träumerischen Blick in den religiösen Zustand der Welt tauchte, und dass er seine mächtige Seele allen, die es versuchen dieser Menschengeneration zu helfen, dass sie sich selbst erkenne, frische Ströme von Willenskraft hinaussandte. Die Absonderung von weltlichen Bestrebungen und von der Befleckung durch selbstsüchtige Menschen, ist die erste der vier Grundbedingungen der Yogaentwicklung, und dieser Mann hatte sie. Wenn er sich Knight weniger träumerisch und uninteressant gegeben hätte, würde er zweifellos von ganzen Rotten wissbegieriger, steinbocktötender Faulenzer belästigt worden sein, bis er vielleicht aus seiner ruhigen Zuflucht vertrieben, gezwungen gewesen wäre einen anderen åshram in einer noch rauheren Gegend zu suchen.

An manchen Stellen spricht Mr. Knight in den beleidigendsten Ausdrücken von der Mahatma-Theorie. Zum Beispiel: —

„Man sagt von den Eingeborenen des Chinesischen Tibet, dass sie das schmutzigste Volk der ganzen Welt, selbst noch schmutziger als die Ladakis seien. Ich sehe nicht ein, wie das sein kann, wenn nicht in der Tat Mahâtmas in jenem Lande wären, und dies jene sind, von denen gesprochen wurde: denn Mahâtmas könnten freilich eine Unsterblichkeit von Schmutz angehäuft haben und würden in dieser Hinsicht einen Vorteil über die sterblicheren Ladakis haben."

Welche sehr feine, vernünftige und befriedigende Art die heiligsten, höchsten Probleme der Philosophie und Psychologie zu behandeln! Wie stolz muss unser Autor in Zukunft über diese Stelle sein! Und doch, was konnte man Besseres von einem Beobachter verlangen, der den physischen Körper auf eine so hohe Ebene zu erheben scheint, dass er den Unterschied zwischen ihm und dem ihm innewohnenden, unsterblichen Geist ganz übersieht: von einem der Seife noch höher, als Seele schätzt?

Was sah dieser Typus von Personen anderes in Jesus als einen politischen Intriguanten, einen Gefährten von Wüstlingen, Trunkenbolden und Dieben; was anders in Buddha als einen Wüstling und einen Zauberer? Die Fähigkeit einen Mahatma zu erkennen, durch irgend ein illusorisches Aeussere hindurch, womit er sich vielleicht zur Sicherheit, wenn er sich mit Menschen vermischt, oder zum Zweck den geistigen Fortschritt eines Menschen zu prüfen, umgeben hat, dazu gehört von Seiten des Erkennenden eine entwickelte geistige Wahrnehmung: für andere wird seine Gegenwart niemals sichtbar werden, sondern die vorübergehende Gestalt wird nur gesehen, wie sie äusserlich scheint.

Es ist so traurig zu denken, dass die Vernachlässigung körperlicher Reinheit, so viele gute Eigenschaften, wie sie Mr. Knight in den Ladaki-Buddhisten fand, von denen er zugibt, dass sie „liebenswürdig", „wahrhaftig", „ehrlich", „gastfreundlich" und „gradsinnig" seien, sollte wett machen können . . „eine harmlose schlichte Rasse ohne die engherzige Bigotterie und die Kastenvorurteile, welche in Indien überhandnehmen; welche dem Engländer kühn in das Gesicht sieht und ihn mit liebenswürdigem Lächeln grüsst". „Da er einer Religion anhängt, die niemals verfolgt, ist er sehr tolerant gegen den Glauben Anderer, obwohl er fest an seinem eignen hält. Das alles tut er, aber er „badet" sich nicht: daher können Skooshoks keine Mahatmas sein. Die Ladakis sind „wahrhaftig und gradsinnig", daher ist ihr universelles Zeugnis bezüglich der Heiligkeit, Gelehrsamkeit, und der psychischen Kräfte ihrer Chaberons falsch! Es muss falsch sein, oder auf jeden Fall so erklärt werden, denn sonst wären die Theosophisten keine Lügner, Dummköpfe und Betrüger, und die Männer aus den Klubs, denen die Herren Knight, Rockhill & Co. angehören, könnten nicht über sie lachen!

Das Geheimnis der tibetanischen Abgeschlossenheit gegen Fremde ist nicht politischer, sondern religiöser Natur: sie fürchten die Korruption und die Vernichtung ihres vergeistigten Buddhismus durch das Eindringen der westlichen Völker, deren Morgengruss nicht eine Anrufung Buddhas, oder ein Streben nach Nirwana ist, sondern die Frage „Haben Sie Smear's Seife gebraucht?“ oder „Haben Sie über die gestrige Ehescheidungsaffäre gelesen?“ oder „Wie steht es mit dem Geldmarkt?“ oder ähnlicher Blödsinn. Man vergleiche das Bild unseres persönlichen und nationalen Lebens mit dem der ungewaschenen Tibetaner, und sage dann, in welchem Lande der Mahatma, jener ideale Typus geistiger Reinheit, sich am wahrscheinlichsten reïnkarnieren würde. Physischer Schmutz ist nur haut-tief, aber moralische Unsauberkeit geht bis zu des Herzens Kern trotz reinen Leinens und kostbarer Kleider. Huc berichtet mit edler Unparteilichkeit die folgenden persönlichen Beobachtungen: —

„Die Tibetaner sind, wie wir bereits sagten, ausserordentlich religiös. Es herrscht in Lha-Sa eine rührende Sitte, die unter Ungläubigen zu finden uns eifersüchtig machte. Am Abend, sobald die Sonne sich neigt, stellen die Tibetanischen Männer, Frauen und Kinder ihre Arbeit ein und versammeln sich in den Hauptteilen der Stadt und auf öffentlichen Plätzen. Sobald sich die Gruppen gebildet haben, lässt sich jeder sitzend auf den Boden nieder und beginnt langsam und leisen Tones seine Gebete abzusingen, und dieser religiöse Gesang schafft eine ungeheure und feierliche Harmonie in der ganzen Stadt, die die Seele mächtig ergreift! Als wir es zum ersten Male hörten, konnten wir es nicht unterlassen einen Vergleich zwischen dieser Heidenstadt zu ziehen, wo alle gemeinsam beteten, und mit den Städten Europas, wo die Leute erröten würden, sollten sie öffentlich das Zeichen des Kreuzes schlagen.“

Die Bombay Gazette spricht in einer Notiz über Dr. Leitners kürzliche Lobrede über Eingebornen-Erziehung die unleugbare Wahrheit aus, dass „die Tage der einheimischen Schullehrer gezählt wären. Die Orientalen haben den Wert einer kommerziellen Erziehung entdeckt und die klassische Seite jeder Schule ist für die Modernen verloren. Die Bedürfnisse der Gegenwart sind dringend und das, was nur malerisch ist, muss dem unerbittlich Praktischen Platz machen“. Eine epigrammatische Bestätigung der niederen Ebene, zu welcher soziale Ideale herabgesunken sind! Lieber das heilige Streben der ungewaschenen Ladakis, als das unerbittlich Praktische unserer westlichen Gemeinden, welche Religion, Moral, Kunst, kindliche Pietät, Liebe und alles, was zur Veredlung der Menschheit beiträgt, in eine metallische Kette zusammenschmelzen. Dort in Tikzay ist der tibetanische Skooshok; von seinem Adlernest aus überschaut er die Welt unter sich und sucht die verstreuten Helfer der Menschheit, um sie mit seinem göttlichen Magnetismus zu ermutigen; und dort in Srinagar, der jetzt erniedrigten Hauptstadt Kaschmirs sitzt der Lokalberichterstatter des Calcutta Statesman und schreibt an seine Zeitschrift vom 24. Oktober folgendes:

„Die Jagd dieser Saison scheint sehr ärmlich gewesen zu sein, man hat von sehr wenig gefüllten Jagdtaschen gehört. Gegenwärtig sind die Beschwerden laut und endlos gegen die Schaf- und Büffelheerden, die man jedes Jahr höher die Berge hinaufsteigen lässt, und welche jede gute Jagd vereiteln, bis die zweite Urlaubssaison vorüber ist. Es ist sehr schade, dass nichts in der Angelegenheit getan und den englischen Ansichten über den Jagdschutz nicht Nachdruck verliehen werden kann.“

Aber Knight (a. a. O. 205) sah den sanften Steinbock in der Vullah von Himis sich ihm furchtlos nahe kommen; sie werden dort von den Lamas beschützt; sie sind kühner in diesem Hohlweg, als anderswo, und wagen sich dicht an die Behausungen der harmlosen Priester heran.

Auf der einen Seite haben wir Vaters Huc's selbstbeschuldigendes Zeugnis über das universelle Mitleid der L'hassa Buddhisten und sein Bild von ihrem täglichen Abendgesang auf allen Plätzen und Hauptstrassen der Stadt; auf der anderen zwanzig Millionen bewaffneter Männer in europäischen Armeen. In starkem Kontrast zu dem aufrichtigen, starken und universellen Mitleids-Empfinden der Ladaki, steht das, was derselbe Statesman-Berichterstatter uns oben am Schluss seines Briefes, nachdem er uns von Tänzen, Fuchsjagden, Pickniks und anderen zeittötenden Spielereien der europäischen Gesellschaft von Srinagar erzählt hat, über die vorsichtige Fürsorge — natürlich in besonderen Gebäuden — für ihre oberflächliche geistige Erfrischung.

„Es ist angenehm zu bemerken, dass mitten unter all den Gebäuden für unser materielles Gute, auch unsere Seelen und die der Eingeborenen beachtet werden, und man hofft, dass in sechs Monaten in der Nähe des Missions-Hospitals eine hübsche kleine Kirche für die eingeborenen Christen stehen wird und innerhalb eines Jahres eine andere für die Europäer in der Munshibagh. In der Tat wird Srinagar in einigen Jahren so funkelnagelneu sein, dass es keiner seiner alten Freunde wiedererkennen wird!“

Es ist interessant zu bemerken, dass Mr. Knight im Jahre 1891 in Ladak dieselbe Theorie von dem Nirmânakaya sammelte, welche fünfzig Jahre früher Huc und Gabet in Lhassa fand, und welche praktisch mit den Hindulehren identisch ist, sowohl wie sie in der „Secret Doctrine“ wie in den Indischen Heiligen Büchern mitgeteilt werden.

„Es scheint“, schreibt er, „dass, nachdem ein Mensch einen hohen Grad von Tugend erreicht hat, und so dem der Wiedergeburt Unterworfensein in den sechs gewöhnlichen Sphären entronnen ist, er eingehen kann, wenn er stirbt, entweder in Nirvana, das er geerntet hat, oder zur Erde zurückkehren als eine Inkarnation oder

Skooshok. Nur vier Klöster in Ladak haben jetzt Skooshoks als ihr geistiges Oberhaupt, — Heilige, welche dem erstrebenswerten Nirvana entsagt haben, um wieder zu leben und ihren Mitmenschen Gutes zu tun.

Das ist es, was Huc uns auch erzählt. Knight's Beschreibung, auf welche Weise die Lamaische Hierarchie erhalten wird, ist fast noch interessanter, als die Huc's, obwohl gerade da der geringste Argwohn gerechtfertigt ist, dass er es entweder Huc's Schriften entnahm, oder dass Mr. Ramsay, den er anführt, es jener Quelle entlehnte, anstatt es nach den Notizen seiner eignen persönlichen Beobachtungen niederzuschreiben. In der Hauptsache sind die beiden Erzählungen dieselben; diejenige von Knight wirft jedoch ein neues Licht auf das Finden des reïnkarnierten Nirmanakaya. Er sagt:

„Wenn einer derselben im Sterben liegt, so ruft er seine Jünger um sich und sagt ihnen, wo und unter welchen besonderen Umständen er wiedergeboren werden wird. Sobald er tot ist, begeben sich seine Schüler an den von ihm bezeichneten Ort und suchen nach einem neugeborenen Kinde, welches (sic) die besonderen Merkmale trägt und aus anderen Gründen die allerwahrscheinlichste Inkarnation des abgeschiedenen Heiligen ist. Nachdem sie das Kind gefunden haben, lassen sie dasselbe bei seiner Mutter, bis es vier Jahre alt ist; dann kehren sie zurück und bringen eine Anzahl Gebetbücher, Rosenkränze, Gebetsmühlen, Glocken und andere priesterliche Gegenstände mit sich, unter welchen sich jene befinden, die der verstorbenen Inkarnation angehörten. Dann hat das Kind dadurch zu beweisen, dass es die neue Inkarnation ist, indem es sein Eigentum aus der vorhergehenden Existenz anerkennt, und Reminiszenzen seiner Vergangenheit erzählt. Wenn ihm das gelingt, wie es fast immer der Fall ist, wird er als der Skooshok anerkannt und wird für immer von seiner Heimat und seiner Familie weggeführt, um in den heiligen Mysterien unterwiesen zu werden, erst in dem Gompa, dessen Oberhaupt er zu sein hat, und nachher einige Jahre lang in der Heiligen Stadt Lhassa. Dann kehrt er zu seinem eignen Gompa zurück, um dort in einem separaten Gebäude seine Wohnung zu nehmen; er beschäftigt sich dort nicht mit den weltlichen Affären der Brüderschaft, sondern verträumt die langen, stillen Jahre, bis für ihn wieder die Zeit kommt zu sterben und wiedergeboren zu werden in einem anderen irdischen Körper.*) Alle jene, welche das Land am besten kennen, behaupten, dass Skooshoks und Lamas sowohl, wie das Volk einen absoluten Glauben an diese seltsame Theorie der Metempsychosis haben, und dass selbst die Auswahl des Eigentums des verstorbenen Skooshoks durch das Kind weder auf heimliches Einverständnis, noch Betrug zurückzuführen ist."

Aber, augenscheinlich mit einem Blick auf seinen Club fügt er die rettende Klausel hinzu — „auf jeden Fall, von bewusster Art." Und er deckt sich weiter den Rückzug, indem er sagt: „Aber die Ladakis haben eine prächtige Fähigkeit für den Glauben"; und dann spöttelt er weiter über sie, wegen ihres so gefälligen Moral-

*) Ein absurder Widerspruch im Ausdruck. Man stelle sich einen Nirmânakaya vor, der sich von der Schwelle Nirvânas wendet, um der unwissenden Menschheit zu helfen und dann eine Inkarnation in träger Untätigkeit verträumt!

Codex über die Frage illigitimer Sprösslinge. Dann bekommen wir armen theosophischen Dummköpfe unseren Teil in seiner Satire.

„Es ist beiläufig sonderbar“, sagt er, „dass man niemals von Mahatmas in Ladak oder Tibet selbst hört. Die Lamas wissen nichts von diesen geheimnisvollen Wesen, die in ihrer Mitte leben sollen, und die, während sie es verachten sich ihrem eignen Volk zu manifestieren, sich augenscheinlich damit vergnügen eine telepathische Kommunikation (vielleicht in demselben Moment, wenn er sie in Bewunderung der unfruchtbaren Landschaft, von ihren klösterlichen Horsten aus verloren glaubt; H. S. O.) von einer trivialen, wenn auch wunderbaren Art, mit ihren ausländischen Schülern in England und Amerika anzuknüpfen suchen. Die grösste Annäherung an einen Mahatma, auf die man stösst, ist der Skooshok; aber ich bezweifle sehr, ob ein europäischer, esoterischer Buddhist eine dieser Inkarnationen als ihren geistigen Meister anerkennen würde. Bower durchkreuzte das chinesische Tibet von einem Ende zum anderen, fand aber kein Zeichen von einem Mahatma.“

Wie sehr, sehr seltsam; als ginge ein blinder Mann durch einen Palast, einen Park oder eine Bildergallerie, ohne eine ihrer Schönheiten zu sehen! Denn der Durchschnittsmensch, besonders der durchschnittliche nur die Muskel trainierende Armeemensch, ist in dieser Hinsicht geistig steinblind. Er könnte täglich einem Weisen, Rishi, Adepten oder Mahatma begegnen, das ganze Jahr hindurch, und die Tatsache nicht einmal ahnen. Oestliche, religiöse Bücher wimmeln von Beispielen solcher Art, aber der Raum erlaubt mir nur zwei oder drei zu zitieren.

Das Pferd, welches König Sagara als sein Aswamedha-Opfer auswählte, und das von ihm ausgesandt wurde, der Sitte gemäss über Land und Seeen umherzuschweifen, verschwand, wurde aber schliesslich von dem Sohn des Königs, in Pátála gefunden, dicht an einen Mann gefesselt, der schlafend schien. Da die Verfolger ihn für einen gewöhnlichen Menschen und den Dieb hielten, stiessen und schlugen sie ihn, warfen ihn mit Steinen und verletzten ihn schmerzlich, bis er seine Augen öffnete; da verwandelte der eine vorwurfsvolle Blick, den er auf sie warf, die ganze Menge in Asche! Es war Rishi Kapila, und sein Tejas-Strom war so mächtig, dass er wirkte wie ein Blitzbündel.

Jada Bharata, ein Rishi mit den höchsten geistigen Errungenschaften, lebte in Samadhi im Herzen eines Waldes. Der König des Landes passierte diesen Weg mit seinem Gefolge, und als er den starken Mann, der augenscheinlich seine Zeit nutzlos im Schlaf verdämmerte, sah, weckte er ihn rauh, und zwang ihn als Träger seines Palakins in seine Dienste zu treten. Der Rishi verrichtete ruhig die schwierige Arbeit, bis, als die Reise ihr Ende erreichte,

der König von Jemand, der den wirklichen Zustand des heiligen Mannes erkennen konnte, erfuhr, welches seine geistige Würde war, worauf er sich schämte und sich demütig zu seinen Füssen warf.

Als Vishnu in der Gestalt des Zwerges Vâmana zum Hofe des Königs Mahábali Chakravarty kam, und um eine Gabe bat, hielt ihn der König für einen gewöhnlichen Bettler und gewährte sie ihm. Er beharrte sogar in seiner Blindheit, nachdem ihm Sukra, sein Achârya (Lehrer), warnte und ihm sagte, dass der Bittende kein anderer als Mahâ Vishnu selbst sei; er wiederholte seine Zusage und wurde schliesslich dadurch ruiniert, wie es von Anfang an als Strafe für seine Missetaten beabsichtigt war.

In allen drei vorangehenden Geschichten sehen wir, wie Personen, durch das Aeussere mächtiger Adepten, oder Mahatmas irregeführt werden, und in zwei Fällen war ein einziger Mitbeiwohnender im Stande, sie als das zu erkennen, was sie in Wirklichkeit waren. Die anderen waren wie die zwei Apostel, die gen Emmaus gingen. Diesen soll sich Jesus beigesellt und mit ihnen gesprochen und gegessen haben, ohne erkannt zu werden: — „ihre Augen wurden „gehalten", dass sie ihn nicht erkennen sollten", kurz sie waren hypnotisiert. Ich glaube, und ich bitte zu beachten, das mein Glauben als solcher kein autoritatives Gewicht hat, — dass viele Theosophen von Mahatmas besucht wurden und mit ihnen gesprochen haben, deren täuschende äussere Erscheinung sie irreleitete, wie die des alten arabischen Besuchers Herrn Alden und die anderen Herausgeber des N. Y. Daily Graphic*) in New York, und die des Telegraphen-Beamten mich in Jummu**) trog.

So mancher Kanditat in geistigem Wissen, der verzweifelt mit einem Guru zusammen zu kommen, hat die gefahrvolle Fussreise nach dem Himalaya in der Suche nach einem solchen unternommen, oft das Aeusserste an physischem Elend unter dem Ansporn der Hoffnung getragen. Zuweilen haben solche ihr Ziel erreicht, eben so oft erlagen sie den ihnen ungewöhnten Strapazen. Hätten sie nur ihre eignen Shâstras gekannt, so würden sie sich die mühselige Suche erspart haben, indem sie ihr Gemüt und ihr Herz durch Selbst-Beherrschung so reinigten, dass sie den Guru zu ihrer eignen Türschwelle anzogen. Denn Zeit und Entfernung sind für den hochentwickelten Adepten keine Hindernisse, und obwohl er körperlich in seinem Zufluchtsort in Tibet, den Anden oder am Nordpol sitzt, er fühlt sicher, wo sein wahrer Schüler seiner wartet, und kann sich für ihn fühlbar, hörbar und sichtbar machen, als seien sie nur um eines Schreibtisches Breite von einander getrennt.

H. S. Olcott.

*) Siehe O. D. L., Theosophist, November 1892.
**) Dto. dto. April 1894.

Rundschau.

Sven Hedin und der Mahatma von Hemis. — Der schwedische Reisende Sven Hedin berichtet in seinem neuesten Werke „Im Herzen von Asien" über seinen Besuch des Klosters Hemis, in dem s. Zt. der Reisende Notovitch angeblich Nachrichten über das „unbekannte Leben Jesu" gefunden haben wollte. Hedin hat dort Nachrichten über den Mahatma dieses Klosters erhalten, die im Anschluss an die Artikel dieses Heftes allgemein interessieren dürften. Er schreibt über seine Unterhaltung mit dem Abt des Klosters, welcher die äussere Leitung unter sich hat, u. A.: „Der Greis erzählte, dass Hemis-gompa, wie er sein Kloster nannte, vor 300 Jahren von Doggtsang Raspa erbaut worden sei, einem Lama, der wie der Dalai-Lama durch alle Zeiten weiterlebe. Der jetzige Doggtsang Raspa sei 19 Jahre alt und lebe seit 3 Jahren als Eremit ganz allein in einem kleinen „Gompa" im Gebirge, nicht sehr hoch oben in der Talschlucht, wo die Gegend Gotsang heisse. Er müsse dort noch 3 Jahre leben. 6 Jahre lang dürfe er keinen Menschen sehen und sein Gefängnis überhaupt nicht verlassen. Er müsse die Zeit mit dem Studium der heiligen Schriften und mit Meditation zubringen. In der Nachbarschaft wohne ein dienender Lama, der ihm Nahrung bringe. Diese werde ihm täglich in eine runde Maueröffnung hineingeschoben, aber die Blicke der beiden Männer dürfen sich dabei nie begegnen, und sie dürfen nie mit einander reden; falls es sich um eine besonders wichtige Angelegenheit handle, dürfe ein beschriebener Zettel in die Maueröffnung gelegt werden. Wasser liefert eine kleine Quellader neben dem Tempel. Ich fragte, was er denn anfange, wenn er erkranke, und erhielt die Antwort, er sei so heilig, dass er überhaupt nicht krank werde, und überdies konne er die Heilmittel für alle Krankheiten der Welt. Alle Doggtsang Raspa hätten sich dieser Läuterung unterzogen. Wenn die 6 Jahre zu Ende seien, komme der Doggtsang Raspa nach Hemis herunter, und wenn er sterbe gehe sein Geist in einen neuen Doggtsang Raspa über. Es muss schauerlich sein, lange Winter ganz allein in dem stillen Tale zu erleben."

Ein modernes Glaubensbekenntnis. — Lic. Fr. M. Schiele berichtet im Tag: Der amerikanische Professor W. D. Hyde, Präsident des Bowdoin College in Chicago, forderte kürzlich 60 Studenten der Theologie in höheren Semestern auf, ihr persönliches Glaubensbekenntnis niederzuschreiben. Darin sollten sie nicht nur bekennen, was sie glaubten, sondern auch, was sie nicht glaubten; und der Sinn, in welchem der Glaube gemeint war, sollte möglichst deutlich definiert werden. Als die 60 Bekenntnisse eingeliefert waren, stellte sie Hyde derart zu einem einzigen Bekenntnis zusammen, dass er alle positiven Glaubensaussagen aufnahm, alle Negationen fortliess oder auch von den Positionen alle diejenigen ausschloss, gegen die auch nur ein Einziger Widerspruch erhob. Ueber die Zusammenstellung wurde dann nochmals debattiert, und endlich sprachen alle 60 einstimmig ein Bekenntnis als das ihre aus, das (nach der „Chronik der christlichen Welt") folgenden Wortlaut hat:

„Ich glaube an einen Gott, der in der Natur als Gesetz, in der Wissenschaft als Wahrheit, in der Kunst als Schönheit, in der Geschichte als Gerechtigkeit, im gesellschaftlichen Leben als Erbarmung, im Gewissen als Pflicht — am meisten aber in Christus als dem höchsten Ideale gegenwärtig ist.

Ich glaube an die Bibel als an den durch Menschen vermittelten Ausdruck des Willens Gottes, an das Gebet als an die Unterordnung des Willens der Menschen unter den Willen Gottes, an die Kirche als an die Gemeinschaft derer, die Gottes Willen in der Welt zu erfüllen streben.

Ich glaube an den Gottesdienst als an die stärkste Anregung zur Arbeit, an das Opfer als an den Preis, den wir einsetzen müssen, um das Böse in Gutes zu kehren, an die Seligkeit als an die Frucht der Ueberwindung der Selbstsucht. an das ewige Leben als an das Weiterleben alles dessen, was im Menschen lieb und liebenswert ist, an das Gericht als an die vor Augen liegende Tatsache, dass die Lage des gütigen, grossherzigen, bescheidenen und reinen Menschen überall und jederzeit der des grausamen, sinnlich gerichteten, gemeinen, stolzen und falschen Menschen vorzuziehen und überlegen ist."

Auch in Deutschland werden sich wenige Christen finden, die aus diesem toleranten Glaubensbekenntnis etwas beseitigt sehen möchten Und ob wohl viele unter uns sind, die erhebliche Ergänzungen in dem Sinne zu fordern wagen, dass sie den Glauben daran nicht nur sich selbst, sondern auch allen ihren christlichen Brüdern als unerlässlich zumuten?

Maeterlinck und der Patriotismus. — In La Revue antwortet Maeterlinck bei Gelegenheit einer Umfrage: Ist der Patriotismus unvereinbar mit der allgemeinen Menschenliebe? folgendes: „Die Ideen, die die Menschheit leiten, dürfen nur geachtet werden nach Massgabe des Guten, das sie ihr zu geben vermögen. Die Idee des Vaterlandes war lange Zeit hindurch notwendig. Sie ist noch nicht vollständig unnütz, was anzeigt, dass die Stunde naht, wo sie anfangen wird, schädlich zu sein. Es ist also die Pflicht derer, die der unbewussten Masse vorangehen, schon jetzt diese Idee anzugreifen, wenn anders sie wollen, dass ihre Nachkommen sie genügend erschüttert finden an dem Tage, wo sie ein ernstliches Hemmnis für die Entwickelung des Menschen bilden wird. Es ist wichtig, alles, was die Freiheit der Menschen fesselt, nach und nach zu zerstören, so als ob alle Menschen es verdienten, frei zu sein, obgleich man sich bewusst ist, dass sie es erst mehrere Jahrhunderte nach ihrer Befreiung verdienen werden, frei zu sein. Der harmonische Gebrauch der Freiheit kann nur durch ein langjähriges Geniessen ihrer Wohltaten erlernt werden."

Der Urmensch von Krapina. — Prof. Gorjanovic-Kramberger hat kürzlich in Krapina (Kroatien) Reste von Urmenschen gefunden, die bedeutendes Aufsehen erregten, da infolge der grossen Anzahl von Schädelbestandteilen des altpaleolithischen Menschen mit stark vorspringenden Augenrändern nunmehr unumstösslich bewiesen war, dass Virchow unrecht hatte, als er den im Neandertal gefundenen Schädel des diluvialen Menschen als pathologisch missbildet bezeichnet hatte. Darin liegt wohl vor allem die Wichtigkeit der Funde von Krapina, die eine mächtige Stütze der Entwickelungstheorie zu bilden geeignet sind. Aber

auch die sonstigen Funde von Tierknochenresten sind von hervorragender Bedeutsamkeit, da sie sich sämtlich in einem vorzüglichen Zustand befinden. Das kommt daher, weil die Höhle, eine Sandsteinhöhle, im Laufe der Zeiten durch den von der Decke herabfallenden Sand völlig ausgefüllt wurde und von Anschwemmungen infolge überhöhten Lage gänzlich verschont blieb, so dass die Funde mit vollem Recht „primäre Funde“ genannt werden dürfen. Von besonderem Interesse ist der erst vor einigen Tagen aufgefundene Nashornschädel; er ist grösser als der Rhinocerosschädel von Karlsruhe und besser erhalten als der von Petersburg. Infolge der Funde in Krapina verfügt das kroatische naturwissenschaftliche Museum über die vollständigste und schönste Sammlung von Resten des diluvialen Menschen, so dass sich die antrophologische Gesellschaft in Wien veranlasst sah, ihren nächsten Kongress im Frühjahr 1904 in Agram abzuhalten, um die betreffende Abteilung des kroatischen Landesmuseums zu besichtigen und die Fundstätte von Krapina zu besuchen.

Der Liebenswürdigkeit des Assistenten am kroatischen naturhistorischen Museum Stjepan Ostermann verdankt Schreiber dieser Zeilen einige Mitteilungen über die Funde in Krapina, die von Aktualität sein dürften. Gemacht wurden die Funde in einer Höhle westlich von Krapina, das die Metropole von Zagorien genannt wird. Die Höhle selbst wurde von dem Flusse Krapina gerissen und befindet sich heute 25 Meter über dem Flussspiegel. Vollkommen ausgefüllt mit Sand, wollte man im Jahre 1899 den Sand zu Bauzwecken verwenden, als man bei den Grabungen auf Knochen stiess. Herr Professor Gorjanovic-Kramberger, dem man davon Mitteilung machte, erkannte sofort die grosse Wichtigkeit der Funde. Es wurde sofort unter seiner Leitung mit den Ausgrabungen begonnen, die gleich zu Beginn überraschende Resultate zutage förderten und noch heute fortdauern, da man in einer Seitenhöhle weitere wichtige Funde zu machen hofft. Die Grabungen wurden in vertikaler Richtung vorgenommen, und fast in jeder Kulturschicht fand man Knochenreste, eine Menge altpalaeolithischer Geräte aus Stein (zum Teil retouchiert), Knochen und Holz. Ein Teil der Knochen, auch der menschlichen, ist angebrannt, und da diese Knochen zumeist in unmittelbarer Nähe der Feuerstätten gefunden wurden, schliesst der kroatische Forscher auf Kannibalismus. Da sich in der Höhle die Reste von zwei Menschentypen vorfanden, liegt die Annahme nahe, dass man die Reste eines siegenden und eines besiegten Stammes vorfand.

Nach den vorgefundenen Resten war der krapinensische Mensch hyperbrachycephal (kurzschädelig), mit einer nach rückwärts fliehenden hohen Stirn, eckigem Hinterschädel, stark vortretenden Augenrändern (die Virchow beim Neandertalschädel als pathologisch bezeichnete), einem starken Jochbein, breitem Gesicht, dicker Nase und stark zurückfallendem Kinn. Die Verwandtschaft des krapinensischen mit dem Affenmenschen ist daher eine überaus nahe. Die Knochenreste deuten auch auf eine ausserordentliche Stärke hin, wodurch es erklärlich ist, wie der damalige Mensch mit seinen unvollkommenen Waffen den Kampf mit dem Höhlenbären aufnehmen konnte, von dem ebenfalls viele Reste in der Höhle gefunden wurden. Da in der Höhle auch Reste vom Alpenmurmel-

tier (arctomys marmotta) gefunden wurden, nach welchen der Wiener Forscher Prof. Penck die Funde von Tanbach in die Eiszeit verlegte, und da unter der in der Höhle vorgefundenen reinen Fauna sich auch solche Tiere befinden, deren Existenz in der vollständigen Eiszeit nicht wahrscheinlich ist, so darf die Lebenszeit der Menschen von Krapina wohl in die Interglacialperiode verlegt werden.

(Wir kommen auf die Funde nochmals zurück. P. Z.) *O. K.*

Neue Errungenschaften mit elektrischen Schwingungen. — Aus Strassburg i. E. wird der Tägl. Rundschau geschrieben: Im naturwissenschaftlichen Verein erläuterte Prof. Braun durch vorgeführte Versuche die Grundzüge der sogenannten Energieschaltung für die Senderstellen der drahtlosen Telegraphie, durch die es möglich ist, beliebige Energiemengen in Form elektrischer Wellen in den Raum zu schicken. Bereits vor einem Jahre hatte er an demselben Orte mitgeteilt, dass ihm die Lösung dieser Aufgabe gelungen sei. Schwierigkeiten hatte bisher das unregelmässige Verhalten der elektrischen Funken gemacht, die sich nicht so weit beherrschen liessen, dass sie genau gleichzeitig übersprangen. Diese Schwierigkeit ist durch den von Braun bereits 1898 in die drahtlose Telegraphie eingeführten Schwingungskreis überwunden worden. Das ist die Vorrichtung, die es ermöglicht, grosse bis dahin ruhende elektrische Energiemengen in elektrische Schwingungen umzusetzen. Die Lösung der Aufgabe ist nun weiter dadurch zu Ende geführt worden, dass es Prof. Braun gelang, eine beliebige Anzahl elektrische Schwingungskreise miteinander zu verbinden, derart, dass man imstande ist, alle genau gleichzeitig, d. h. im tausendmillionsten Teil einer Sekunde, in genau gleiche Schwingungen zu versetzen. So lässt sich ganz nach Belieben die Energie eines, zweier oder willkürlich vieler Kreise ausnützen. Damit ist erreicht, dass die Wirkung der drathlosen Telegraphie beliebig verstärkt werden kann, so dass es Entfernungen für sie nicht mehr gibt. Prof. Braun führte die Versuche mit drei Schwingungskreisen vor.

Im Anschluss daran berichtete er über seine neuesten elektrooptischen Entdeckungen von geradezu unbegrenzter Tragweite. Es ist ihm gelungen, Gebilde, Präparate zu erzeugen, die aus einer grossen Zahl gitterförmig nebeneinandergelegter Metallstäbchen oder besser Molekülreihen bestehen, deren Struktur jedoch auch mit der stärksten Vergrösserung nicht erkannt werden kann. Diese lassen Licht, das senkrecht zu den Stäben schwingt, hindurch, das ihnen parallel schwingende aber nicht, und bilden somit das vollkommene Gegenstück zu den Gittern, die Hertz für elektrische Wellen in grösserer Ausführung, etwa 1 Meter, hergestellt hat. Die feineren untermikroskopischen Gebilde Prof. Brauns sind etwa millionenfach kleiner als die Hertzschen Gitter: Ihr Verhalten gegen das Licht gibt einen direkten Beweis — den ersten vor Augen geführten — dafür, dass auch das sichtbare Licht aus elektrischen Schwingungen besteht. Das unmittelbar praktische Ergebnis dieser Entdeckung ist, wie die anschliessenden weiteren Forschungen Prof. Brauns beweisen, dass man durch die neuen optischen Erscheinungen imstande sein wird, in organischen Geweben noch da Strukturen nachzuweisen, wo dies seither selbst bei den stärksten Mikroskopen unmöglich gewesen ist.

„Und so hoffe ich“ — schloss der Vortragende —, „dass wir ein neues Mittel besitzen, das gerade da mit Sicherheit einsetzt, wo die besten Vergrösserungsgläser an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sind, und das gestatten wird, noch eine Stufe tiefer einzudringen in die Erkenntnis des Baues der Materie.“ (Vgl. dazu N. M. R. XI, H. 1 Literatur über Harperath u. X, 4/5 über Lloyd. P. Z.)

Der Urmensch. — In den Bonner Jahrbüchern (Heft 106) veröffentlicht G. Schwalbe (Strassburg i. Els.) eine sorgfältige anatomische Untersuchung über den Neanderthalschädel (siehe Seite 93 u. ff.), welcher bei der Bestimmung des vorgeschichtlichen Menschen eine so wichtige Rolle spielt. Auf die anatomischen Untersuchungen können wir hier nicht näher eingehen, doch wollen wir das Resultat der Schwalbe'schen Untersuchungen anführen: Über den homo Neanderthalensis hat man allerlei Meinungen aufgestellt. Diese ordnen sich in folgende Kategorieen: I. Der Neanderthalschädel ist keine typische, sondern eine modifizierte, individuelle Schädelform: 1) durch frühzeitige Synostose künstlich deformiert (Barnard Davis); 2) gehört einem Idioten an (Blake, C. Vogt z. T., Pruner Bey z. T., Hölder, Zittel); 3) zeigt so zahlreiche pathologische Veränderungen, ebenso wie das ganze Skelett, dass man ihn nicht zum Typus einer Rasse machen darf (Virchow (1872), J. Ranke).

II. Der Neanderthalschädel gehört der noch lebenden Menschenart an: 1) ist ein ganz rezenter Schädel: Kosackenschädel (Mayer); 2) er gehört historischen Völkern an: a) alter Kelte oder Germane, (Pruner Bey); b) alter Holländer oder Friese, Batavus genuinus: (R. Wagner), Friese, Virchow (1876 z. T.); 3) er gehört einer primitiven menschl. Rasse an; die aber durch Zwischenformen (neanderthaloide Formen) mit den jetzt lebenden niedrigsten Rassen verbunden ist. a) Ähnlichkeit mit Australnegern; (Huxley, Lyall, C. Vogt, (auch Quatrefages und Hamy); b) älteste palaeontologische dolichocephale Rasse: Cannstatt-Rasse: (Hamy, Quatrefages u. Hamy); 4) er gehört einer in manchen Charakteren von den jetzt lebenden Menschen gänzlich verschiedenen primitiven, wilden Urrasse an, (Schaffhausen); Neanderthalrasse (Fraipont u. de Lohest, Fraipont); b) diese Rasse unterscheidet sich von den jetzt lebenden Menschen mehr, wie der Neger vom Weissen; Neanderthalrasse: de Mortillet.

III. Der Neanderthalschädel gehört einer Form an, die vom rezenten Menschen spezifisch, vielleicht sogar generisch verschieden ist (King, Cope, G. Schwalbe.) — Schwalbe entwickelt sodann seine Ansichten dahin, dass: 1) eine Anzahl von Charakteren am Neanderthalschädel gefunden werden, die sonst nur Affenschädeln zukommen und, 2) dass aber in der Mehrzahl der Charaktere der Neanderthalschädel eine Zwischenstellung einnimmt zwischen denen der höchst stehenden Affen und den rein menschlichen, doch so, dass er in diesen Merkmalen den Affen meist bedeutend näher steht, als dem rezenten Menschen. „Die Neanderthalgruppe muss also mindestens als eine besondere Art des Genu homo, welche spezifisch verschieden ist von allen jetzt lebenden Menschenformen, angesehen werden, wenn nicht gar als eine besondere Gattung.“

Literatur.

Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.

Chamberlain, H. St., Dilettantismus, Rasse, Monotheismus, Rom. Vorwort zur 4. Aufl. der Grundlagen des 19. Jahrhdts. Münch. 1903. (1.—)

Die vier Themen der Broschüre sind für uns von grosser Bedeutung, und sie gewinnen im Urteil Chamberlains noch, da sich dies unseren Anschauungen zuneigt. So können wir uns der Beistimmung nicht enthalten, wenn Chamberlain den Dilettanten als einen wertvollen Kulturfaktor anerkennt. „Ich glaube, der echte Dilettant ist heute ein Kulturbedürfnis. Sowohl der Gelehrte — zur Belebung seiner Wissenschaft — wie auch der Laie — zur Befruchtung seines Lebens durch lebendig gestaltetes Wissen —, beide können heute des Dilettanten nicht entraten, des Mannes, der mitten inne zwischen Leben und Wissenschaft steht. Wir brauchen Männer, die befähigt und gewillt sind, gleichsam als „geschulte Nicht-Fachgelehrte" zu wirken, sonst fällt die Gesamtheit unseres Wissens immer mehr auseinander und bildet im besten Falle ein Mosaikbild, nicht einen lebendigen und als lebend empfundenen und verwerteten Organismus. Das Zusammenfassen und das Beleben ist das Werk, das heute dem Dilettanten, wie ich ihn verstehe, obliegt. Wirkliches Leben entsteht immer nur dort, wo verschieden Geartetes zusammentrifft — also ausserhalb der Schranken der Fachwissenschaft. Dass dieser Dilettant kein Stümper sein darf, liegt auf der Hand; wäre er einer, so täte er besser umzusatteln und sich Fachstudien zu widmen, denn in den Wissenschaften kann jede noch so geringe Begabung Verwendung finden, im Dilettantismus nicht. Und noch eins: Dilettant ist, wer aus Liebe und Leidenschaft, ohne jede Eigensucht, eine Sache betreibt; echter Dilettant aber nur, wer sich selber im Zaum hält und wessen Vernunft seiner Leidenschaft gebietet; der Gelehrte darf Steckenpferde reiten, denn es kann vorkommen, dass er hierdurch Wissenschaft fördert, der Dilettant darf es nicht, denn er stiftet damit nur Verwirrung. An den echten Dilettanten werden hohe Ansprüche gestellt, wir fordern von ihm eine vorzügliche Urteilskraft, das Auge eines Feldherrn — zugleich scharf und voll umfassend, innere Freiheit, unermüdlichen Fleiss und volle Hingebung. Gewiss unterliegen solche Männer besonderen Beschränkungen, doch ich meine, sie verdienen es, eine geachtete Stellung neben Fach-

gelehrten, Künstlern und Männern des praktischen Lebens einzunehmen, und es ist vollendet lächerlich, wenn scheele Zeitungsfeuilletonisten und beschränkte Dutzendprofessoren mit Achselzucken von „blossen Dilettanten" sprechen." „... Und dieser Dilettantismus ist es, der jetzt seine Einflusssphäre noch weiter ausdehnen muss, — der Dilettantismus, der zwischen Gelehrten und Gelehrten zu unterscheiden weiss, der die urteilsmächtigen und die „abgeschmackten" nicht in einen Topf wirft und der auch beim wirklich grossen Gelehrten zwischen dessen Gelehrsamkeit und dessen unbewusstem Dilettantismus, zwischen dessen glänzenden Gedanken und dessen beschränkten Vorurteilen eine Grenzlinie zieht. Ein Gegner der Fachgelehrten soll der Dilettant beileibe nicht sein, vielmehr ist er ihr Diener; ohne sie wäre er selber nichts; er ist aber ein völlig unabhängiger Diener, der zur Erledigung seiner besonderen Aufgaben auch seine besonderen Wege gehen muss. Und empfängt er sein Tatsachenmaterial zum grossen Teile vom Gelehrten, so kann auch er durch neue Anregungen diesen sich vielfach verpflichten."

Chamberlain's Ideen zur Rassenfrage, die er im zweiten Abschnitt kurz skizziert, werden wir in einer grösseren Arbeit über die Rassen der Menschheit heranziehen, weshalb wir hier auf Erörteruug verzichten. Dagegen wollen wir beim Kapitel Monotheismus einen Augenblick verweilen. Chamberlain weist darin die Arbeit Prof. Delitzsch's über Babel und Bibel energisch zurück. Delitzsch ist ja auch von vielen Anderen angegriffen worden. Wären aber seine Ansichten unanfechtbar gewesen, so wäre die Babel-Bibelfrage überhaupt kaum erörtert worden. So ist nun aus den zahlreichen Publikationen mancher wertvolle Begriff herausgewachsen, so die Anschauung von der Existenz einer esoterischen Lehre in Babylon als wichtigster u. a. m. Der Streit, ob wir in Jahve den montheistischen Begriff des heutigen Christentums zu sehen haben, ist heute wohl noch nicht entschieden. Jahve war einer der Lokalgötter der Semiten und blieb als einziger und oberster im jüdischen System bestehen, wogegen der Gott, den die Christen verehren, „gleich im ersten christlichen Jahrhundert" durch die Trinität gebildet wurde. (Vielleicht entstanden aus dem Dodonäischen Jupiter, der in Rom der Deus mundus wurde.) „Nicht also dieser priesterliche abstrakt-materialistische Monotheismus, von dem wir jetzt ganz genau wissen, dass er sehr spät und zwar in unmittelbarer Fühlung mit der hierarchischen und antistaatlichen Partei in Babylon entstand, nicht er macht die Bedeutung des alten Testamentes für uns aus, — im Gegenteil, das ist seine Beschränkuug und sein Makel, der fortdauernd Böses zeugt; vielmehr liegt der unvergleichliche Zauber dieses Buches in dem begründet, was Goethe ausspricht: „Diese Schriften stehen so glücklich beisammen, dass aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganzes entgegentritt." Es ist das Werk als Werk — nicht, was es lehrt, sondern, was es ist —, was unvergänglichen Wert besitzt." Delitzsch's Ausführungen über die Deutung des Wortes el als Ziel und mithin als Gott sind Chamberlain ein Stein argen Anstosses geworden. H. P. Blavatsky sagt in Isis unveiled, dass el identisch sei mit Saturn (Seth), welcher Ideengang vielleicht zu einer Klärung führt. Wir müssen uns diesen Punkt für spätere Gelegenheit aufheben.

Im letzten Teile unterstützt Chamberlain die Berechtigung der Unterscheidung zwischen „römisch“ und „katholisch“. Merkwürdig ist, dass eine Verteidigung notwendig ist bei Begriffen, die eine historische Berechtigung haben. Soweit Rom als politische Kirchenverfassung sich Geltung verschafft, soweit können wir den Begriff „römisch“ vertreten, als eine religiöse Richtung, die bis aufs Messer bekämpft werden muss; soweit aber die Bestrebungen der Katholiken religiöse im Sinne einer geistigen Kirche sind, soweit müssen wir auf alle Fälle den religiös-katholischen Geist, der an religiöser Erkenntnis vielfach über dem orthodoxen Protestantismus steht, vom römisch-politischen trennen. Letzterer (der römische) stellt die Degeneration, ersterer (der katholische) die Blüte der christl. Kirche dar.

Hilprecht, H. V., die Ausgrabungen der Universität von Pennsylvania im Bêl-Tempel zu Nippur. Vortrag mit 56 Abbildungen und 1 Karte. Lpzg. 1903. (2.—)

An die Schilderung der Ausgrabungen, die für uns nichts positiv Neues enthalten, fügt Hilprecht ein Urteil über den semit. Monotheismus, den Wert der Bibel-Babel-Forschungen, das bei dem allgemeinen Interesse für die Sache anzuführen wäre. Die Frage, ob Jahve wirklich ein spezifisch-israelitischer Gott ist, lässt sich nicht positiv beantworten, die dafürsprechenden Argumente sind nicht stichhaltig. Die Grundlagen der Forschungen, die alten Tontafeln mit ihren meist recht fragwürdig aussehenden Keilschrifttexten, deren Lesart keineswegs immer feststeht, sind eben noch zu schwankend. „Ein reiner Monotheismus und eine ganz eigenartige Prophetie, die Stimme des in Israel nie ganz schlummernden Volksgewissens sind die gewaltige Kluft, die zwischen Israel und den Völkern der antiken Heidenwelt noch immer gähnend klafft, wie sehr das alttestamentliche Volk in seiner äusseren Erscheinung auch alle Merkmale seiner Rasse und Zeit und tiefgreifende Spuren fremder Beeinflussung aus Babylonien, Assyrien, Arabien, Aegypten und anders woher trägt. Wir suchen mit Recht das grosse Geheimnis, welches das Volk des alten Bundes gleichsam aus dem historischen Zusammenhange löst und zum Wunder unter den Nationen stempelt, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln strenger Wissenschaft zu ergründen. Aber ich glaube, der Weg zu dieser Erkenntnis und Wahrheit führt nicht über Babel, obwohl wir gerade den babylonischen Keilschriftdenkmälern für sonstige ausserordentlich reiche Förderung unseres Verständnisses des A. T. in der Vergangenheit und zweifelsohne auch in Zukunft zu ehrlichem Dank verpflichtet bleiben werden. Meine eigne Auffassung von dem Gange babylonischer Geschichte und Zivilisation während der letzten 3 bis 4 vorchristlichen Jahrtausende habe ich Ihnen nach meinen 14jährigen archäologisch-historischen Arbeiten auf Grund tatsächlicher Funde unserer Expedition soeben kurz skizziert. Es ist eine Geschichte der Degeneration, welche sich widerspiegelt in dem Worte Jesaias' . . . „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern“, von der Höhe geistiger Errungenschaften und Erkenntnisse am Anfang deiner Geschichte zu deinem schliesslichen traurigen Untergang!“

Müller, Dr. L., der Babelismus; der Kaiser und die orthodoxe Theologie. Berlin 1903. (1.—)

„Länger als ein Jahrhundert schon ist es, dass die Kirchenlehre und die Theologie fast so gut wie schweigt vom Satan und seinem Treiben; und diese Schüchternheit — sie hat Satan zu bewirken erreicht, so dass allmählich die moderne Welt dahin gekommen ist, gar nicht mehr an Satans Existenz zu glauben". „Die Dokumente über den Gang Gottes durch das auserwählte Volk Israel — die das alte Testament sind — hat Satans List durch verräterische Beeinflussung des Entwickelungsganges der Babel-Religion aus dem Entwickelungsgang der Bibel-Religion zu verdächtigen gewusst". „Der Spiritismus ergreift die Laienwelt, der Babelismus die Theologen". Beides ist Satans Werk, womit er die Menschen von Gott abbringen will. Der Babelismus aber ist bereits getötet durch das Wort des Kaisers von der „Weiterbildung der Religion", der Spiritismus noch nicht. — Na, na, Herr Doktor! —

Deinhard, L., Beiträge zur okkulten Wissenschaft. Essays hervorragender ausländischer Autoren übersetzt. Berlin 1901. (1.80)

I. Die okkulte Wissenschaft von A. Sinnett. — II. Was ist Theosophie? von Léon Cléry. — III. Das Geheimnis der Entwickelung von Annie Besant.

Das Wertvollste, weil propagandistisch gut zu verwenden, scheint mir der Artikel von Léon Cléry zur Lösung der oft gestellten Frage „was ist Theosophie". Deinhard hat hier versuchsweise das Wort astral durch spontal ersetzt, (der Ausdruck ist von Hübbe-Schleiden vorgeschlagen und leitet sich „vom Lateinischen „spons" Trieb oder Wille ab, also von dem, was die Grundlage des Gemütslebens bildet"). Ich glaube nicht, dass dieser Ausdruck, so gut er auch gemeint ist, sich einbürgern wird. Das Wort astral ist so allgemein gebräuchlich und zwar in allen möglichen Sprachen, dass es wohl ebensowenig möglich ist, es auszumerzen, wie man das Wort Heilmagnetismus wird ausmerzen können, obwohl man sehr wohl ein passenderes finden könnte.

Wie alle Arbeiten Deinhard's, sind auch diese wieder derart, dass wir sie nicht in den theosoph. Bibliotheken missen möchten.

Seedorf, Dr. phil. H., von maurerischer Art und Kunst. 9 freim. Vorträge. Göttingen 1899. (2.—)

Die erste Rede beschäftigt sich mit der Entstehung der Freimaurerei. Die Untersuchungen von Katsch, Gould und Boos werden befürwortet, nach denen die Freimaurer in engem Anschluss an die Rosenkreuzer entstanden sind. Daraus soll auch hervorgehen, dass Christus als höchstes Prinzip des Menschenideales in der Loge verehrt werden könnte. Auf dieser Idee hat Holtschmidt (Braunschweig) einen Einheitsbund deutscher Freimaurer gegründet, „der dafür wirken will, dass in den Grundsätzen einer künftigen gemeinsamen deutschen Grossloge Christus als das höchste Vorbild maurerischer Tugend anerkannt wird." Wir können uns gerade diesem Gedanken nicht ganz anschliessen, halten es vielmehr für richtiger, wenn der Freimaurerei dieselbe tolerante und dogmenlose Grundlage gegeben wird, wie der Theosoph. Gesellschaft. Br. Findel (Lpzg.) hat in dieser Hinsicht einen für die Zukunft verheissungsvolleren Weg eingeschlagen. Hinaus

mit den Bekenntnissen aus der Loge. Die Menschlichkeit ist ein Ideal, das auch ohne das Symbol seiner zeitweiligen Vertreter, unter denen man die Religionsstifter verstehen könnte, den Menschen vorstellbar und zu erstreben ist.

Die andern Vorträge bieten nichts besonders Erwähnenswertes. Ich hoffe, dass die Arbeiten von Dr. Buck, die wir soeben veröffentlichen, einen belebenden Einfluss anf die deutschen Logen ausüben werden.

Kassner, R., der indische Idealismns; eine Studie. Münch. 1903. (3.—)

„Die Upanishads versteht, wer sie zn hören weiss. Und alles, was wir zu hören vermögen, dürfen wir nicht anwenden. Alle indischen Systeme wollten den indischen Idealismns anwenden nnd konnten ihn nnr verraten. Ja, als viel später gegen das Sankhya, den Buddhismus und das Yoga Çankara den Idealismus dogmatisierte, verrät in gewissem Sinne auch er ihn. So offen, so ganz Mnsik ist der indische Idealismus. Der indische Idealist denkt zn Ende. In diesem Zu-Ende-Denken ist alle Dogmatik enthalten. Der indische Idealist denkt bis zum Gefühl. Sein Denken begeistert ihn. Er erkennt im Grunde keinen Widerspruch zwischen Denken nnd Fühlen." Diese wenigen Worte zeigen, dass Kassner bis znm Schanen in die indische Philosophie eingedrungen ist, unter den hunderten, die hente darüber schreiben, einmal wieder — einer! — Die Arbeit ist in der Tat eine Perle der modernen mystischen Literatur und verdient unser Stndinm. Wie feinsinnig ist Kassner den Upanishads und der Bhagavad-Gita nacbgegangen. Man kommt förmlich selbst in den Rhythmns dieser alten Lehren hinein, wie beim Lesen der Texte. Hier haben wir echtes Erleben, an dem wir selbst wachsen können. Welch Genuss unter der gegenwärtig so verflachten theosoph. Literatur ein solches Bnch zn entdecken. Das macht manche Missstimmung über die phrasenklingelnden Theo- und Philosöphchen wieder wett.

Plato, Gastmahl, dtsch v. Rnd. Kassner. Lpzg., Diederichs, 1903. (2.— geb. 3.—.)

„Die Liebe ist das Zengen in dem Schönen, das Zeugen, Sokrates, in schönen Körpern und in edlen Seelen, verstehst du mich? — Zuerst soll man einen schönen Körper „lieben", dann auf andere übergehen, um in diesen die gleiche Schönheit zu sehen und zu zeugen, dann gebe man anf die Schönheit der Seele und suche da zu zeugen „bis er dann stark und reif jenes einzige Wissen, das da das Wissen des Schönen ist, erschaue. Merke auf, Sokrates, so viel du kannst! Wer also bis dahin zur Liebe erzogen wurde und das Schöne in seiner Ordnung erkennt, der wird ganz am Ende als letzte Weihe seiner Liebe ein Wunderbares erblicken nnd die grosse Schönheit der Schöpfung erschauen; er wird das erschanen, Sokrates, um dessentwillen alle Wege und Mühen waren; er wird das Schöne schauen, das da ewig da ist, und niemals wird und niemals vergeht und nicht reicher wird und nicht verliert, das Schöne, das nicht hierin schön nnd heute schön nnd da schön und hierin hässlich und morgen hässlich nnd dort hässlich nnd für jenen hässlich ist, das Schöne, das wir nns nicht das einemal im Gesichte, ein andresmal an den Händen, oder sonstwo am Körper einbilden, oder in den Worten, in den Wissenschaften, im Tiere, auf der Erde oder am Himmel finden; er wird das Schöne schauen, das da sich selbst und

in sich schön, in sich selbst ewig sich spiegelt; und was sonst schön ist, wird nur sein Schein und ein Teil sein und werden und vergehn, und nur das ewig Schöne wird nicht wachsen und nicht verblühen und nicht leiden. Ja, Sokrates, wer immer von dort unten, weil er den Geliebten richtig zu lieben wusste, empor zu steigen und jenes ewig Schöne zu schauen beginnt, der ist am Ende und vollendet und geweiht."

Das ist mit Platos eignen Worten der ungefähre Inhalt des Gastmahls, jenes hohen Liedes der Liebe der antiken Welt. Kassner, den wir schon als feinsinnigen Mystiker in seiner Studie über den indischen Idealismus kennen gelernt haben, hat die Schrift in trefflicher Weise verdeutscht.

Marc Aurel, Selbstbetrachtungen; deutsch mit Einl. von Dr. O. Kiefer. Leipzig, Diederichs, 1903. (3.— geb. 4.50) M. Buchschm. v. Peter Behrens.

In Fritz Reuters Franzosentid sagt die Frau Amtshauptmann zu ihrem Manne: „Da, Wewer, les in din Bauk" und „dat was nu dat Bauk von Marc Aurelen. Darnt las de Herr Amtshauptmann, wenn hei in Arger geraden was, ein Kapittel, und wennt dull was, twei". Und damit hat unser guter Reuter nicht nur den Amtshauptmann, sondern auch den Marc Aurel richtig geschildert. Die Meditationen sind wirklich ein Buch, bei dessen Lektüre man die innere Ruhe findet, man mit seiner Seele Zwiesprache halten kann. Marc Aurel ist wohl das einzige Beispiel in der Geschichte, in dem ein Theosoph einen Fürstenthron innehat. Aus vielen Stellen seiner M. lesen wir heraus, welche gewaltige Ueberwindung es ihm gekostet hat, das Leben stiller Versenkung in die eigne göttliche Seele gegen den herben, vom Geistigen abziehenden Kaiserberuf einzuwechseln. Doch leitete ihn die Erkenntnis seiner Pflicht, die er über alles stellt. Eine wahre kaiserliche Selbstaufopferung! — Dass wir die wenigen, aber tiefen theosophischen Sprüche Marc Aurels jetzt in einer so wundervollen Ausgabe besitzen, wie es die vorliegende in jeder Hinsicht ist, ist eine Freude für alle, denen die Lektüre der Meditationen die des Gebetbuches ersetzt.

Pastor, Willy, Lebensgeschichte der Erde; ein Ueberblick über die Metamorphosen des Erdensternes. 1.—3. Tausend. Leipzig, Diederichs, 1903. Leben und Wissen Band I. Mit Buchschmuck v. Heinr. Vogeler-Worpswede. (4.— geb. 5.—).

Die in jeder Weise beachtenswerte Arbeit wendet sich gegen die Darwinschen Lehren und versucht auf Grund einer Metamorphosen-Hypothese das Bild einer organischen Weltanschauung zu entwerfen. Willy Pastor stand eine Zeit lang der theosoph. Gesellschaft sehr nahe, und verdankt sicherlich der Berührung mit H. P. Blavatskys Geheimlehre die besten Gedanken dieses Buches, obwohl davon nichts im Buche selbst zu lesen steht. Wir empfehlen es unsern Lesern als einen glücklichen Versuch die Welt als einen denkenden Organismus zu schildern. Eingehend werden wir uns mit ihm noch beschäftigen in unserer Arbeit über Haeckel und Blavatsky.

(Fischer, K.,) Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. Hrsgegb. u. m. e. Geleitw. versehen v. Paul Göhre. Lpzg., Diederichs, 1903. Leben und Wissen II. M. Buchschm. v. H. Vogeler-Worpswede. (4.50 gb. 5.50)

Ein sitten- und kulturgeschichtliches Dokument, dem wir nur wenig ähnliches an die Seite stellen können. Ein einfacher Arbeiter, er ist jetzt ein Junggeselle von 61 Jahren, schreibt „aus innerem Drange“ seine Lebensgeschichte. Es sind keine philosoph. Betrachtungen, kein hoher Ideenflug, sondern eine kräftige Nüchternheit, die zu uns aus diesen Zeiten spricht und die uns mit einer merkwürdigen Kraft zwingt den vielfach ganz bedeutungslosen Erlebnissen in angeregtester Stimmung zu folgen. Dieser Mann versteht es uns auf den 390 Seiten zu fesseln, wie der grossen Literaten einer. Soziologen werden an der Schilderung der wirtschaftlichen Verhältnisse viel Interesse nehmen. Die geschilderten Ereignisse fallen in die Entstehungszeit der deutschen Grossindustrie um 1869. Das Verhältnis des Arbeiters zum Arbeitgeber in seiner Entstehung. Doch das interessiert uns momentan weniger. Viel fesselnder ist es zu verfolgen, wie sich der gute Fischer mit seiner Religion abfindet. Sein Vater hatte die eigentümliche Ansicht, dass man den Menschen religiös machen müsste durch Hungern und Bibelverse lernen und Prügel, eine Methode, die heute noch reichlich auch unter den Gebildeten des Christenvolkes im Schwange ist! Was F. an religiösen Empfinden in späterer Zeit entwickelt hat unterscheidet sich ja wesentlich von der Kirchenlehre, aber es zeigt, welch starkes, eingeborenes, religiöses Empfinden der Mensch besitzt. Und noch ein Anderes lernen wir aus dem Buche: wie richtig ein ganz ungelehrter Mensch, der sich Kopf und Herz, soweit es im Lebenskampfe möglich ist, frisch erhalten hat, andere Menschen und Verhältnisse erkennt und beurteilt.

Ferguson, Ch., Lebensbejahung. Eine Darstellung des Ursprungs und der Mission d. amerikanischen Geistes. Deutsch von C. Mettenius. Leipzig, Diederichs, 1903. Umschlag und Leisten von Kirchmayr. Leben und Wissen III. (2.50 geb. 3.50).

„Der Amerikanismus ist kein lokales, er ist ein universelles Prinzip. Die geschichtliche Charakteristik des amerikanischen Geistes ist sein Hinausgehen über die Nationalität, seine Universalität. Es ist seine Mission, zu zeigen, dass die Ursachen des nationalen Wohlstandes in der ewigen Einheit der Dinge liegen; daher müssen auf dem Weg der nationalen Selbstverwirklichung alle Schutz und Ausschliessungwälle niedergerissen und die nationalen Geschicke dem freiströmenden Laufe der Welt überlassen werden. Die Einigkeit von Amerika liegt darin, dass es der Kreuzungspunkt ist, an dem alle Wege zusammentreffen.“ Soweit dies geniale Theorie ist, stimmen wir bei, die Wirklichkeit zeigt uns das Amerika nicht in dem rosigen Lichte, wie es Fergusons Philosophie uns vormalt. Doch sei es drum! Die Begeisterung für einen grossen Gedanken wird auch imstande sein ein Volk, eine Welt über seine Mängel hinwegzusetzen in den Zustand, den es in dumpfem Vorempfinden fühlt. Und warum sollten wir Zukunftsträume nicht heute schon verwirklicht sehen in den von der Entwickelung gelegten Minen dereinstiger Entwickelungen? „Eine echte demokratische Gesellschaft ist eine solche, die nicht auf patriotischen Prinzipien oder auf Gewohnheiten, die sich auf Gesetze stützen, beruht, sondern auf dem Vorhandensein eines bestimmten Elementes im Volk, von dem man zuver-

lässig erwarten kann, dass es nicht zum Pöbel ausarten wird" (54). Dieses bestimmende Element, welches dem Amerikanischen Volke die Gewähr einer echten Geistesentwickelung geben soll, ist „der Kirchengedanke als die Einsetzung des magnetischen Pols einer ewigen Menschheit als Sammelpunkt für die allgemeine Vernunft." Dieser Kirchengedanke fällt nicht mit dem Begriff zusammen, den er allgemein jetzt hat, sondern er ist die Fortentwickelung jenes Gedankens, der im Ecclesiastizismus, Sakramentalismus und Dogmatismus entartet ist, zu seiner höchsten Einfachheit. Dabei ist es „ein Jammer, dass wir nicht auf ehrenhaftere Weise zur Befreiung des Christentums gelangen konnten", als auf diesem Umwege, „aber es genügt, dass wir auf irgend eine Weise dazu gelangt sind." Wir können es also drehen und wenden, wie wir wollen, wir werden immer eine religiöse Unterlage für alle Entwickelung sozialer oder individueller Natur haben müssen. Was im Katholizismus durch das Dogma entartet erstrebt wird, dasselbe erstrebt der Amerikanismus auf freiestem Boden innerlichster Selbstbesinnung und unmittelbarster Gegenwartsempfindung des Göttlichen. Ferguson fasst eben diesen daraus entspringenden Kirchengedanken unendlich tiefer, als dies unsere Geistlichkeit tut. „Die Macht der Kirche wendet sich immer gegen die alte Ordnung; ihr Ziel ist es, durch die Wirkung vitaler und innerer sozialer Kräfte allmählich das Prinzip der Staatssouveränität zu vertilgen und zu verwischen, indem sie den sozialen Schwerpunkt in das Herz der Volksvernunft verlegt und an Stelle von Beherrschern von Armeen, Beherrscher geistiger Kräfte setzt." „Der Kirchengedanke ist das befruchtende Prinzip dieser Aera, der Schlüssel zu der modernen Geschichte und die Entwickelungsquelle der demokratischen Gesellschaft."

Im „Auswirken des Weltproblems" kommt Ferguson zu folgenden Sätzen, die zeigen, dass ihn der nüchterne Wirklichkeitssinn bei allem Idealismus nicht verlässt. Er kennt recht gut die Schranken, die seine Ideen hemmen. „So lange als jeder Mensch ein Parteigänger und ein Partikularist ist, ist es unmöglich, irgend ein soziales Problem zu lösen, weil es unmöglich ist, eine soziale und umfassende Ansicht über irgend ein Problem zu gewinnen. Das erste Erfordernis einer Reform ist das Auftreten von Menschen, die sich ihren Beruf selbst erwählen und individuelles Leben hineinlegen." „Ein Meister in einem Gewerbe ist Meister in allen." Solche Meister brauchen wir, aber keine Mietlinge! Aber auch diese werden erst dann etwas ausrichten können, wenn die Tatsache anerkannt ist, „dass das Reich der Gerechtigkeit und Freiheit nur dann möglich wird, wenn der soziale Schwerpunkt nicht in diese aktuelle Welt fällt, sondern in die an Hilfsquellen unendlich reichere Welt des noch zu erreichenden Ideals verlegt wird, und dass es unmöglich ist, das Joch der militärischen und wirtschaftlichen Macht zu brechen, ehe das Volk gelernt hat, dass die Gesellschaft schon Gesellschaft war, ehe sie eine Polizeigewalt oder eine industrielle Genossenschaft wurde". „Und die Menschen, welche bestimmt sind, die Dinge zu tun, die getan werden müssen, müssen erprobte Glaubenskämpfer sein mit breitschultrigen Seelen, die stark genug sind, sich so fest gegen die Tür zu drücken, dass die Achsen der Weltgeschichte nachgeben."

„Die einzige Wahrheit, die das neue Zeitalter kennt, ist die Wahrheit der praktischen Tatsachen. Die Seele hier heimisch zu machen, ist die Stimme der Philosophie. Ihr Werk ist Zivilisation“ . . . . „Aber nun bricht aus der Verwirrung der Feigheit und Unfähigkeit ein neuer Tag der Rene hervor, der die Existenz der Seele und die Herbeiführung der Zivilisation bejahen wird. Die Aufgabe dieser Zeit und die besondere Mission des amerikanischen (d. h. universellen. P. Z.) Geistes ist es, die schöpferische Tatkraft des Volkes frei zu machen, die Erde mit herrlichen, kosmopolitischen Städten zu umgürten und in den ewigen fliessenden Formen der Kunst die unendliche Romantik der Menschheit auszudrücken.“

Taine, H., Philosophie der Kunst. A. d. Franz. v. Ernst Hardt. Buchausstattung von Fritz Schumacher. 2 Bde. Leipzig, Diederichs. 1902. (8.— Mk., geb. 10.— Mk.)

Das Urteil über diese Geschichte besonders der niederländischen Schulen ist längst als ein anerkennendes gesprochen, sodass hier der Hinweis auf das Erscheinen der trefflich ausgestatteten ersten deutschen Ausgabe genügen wird. Taine behauptet, das Kunstwerk hat das Ziel, „irgend einen wesentlichen oder hervorspringenden Charakter, folglich irgend eine wichtige Vorstellung, klarer und vollständiger als es die wirklichen Dinge tun, zu offenbaren. Es gelangt dazu, indem es eine Gesamtheit von verbundenen Teilen verwendet, deren Beziehungen es systematisch ändert. In den drei nachahmenden Künsten, Bildhauerei, Malerei und Dichtkunst, entsprechen diese Gesamtheiten wirklichen Gegenständen.“ Um solches Kunstwerk zu schaffen, „bildet sich der Künstler die Idee jenes Charakters, und nach seiner Idee wandelt er den wirklichen Gegenstand. Dieser so gewandelte Gegenstand entspricht nun der Idee, mit anderen Worten, er ist ideal. Auf diese Weise also gehen die Dinge vom Wirklichen ins Ideal über, wenn der Künstler sie wiedergibt, indem er sie nach seiner Idee verändert, und er verändert sie nach seiner Idee, wenn er, in ihnen irgend einen bedeutenden Charakter erfassend und befreiend, die natürlichen Beziehungen ihrer Teile systematisch so verändert, dass dieser Charakter sichtbarer und herrschender wird.“

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).



Richard Wagner.

(Verkleinerte Reproduktion des Lenbach'schen Wagner-Portraits aus Houston Stewart Chamberlain, Richard Wagner, mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. A. Bruckmann, A. G., München.)

Band XI, 3. **1904.**

„Der Mensch ist ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Uebermensch, — ein Seil über einem Abgrunde. Ein gefährliches Hinüber, ein gefährliches Auf-dem-Wege, ein gefährliches Zurückblicken, ein gefährliches Schaudern und Stehenbleiben. Was gross ist am Menschen, das ist, dass er eine Brücke und kein Zweck ist: was geliebt werden kann am Menschen, das ist, dass er ein Uebergang und ein Untergang ist . . . . . . Ich liebe alle Die, welche wie schwere Tropfen sind, einzeln fallend aus der dunklen Wolke, die über dem Menschen hängt; sie verkündigen, dass der Blitz kommt, und gehen als Verkündiger zu Grunde."

Nietzsche, Zarathustra.

Die metaphysische Grundlage von Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen!" *)

(Kapitel I: Die Grundidee der Dichtung.)

Wagner spricht von seiner Dichtung des Ringes als einer Darstellung des Liedes von der Welt [1]) als einer Darstellung des Weltschicksalsgewebes [2]), des ganzen Weltverhältnisses, sodass uns zunächst der Nachweis über die Berechtigung dieser Behauptung beschäftigen soll. Nach der Vorstellung der Menschheit hebt das Lied von der Welt an: „Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser[3]). Oder auch nach den ältesten Ueberbleibseln der Poesie unserer Rasse „den Hymnen der Rig-Veda" nach jenem berühmten und erhabenen Hymnus „Und es war das Nichts die Fessel des Seins" [4]). Es ging also allem die wüste [5]) Leere voraus!

Diese allererste Periode der Weltgeschichte lässt sich gedanklich kaum vorstellen, doch im Gefühle kann sie sich auch heute

---

*) L. = Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt, Lpzg. 1900 2 Bde. — Die römischen Zahlen (z. B. X) mit darauffolgender arabischer Ziffer sind Hinweise auf gesamm. Schriften und Dichtungen von Richard Wagner, Lpzg. 1871 bis 1880. — M. W. = M. Wirth, die Entdeckung des Rheingolds aus seinen wahren Dekorationen, Lpzg. 1896. — H. H. = H. Herrig, gesamm. Aufsätze von Schopenhauer, Lpzg., Reclam. No. 3187. — R. P. = R. Pohl, R. Wagner, Studien u. Kritiken, Lpzg. 1883. — A. S. = A. Schwegler, Geschichte der Philosophie, Lpzg., Reclam. — W. G. = W. Golther, die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung R. Wagners, Charlottenburg 1902. — E. M. = E. Meinck, die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der Nibelungendichtung R. Wagners, Berlin 1892. — A. Sch. = A. Schopenhauer, sämtl. Werke in 6 Bdn. herausgegeben v. E. Grisebach, Lpzg., Reclam. — Bayr. Bl. = Bayreuther Blätter, redigiert von H. v. Wolzogen, Bayreuth. — R. = Wagner, Briefe an Röckel, Lpzg. 1894.

[1]) L; II, 42. — [2]) X; 156. — [3]) Moses I; 1, 2. — [4]) H. H. 35. —

[5]) „wüst" ist hier im Sinne von „öde" gebraucht.

noch mit elementarer Wucht und vernichtender Gewalt Geltung verschaffen. Es ist jene Stimmung, in welcher uns alles öde und leer, das ganze Leben hohl und schal dünkt, sodass wir, um uns vor der Verzweiflung zu retten, nur ein Sehnen haben, dem Leben wieder einen Inhalt zu geben. Mit der Schilderung dieser Stimmung beginnt die Instrumentaleinleitung des Vorabends des „Rheingold", welche vor unserem inneren Auge jene ungeheure, finstere Leere auftut [1]). Als der Vorhang sich später hebt, wird uns dieses Erheben der Welt aus dem Grunde des Nichts szenisch dadurch angedeutet, dass Wagner ausdrücklich bemerkt: „Nach der Tiefe zu lösen sich die Fluten in einen immer feineren, feuchten Nebel auf, sodass der Raum der Manneshöhe vom Boden auf gänzlich frei von Wasser zu sein scheint [2]). Also auch auf dem tiefuntersten Grunde des Rheines öde, wüste, traurige Leere, über welcher sich die wolkigen Fluten nur allmählich von Aether zu Nebel und von Nebel zu Wasser verdichten dürfen.

Nachdem aber erst einmal in der Instrumentaleinleitung der Anfang gegeben ist, bricht alsbald ein ganzer Werdestrom aus dem bodenlosen Grunde hervor [3]), und wir treten in jene Periode ein, wo wilde ungeheure Kräfte chaotisch durcheinanderfluten. Aus dem Grunde, wo selbst die Sehkraft ihre Grenzen findet, ist ein Bild vor uns aufgestiegen, wie wenn der Blick auf einem gewaltigen, nächtigen Meere ruht. Ungeheure Wellen schwellen furchtbar an, laufen dahin und tauchen wieder in das Bodenlose hinab, aber allenthalben ist das Bild dieses Chaos aufgewühlt, denn wo eine Welle dahinsinkt, hebt eine neue sich auf, um den Kampf für das Dasein wieder aufzunehmen. Doch allmählich scheint sich der gigantische Kampf zu klären, und gewisse Daseinsprinzipien scheinen sich aus diesem Abgrunde des Aufruhrs klarer und immer klarer herauszulösen. „Der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser!" In den tiefsten Bässen, dunkel und unbestimmt beginnend, werden die musikalischen Figuren nach und nach immer lebendiger und durchsichtiger; sie durchdringen und umschlingen sich, erscheinen immer breiter und gewaltiger — wir haben jetzt das Bild eines mächtigen Stromes vor uns, der auf- und abwogend majestätisch anschwillt, und weiter und weiter sich verbreitet [4]).

Wir treten nunmehr in den Lauf der Dinge ein, von welchem Heraklit ausgesagt hat: „Dass die Gesamtheit der Dinge im ewigen Flusse, in ununterbrochener Bewegung und Wandlung begriffen und ihr Beharren nur Schein sei. Nichts bleibt sich gleich, alles nimmt

[1]) M. W. 40.
[2]) V; 259, vergl. ferner: Musik. Wochenblatt. Fritzsch. II; Nr. 14 „Das Rheingold", Versuch einer musik. Interpretation von Federlein.
[3]) M. W. 41. — [4]) R. P. 208, 209; Bayr. Bl. 1880, 145.

zu und ab, löst sich auf und geht in andere Bildungen über; aus allem wird alles, aus Leben Tod und aus Totem Leben. Nur der Prozess des Wechsels, des Entstehens und Vergehens ist ewig.[1])" „In dieselben Ströme", lautet ein Ausspruch Heraklits, „steigen wir hinab und steigen auch nicht hinab, sind wir und sind auch nicht, sondern immer zerstreut und sammelt er sich wieder, oder vielmehr zugleich fliesst er zu und fliesst ab." Um diesen ewigen Wechsel aller Dinge zu schildern, lässt Wagner die wogenden Wasser des Rheines rastlos[2]) von rechts nach links an uns vorbeiströmen, doch auch sonst ist er in der ganzen szenischen Anordnung darauf bedacht, nirgends für uns ein Gefühl der Ruhe, einen festen Halt zu ermöglichen. „Der ganze Boden ist in ein wildes Zackengewirr zerspalten, sodass er nirgends vollkommen eben ist[3]), und alles ist glatt und glitscherig[4])."

Das Spiel der Rheintöchter ist aber gleich charakteristisch wie die Szene für das ewig wechselvolle Gebaren der Natur, die sich allein in diesem Wechsel treu bleibt und ihr innerstes Wesen begründet. Diese Naturkinder, Töchter des Rheines necken sich und suchen einander zu haschen, aber sobald sie sich haben, sind sie einander auch schon wieder entschlüpft, denn wie wäre die fliessende Natur in ihrem ewigen Wechsel wirklich zu fangen — ein ewiges Entweichen liegt in ihrem neckischen Spiele. „Der Streit ist der Vater der Dinge!" sagt Heraklit, und solcher Streit in Gestalt eines lieblichen Spieles vollzieht sich hier vor unseren Augen. Alle Dinge sind das Produkt von Gegensätzen, die einander gegenübertreten, sich anziehen und abstossen, sich miteinander zu verbinden suchen; nur auf diese Weise gibt es Leben und Bewegung[5]). Ihr Spiel ist gleichsam ein Tanz im geistigen Sinne, um uns „das wechselnde Leben in der Natur auszudrücken und die Wandlungen aller ihrer Elemente ineinander zu versinnbildlichen[6]). Leben und Bewegung ist das Spiel der Rheintöchter, und so muss die tolle

---

1) A. S. § 7; 3. S. 34, vergl. ferner: H. H. 12 ff.

2) E. M. 11 sagt hierzu: „Der grosse Grenzstrom der den Deutschen bekannten Welt war der Rhein, unter dem wir jedoch keineswegs unsern deutschen Strom im besonderen zu verstehen haben; denn nach dem grossen dänischen Sagenforscher P. E. Müller bedeutet der Name Rhein — von Wurzel ri fliessen — einfach „Fluss", und Simrock nennt ihn den Fluss aller Flüsse, den Fluss schlechthin, so ungefähr wie den Helenen der vom Okeanos stammende und in gewisser Hinsicht mit ihm gleichbedeutende Acheloos der König der Flüsse und der Gott des fliessenden Wassers überhaupt war."

3) Siehe die szenischen Anordnungen VI; 259.

4) Alberich sucht vergebens einen Halt und gleitet schmählich aus: Rheingold; V, 263.

5) A. S. § 7; 3. S. 35.

6) Duncan, Isadora. Der Tanz der Zukunft. Lpzg. 1903. Diederichs: S. 25, 44.

Jagd auch dargestellt nnd aufgefasst werden, um die zu Grunde liegende Idee einleuchtend werden zu lassen. Die Mädchen müssen uns so eins mit der fliessenden Flut der Wassers erscheinen [1]), dass schon ihr Gedanke, ihr Wille zum Ortswechsel genügen dürfte; — ihr ganzes Spiel muss eben der plastische Ausdruck der zu Grunde liegenden Idee einer ewig wechselnden Bewegung sein [2]). Wagner selbst legte bei den Aufführungen stets den grössten Wert darauf, dass die Bewegungen der Rheintöchter stets mit vehementester Raschheit ausgeführt würden [3]).

Das Geheimnis des Seins beruht also in der Erkenntnis seines Bestandes eben in diesem Prozesse des ewigen Werdens; dieser Wechsel ist das Wesenhafte in der Natur. Dieser Wechsel bedeutet allein das Leben der Natur, die als einzige Forderung die ewige Hingabe an dieses ihr Grundprinzip fordert, — ewig zu sterben, um ewig zu leben. Nichts gewinnt in der Natur um seiner selbst willen ein Dasein, sondern einzig, um sich dem Werdeprozesse sofort wieder einzureihen und im Urgrunde aller Dinge, sich selbst erlösend, wieder unterzugehen.

Wagner spricht sich in einem Briefe an seinen Freund A. Röckel [4]) ungefähr so aus: „Das Wesen der Wirklichkeit kann nur in unendlicher Vielheit erkannt werden, in Wahrheit also eigentlich nur vom Gefühl empfunden werden. Nur was Wechsel hat, — ist — wirklich: wirklich sein, leben — heisst: gezeugt werden, wachsen, blühen, welken und sterben; ohne Notwendigkeit des Todes keine Möglichkeit des Lebens; kein Ende hat nur das, was keinen Anfang hat, — anfangslos ist aber nichts Wirkliches, sondern nur das Gedachte. Somit hiesse in der vollsten Wahrheit aufgehen, sich als empfindender Mensch der vollen Wirklichkeit hingeben: Zeugung, Wachstum, Blüte — Welken und Vergehen rückhaltlos, und dadurch nur leben wollen, dass wir leben und sterben. Dies nur ist — Aufgehen in der Wahrheit." Es kann uns daher über das Wesen der Welt niemals durch die Betrachtung einer scheinbaren Einzelheit Aufschluss werden, sondern daran ist festzuhalten: Alles hat im Urgrund der Dinge sein Sein und kann nur in der Reihe des Ewigwerdenden verstanden werden. [4])

---

[1]) Wagner identifiziert die Rheintöchter sogar unmittelbar mit dem Elemente des Flusses, dem Wasser, wenn er diese Wasserwesen z. B. sagen lässt: „umfliessen wir tauchend dein Bett." V. 272.

[2]) M. W. 43, 44. Wirth weist hier mit Recht auf die Geschmacklosigkeit von Schwimmübungen der Rheintöchter hin.

[3]) Bayr. Bl. 1880; 146. — [4]) R.; 26, 27.

[4]) Vergl. Schopenhauer. Von der Nichtigkeit des Daseins. Gesamm. Werke V. § 147, 147 bis S. 299 ff.

Demgemäss sind weder der Rhein noch seine Töchter der göttliche Urgrund der Dinge, sondern in ihrem wunderbaren Verhältnisse zu einander werden uns allein die Daseinsprinzipien symbolisch gegeben, die sich aus jenem unfassbaren Urgrund der Dinge erst entwickelten; aus jenem letzten göttlichen Urgrunde nämlich, der aus dem Nichts wahrhaft ursprünglich den ganzen Weltprozess des Werdens erst einleitete. Der Rhein und seine Töchter sind nur die Emanation jenes Geistes Gottes, der — über den Wassern schwebete. Doch wieder geht von dem Geiste selbst eine neue Stimme aus: „Es werde Licht. Und es ward Licht. Und Gott sahe, dass das Licht gut war. Da scheidete Gott das Licht von der Finsternis, und nennete das Licht Tag und die Finsternis Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag [1]). „Ein zauberisches Licht bricht durch das Wasser [2])", sagt Wagner, gewiss — zauberisch —, denn als eine Emanation des göttlichen Urgrundes ist es uns in seinem Ursprung ewig unerklärlich. Diese Unerklärlichkeit hat jedoch nichts Erschreckendes, nichts Entsetzliches, denn diese neue Daseinsquote tritt vollkommen wesensgleich hinzu. Auch das Licht gibt sich, als dem Wechsel des Daseins unterworfen; denn aus der Nacht gebiert sich der Tag, und der Tag erstirbt verklärt im Schoosse der Nacht. — „Wechselnd wacht und schläft es" (das Licht des Rheingoldes nämlich) — und wenn es des Morgens den wonnigen Schläfer weckend küsst, so schliesst es des Abends des Wachenden Auge und hütet des Schlummernden Bett. Diese Wesensgleichheit des Lichtes mit der Bedingung alles Daseins und seines Werdens wird von Wagner damit gekennzeichnet, dass das goldige Licht den grünen Schwall als etwas Homogenes auch wirklich durchdringen, die Wogen durchhellen soll, sodass die ganze Szene wie in Glanz und Schimmer eingetaucht erscheint. Das badende Spiel der Rheintöchter muss wie vom Lichte verklärt sein [3]). Nicht als etwas Fremdes darf das erwachende Licht erscheinen, das an einer Stelle wie gebannt und herausgehoben aus dem übrigen Dasein, gleich wie ein Geschmeide nur trügerisch funkelt — nein! in ihm gebiert sich das Licht, dessen Strahlen das Leben durchleuchten und erwärmen sollen, sodass in ihm die ganze Flut im wahrsten Sinne des Wortes aufzuflammen scheint.

Mit der Erleuchtung und Durchwärmung der Fluten des Daseins scheint indes eine göttliche Aufforderung verbunden gewesen zu sein. Zuvor war es finster auf der Tiefe, doch als das chaotisch wogende Weltenmeer sich nach gewissen Daseinsprinzipien zu Gesetz und Ordnung geklärt hatte, übergoss es der Geist Gottes mit seinem Lichte, damit es sich nunmehr erkennen solle. Hier war

[1]) Moses I; 3—5. — [2]) V; 271, szenische Angabe. — [3]) M.W. 44, 45, 49—51.

es dem Wesen der Natur freigegeben, sich nach eigener Art zu erkennen, doch nur eine einzige Erkenntnis war die richtige und konnte die gute Bahn vollenden, in welcher der Geist Gottes das Dasein eingelenkt hatte. — Hier — ist das Schicksal des Daseins auf die Spitze gestellt [1]).

Die ganze geforderte Erkenntnis hätte nun anscheinend allein darin bestehen sollen, das Gesetz des Wechsels der Natur als das Gesetz der Liebe in das Bewusstsein zu erheben, um damit aus eigenem Antriebe, wahrhaft frei und dem Weltengeiste zu ewiger Freude den Daseinswerdeprozess glücklich zu vollenden. Leben hiess im ewigen Wechsel werden; Leben ist Wechsel: „Doch jetzt erhellt der Geist Gottes das Dasein und gibt es frei, den Wechsel nunmehr nach — eigener — Art zu empfinden!“ In diesem göttlichsten Augenblicke hatte das Dasein nur seines Wesens Geheimnis zu lösen, in dem es dem fragenden Geiste aufschwellend zurief: Deines Gesetzes Wechsel heisst Liebe, Wechsel ist Liebe! und seines Wesens Schicksal wäre fortan zu seinem Heile unveräusserlich und frei in sich selbst gegründet gewesen.

Leben ist Wechsel und Wechsel ist Liebe, das sollte die erlösende Erkenntnis sein, um das Leben wahrhaft erst zu erwecken: — dann durfte das vermittelnde Glied fortfallen, den Gott der Geist wäre verstanden gewesen und: „Leben gleich Liebe“ bedeutet die Glückseligkeit! Diese einzige Glückseligkeit wäre nämlich ein durch die Liebe sich immer wieder neu bewährendes und sich frei aus sich selbst rechtfertigendes Leben, insofern die Liebe nach eigenster Art zwei füreinander arbeitende und doch voneinander verschiedene Kräfte kennt. In diesem Füreinander-Sein und doch Voneinander-Verschiedensein dieser Kräfte liegt in der Tat die moralische Bewertung der Liebe als ein beständiges, ewiges Opfer für das gemeinsame Heil des Daseins, sodass die Mechanik des Wechsels durch sie erst geadelt wird und ihre Seele erhält. In der Liebe als zeugende und gebärende Kraft ruht die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des kreisenden Weltwerdens; in der Liebe eint sich alles, und aus ihr steigt doch alles mit unendlicher Schöpferkraft wieder zur reichsten Mannigfaltigkeit empor! Es ist hier von der Liebe die Rede, die des Weltwerdens einziges Recht ist, die alles Zeugende und Gebärende ohne Wahl und Qual zusammenführt; nämlich so wie sie hell und unbeirrt aus Vogelkehlen zu uns zu zwitschern scheint. [2]) Wagner fragt daher: „Wie ge-

[1]) Bayr. Bl. 1902, S. 23. Lubosch über die Freiheit des Willens im Ring des Nibelungen. — Ferner und ganz besonders: Bayr. Bl. 78. 239. — Die uns in den Schulen eingepfropfte Lehre von einem Sündenbaume der Erkenntnis muss der Menschheit schliesslich als einziges Heil „Dummheit und Trägheit“ zuweisen. D. V. — [2]) H. H. 39. —

schieht dieser wunderbare Prozess (des ewigen Wechsels nämlich) auf das vollständigste?“ und antwortet: „Nur durch die Liebe!“ Die Liebe umschliesst des Daseins Fülle und bricht dann auf zu der herrlichen Blüte, die mit ihrem das All durchdringenden Dufte eine ganze Welt erquickt. Die Liebe allein ist die ewige Gerechtigkeit, die eine Welt im Gleichgewichte hält, da in ihrem Schosse die männliche Daseinshälfte als die zeugende und die weibliche Daseinshälfte als die gebärende Kraft ihren einzig vollkommenen Ausgleich finden, falls diese Kräfte der Liebe in aufopferungsvoller Hingabe aneinander eben den Prozess des ewig jung und schön erstehenden Lebens vollziehen wollen. Dann darf die Liebe die ewig schaumgeborene Göttin sein, die sich gerade dadurch in reinster Jugendschönheit erhält, dass sie, immer wieder von neuem geboren, aus den zerfliessenden, in das Nichts zurücksinkenden Wellen des Weltenmeeres auftaucht.

In eben demselben Verhältnis wie die Göttin Aphrodite zum Beherrscher des Weltenmeeres Poseidon steht, befinden sich die Rheintöchter zum Vater Rhein. Wenn Wagner sie die Töchter des Rheines nennt, so soll damit keineswegs ausgesprochen werden, dass sie von ihm gezengt worden oder aus ihm hervorgegangen seien, denn wo wäre der Schoss, der sie geboren hätte — eine Andeutung in der Richtung ist auch in der ganzen Dichtung nicht aufzufinden. Die Rheintöchter sind also nicht vom Rheine geboren, sondern treiben ihr Wesen im Elemente des Flusses gewissermassen — eingeboren![1]) —

Es sind unter ihnen überhaupt nicht menschliche Wesen, sondern Stimmen der Natur oder besser noch Naturwesen zu verstehen, die mit der Natur und ihrem Weben vollkommen eins gedacht werden müssen. Auf dem Gemälde von H. Hendrich scheinen die Gestalten der Rheintöchter im Wasser fast zu zerfliessen und ihre übermenschliche Natur ist durch Fischschwänze gerade eben angedeutet.[2]) Wagner legt daher diesen Rheintöchtern auch Laute in den Mund, die möglichst wenig einer begrifflich fixierten Sprache angehören, sondern wie Laute der Natur selbst in unsere Ohren klingen:[3])

Woglinde: Weia! Waga! — Woge, du Welle, — walle zur Wiege! — Wagalaweia! — Wallala weiala weia! V; 259.

oder an anderer Stelle:

Die Drei: Heiajaheia! — Heiajaheia! — Wallalallalala leiajaheia! V; 271.

[1]) Vergl. auch E. M. 13. — H. von Wolzogen. Die Sprache in R. Wagners Dichtungen. 4. Aufl. Lpzg. S. 101, 106.

[2]) Das Gemälde findet sich abgebildet bei H. St. Chamberlain. R. Wagner. S. 292.

[3]) Bayr. Bl. 1880; 145.

Die Rheintöchter stellen einfach das weibliche Element im männlichen Elemente des Stromes dar und aller Wert ihnen gegenüber ist einzig darauf zu legen: „in uns die Empfindung wachzurufen, wie wohlig und von Grund aus heimisch sich diese Wasserkinder in den Fluten fühlen". Die Liebe ruht hier wirklich noch in sich selbst, und ihre beiden Elemente des männlichen und weiblichen leben ineinander und füreinander — das eine Element gewährt dem anderen Elemente das Leben und damit die lauterste und ungetrübteste Freude am wechselreichen Daseinsspiele.

Den Wechsel als eine aufopferungsvolle und damit selbstlose Hingabe füreinander — des männlichen Elementes für das weibliche und des weiblichen Elementes für das männliche — dies — zu empfinden oder, was gleichbedeutend ist: „Sich in und durch die Liebe wahrhaft zu erkennen" — das war die Aufgabe. Das Dasein wäre durch dieses völlige, freie Aufgehen seiner beiden Grundelemente für ewig eins und glückselig gewesen — in der Liebe! — Leben und Sterben wäre in dieser Liebe eins gewesen, denn sterben um der Liebe willen hiesse: erst wahrhaft verjüngt leben; und leben in der Liebe hiesse: zu wahrer Verjüngung untergehen. Leben ist Wechsel, Wechsel ist Liebe, also: — Leben sei Liebe! —

Wandel und Wechsel — Liebt, wer lebt! V; 280.

sagt Wagner daher!

(Kapitel II: Alberich und sein Afterprinzip, der Stillstand des Wechsels in der Macht und das Scheinleben.)

Als die Welt sich in der Periode des aufdämmernden Bewusstseins befand, entsteigt plötzlich Alberich dem finsteren, unbekannten Grunde, sodass wir nicht wissen, von wannen der garstige Kobold kommt. Immerhin ist es bemerkenswert, dass auch dieser neue Gast aus dem leeren Urgrunde hervortritt. Aus dieser Tatsache ersehen wir sofort, dass der Dichter uns deutlich machen will, wie diese neue Daseins-Erscheinung mit der Natur, wie sie allmählich wurde und nun im majestätischen Flusse über dem leeren Grunde vorüberzieht, ursprünglich nichts, gar nichts gemein hatte.

Sobald Alberich in das Bereich dieser Natur eindringt, tritt er auch sofort in einen ausgesprochenen Gegensatz zu diesem wohlig und wellig dahinfliessenden Leben; er fühlt sich hier ganz ausser seinem Elemente, er fühlt sich verwünscht und spricht daher dreist seinen Fluch aus [1]):

Feuchtes Nass — füllt mir die Nase: — verfluchtes Niesen! V; 263.

Dieser Gegensatz zwischen ihm und der Natur prägt sich weiterhin durch seine abschreckende Hässlichkeit aus, und dies so-

[1]) M. W. 36 ff.

wohl der äusseren Erscheinung nach als vor allem aber auch in der Art seiner Bewegung. Während die lieblichen Rheintöchter sich anmutig und schmiegsam bewegen, darf Alberichs Darsteller nur abrupte Bewegungen zeigen [1]). Alberich darf mit der ihn jetzt umgebenden Natur nicht nur nichts gemein haben, er steht im absolutesten Gegensatze zu ihr, er steht eigentlich der inneren Auffassung nach ganz ausserhalb derselben.

Dieser Wesensgegensatz kommt indess am überzeugendsten erst in dem neckischen Spiel zum Ausdruck, welches sich alsbald zwischen Alberich und den Rheintöchtern vor unseren Augen einleitet. Während nämlich die lieblichen Wasserkinder, vom Strome schnell entführt, überall und nirgends zu sein scheinen, so geht Alberich allein darauf aus, die leichte Beweglichkeit des Spieles zu stören: „sich eine der wilden Geschwister zu fangen und zum Stillstand an sich zu fesseln." Alberich will aus diesem ewigen Wechsel des Naturlebens etwas herausheben, um es dauernd für sich zu gewinnen, es dauernd sein Eigen zu nennen.

Hierin spricht sich das Wesensprinzip des Alberich aus; und an diesem Prinzipe erkennen wir klar, dass dieser garstige Zwerg des Daseins Gegenpol ist, dass er eigentlich dass Nichtsein und jedenfalls die Verneinung des Seins bedeutet. Das Dasein kann allein im ungestört ewigen Wechsel leben, aber Alberich will gerade den Wechsel nicht und geht damit auf die Vernichtuug des Lebens überhaupt aus. Die ganze Spannung, das ganze Interesse konzentriert sich fortan nur darauf: „Wer wird zuerst den Wechsel alles Daseins als dessen innerstes Geheimnis „bewusst" empfinden?!" — Der hat das Dasein erst wahrhaft ergründet und dem ist es alsdann verfallen! Werden die Rheintöchter erkennen lernen, worin die Gefährlichkeit dieses Alberich beruht, und worin das einzige Heil und die Rettung ihres Daseins liegt — oder — wird es Alberich gelingen, das Dasein in seinem Wesenskerne zu begreifen, um ihn aus dieser Erkenntnis heraus dann an sich zu reissen und damit eine ganze Welt für sich und seine lüsterne Habgier in Fesseln zu legen? Spottend rufen die leichtfertigen Rheintöchter dem schlimmsten aller Freier noch zu:

> Warum, du Banger — bandest du nicht —
> das Mädchen, das du nimmst? V; 270.

Unbekümmert geben diese Naturkinder diese tiefsinnigen Worte ihrem Feinde preis, denn sie ahnen nicht, dass nur Wechsel und Liebe miteinander bestehen können, während Alberich's Trachten — sich eines der Mädchen zu binden — Leben und Liebe zer-

---

[1]) M. W. 51. Der schnelle Absturz des Alberich. — Vergl. ferner Wagners Charakteristik Alberichs X, 153.

stört. So schwatzen und plaudern und kichern sie von Liebe, sind selbst die Liebe und wissen doch nicht, was Liebe im Grunde bedeutet.

Da wacht das Rheingold auf, dessen strahlender Glanz, gleich einem wonnigen hehren Sterne die Wogen des Flusses mit seinem seligen Lichte durchhellt. Zuerst erkennt Alberich in dem goldigen Flimmer nur die Wesensgleichheit mit der ihm so widerwärtigen Natur und da gilt es ihm wenig:

> Eu'rem Taucherspiele — nur tauchte das Gold? —
> Mir gält' es dann wenig! V; 273.

Doch gleich darauf fährt Wellgunde mit jenem Spruche fort, der ihr selbst noch das grösseste Rätsel ist:

> Der Welt Erbe — gewänne zu eigen, — wer aus dem Rheingold — schüfe den Ring, — der masslose Macht ihm verlieh'. V; 273.

Die Rheintöchter müssen ihr Leben leben, müssen sein, wie sie sind; und so entfallen ihnen diese Worte schwatzend, im hastigen Geplauder doch ohne, dass sie sich darüber zur Freiheit eigenen Bewusstseins erheben.

> Nur wer der Minne — Macht versagt, — nur wer der Liebe —
> Lust verjagt, — nur der erzielt sich den Zauber —
> zum Reif zu zwingen das Gold. V; 274.

Und während die Rheintöchter noch sorglos lachen, bemerken wir Alberich plötzlich nachdenklich werden, das Bewusstsein dämmert in ihm auf, und sinnend wiederholt er jene eigentümlichen Worte:

> Der Welt Erbe — gewänn' ich zu eigen durch dich? V; 275.

Plötzlich bricht das Bewusstsein in seinem Innersten durch und furchtbar laut schreit er auf;

> Spottet nur zu! V; 275.

Dies ist der Moment, wo Alberich gesiegt und das Dasein das Spiel verloren hat. Die Rheintöchter fahren kreischend auseinander und vermeinen in ihrer leichtfertigen, traurigen Unschuld, den Alben mache die Minne verrückt. Nein! Jetzt hat der Albe erkannt, dass — Wechsel, Leben, Liebe identisch sind — dass er sein ganzes Wesen verleugnen müsse, wolle er lieben, denn lieben heisst: sich dem Wechsel hingeben und er selbst ist — der Stillstand! — Jetzt weiss der Albe die Liebe ist ihm wesensungleich, und so flucht er der Liebe und verflucht damit alles Leben!

Kraft dieses Fluches hält der Albe jetzt das Leben in seiner Gewalt und wie das Leben zuvor seinen freien Ausdruck in der Liebe gewinnen sollte, so verfällt es jetzt dem argen Alberich. Dieser Übergang des Lebens an Alberich ist notwendig, denn da die Liebe ausgeschaltet werden soll, so ergreift vom Leben das gerade Gegenteil der Liebe Besitz. Wechsel und Stillstand waren die um das

Leben ringenden einzigen Prinzipien, und da die Liebe ihren Part verlor, so muss dass Leben dem Banne des Stillstandes erliegen.

So wie nun aber der Wechsel des Lebens, in das Bewusstsein erhoben, Liebe heisst, so heisst die Verneinung des Wechsels oder der Stillstand in das Bewusstsein erhoben: — „Macht!“ — Für Alberich mussten also in dem Augenblicke, da in ihm das Bewusstsein gereift war, sich jene Aussprüche, welche die Rheintöchter nur schwatzten und verständnislos taten, in ihrer ganzen Bedeutung enthüllen. Er weiss jetzt, was wohl im Wesen der Rheintöchter und ihres Elementes begründet war und diese doch nicht wussten, nämlich: „dass Liebe und Macht nicht bei einander wohnen können, dass sie wesensungleich einander ausschliessen!“.

Das Leben als Wechsel gelten zu lassen, ist: „Liebe“; das Leben zum Stillstand zu zwingen, ist: „Macht“ und auf diesen Stillstand alles Lebens sehen wir Alberich nunmehr ausgehen. Das, was im ewigen Wechsel aller Dinge aber allein Bestand hat, was sich jenem Wechsel allein zu entziehen vermag, ist die Erscheinung, die durch ihre Form bestimmt zu sein scheint, eben in dieser sich ewig starr und gleich zu erhalten. Wenn der Albe also darauf ausgeht, des Lebens Wechsel abzufangen und zum Stillstand zu zwingen, so kann ihm dies nur auf eine Art gelingen, indem er es sich fortan zur Aufgabe macht, den Wechsel der Natur in der Erscheinung Form zu bannen. Die Verkörperung des neuen Daseinsprinzipes ist fortan die Erscheinung und kann nur die Erscheinung sein, unter deren Zeichen sich Alberich die Welt zu erobern hofft. Sobald der ganze Fluss des Daseins in der Erscheinung Formen gebunden ist, sobald die ganze Welt zur Form erstarrt ist, so ist Alberich der Beherrscher der Welt geworden und hat das Erbe seines neuen Prinzipes angetreten.

Damit ist das Afterprinzip erfunden und seine dem ursprünglichen Sinne des Lebens gegenteilige Bedeutung eines Seins — ohne Liebe, ohne Wechsel — festgestellt.

Der Ruhm, als der erste das Afterprinzip erfunden zu haben, kann dem Teufel niemals und in Wagners Ring also dem Alben nicht genommen werden. Die Originalität und damit die eigenartige Freiheit der Erfindung des Afterprinzipes lässt sich dem schlimmen Alberich eben nicht bestreiten. Alle, die sich später mit diesem Afterprinzipe zu schaffen machen, sind entweder die Epigonen seines ersten Erfinders und sind ihm dann zu Recht als seine Knechte verfallen oder müssen sich von Alberich den schmählichen Vorwurf eines zu Unrecht entwendeten allein ihm gehörigen Daseinsmittels gefallen lassen. Als der Albe das Leben um seinen wahren Sinn brachte, war es eine unerhörte, masslos kühne Tat, doch jeder Versuch nach ihm von anderer Seite in dieser Richtung ist ein abge-

lernter, trauriger Schlich. Der Albe allein wusste nur aus sich heraus, also wirklich „frei“ die Möglichkeit eines der Natur sinnwidrigen Daseins zu schaffen: „Darin liegt etwas heroisches und noch kein wahrhaft grosser Dichter, und so auch Wagner nicht, hat dem Ursprung des Bösen diese Anerkennung versagt.

Eine weitere Frage geht nun allerdings dahin, ob in diesem Afterprinzipe wirklich ein — neues — Prinzip erfunden sei, dessem Willen im Welten-Dasein das urgewollte Leben sich in der Tat notwendig unterwerfen müsse. Es liegt hier jener alte Streit über die Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung vor, die allerdings, wenn sie — alle — Daseinsprinzipien umfasste, doch in diesem Dasein ein von ihr nicht schon inbegriffenes Prinzip nicht aufkommen lassen konnte. Im Ringe Wagners wird uns jedenfalls die Unfruchtbarkeit dieses Afterprinzipes schliesslich vor Augen geführt, sodass, im künstlerischen und ethischen Sinne jedenfalls hiermit der Beweis erbracht ist, dass jenes Afterprinzip nur ein Scheinprinzip sein kann, nach welchem eine Welt in Wahrheit nicht zu bestehen vermag. Der Grundsatz des Ringes ist demnach ein durchaus optimistischer und stimmt mit dem ethischen Bewusstsein aller derjenigen Völker und Religionen überein, welche diese Welt der Erscheinungen als eine solche des Scheines, als nichtig und für verloren erachten, aber um so fester an jener urgewollten, ewigen Welt festhalten, aus welcher die irdische Welt des Scheines hervorging, und in welcher sie dereinst sich wieder zu ihrem Heile auflösen wird.

In der Ringdichtung genau wie im Faustgedichte von Goethe gilt dieses Afterprinzip im eigentlichen Sinne also nicht als neues Prinzip, sondern wir werden im Laufe der Dichtung auf den ursprünglichen Lebenssinn, wie er im Wechsel im göttlichen Urwillen lag zurückgeführt. Dieses Gegen- oder Afterprinzip tritt in die jenem göttlichen Urwillen entwachsene Natur als ein leerer Wahn, als ein Hirnsgespinnst und Trugbild uns nur unbegreiflich ein, welchem eine Welt nur so lange zum Opfer fällt, als bis sie eben jenes nur scheinbar neue Prinzip als Wahn erkannt hat. Es giebt nur ein Sein, nur ein Leben in der Natur, welches allein das wahre Sein bedeutet, und wenn Alberich dies verleugnen will, so jagt er einem Phantome nach. Er lebt ein Schein- ein Schattenleben der barsten, leersten Einbildung, was in der Tat nichts ist als ein lachhafter Spuck. Sein Schattenleben dient schliesslich nur als die negative Bestätigung für den einzig wahren Sinn des Lebens, denn es beweist uns durch seinen eigenen absoluten Zusammenbruch, dass das Dasein nur in seiner ursprünglichsten Offenbarung — derjenigen des Wechsels durch die Liebe — allein dauernd und wahrhaft seiend, bestehen kann. Da gibt es nur ein wahrhaftiges Daseinsprinzip in und über der Welt: „das ist der in der Liebe freigewordene

Wechsel! — die Liebe nämlich ist erst des chaotischen Wechsels freies, notwendiges und unumstössliches Gesetz[1]).

Im letzten Sinne ist also auch Alberich als eine Offenbarung des göttlichen Urwillens aufzufassen, aus dessem leeren und damit allein wahrhaft schöpferischen Schosse er aufstieg; auch er ist im letzten Sinne ein Element, ein Stück Natur, in deren Sein er — sei es auch wider Willen — sein Wesen betreiben muss. Er und sein Prinzip besteht zwar im Widerwillen gegen die Natur, aber dennoch durch die Natur. Auch aus Wagners Briefwechsel ergibt sich — und zwar mit besonderem Hinweis auf Alberichs erstes Auftreten in der Ringdichtung, — dass das Afterprinzip zuletzt in der Natur eben mitenthalten sei. Der Dichter schreibt nämlich an Röckel: „Mein Gedicht zeigt die Natur in ihrer unentstellten Wahrheit mit allen ihren vorhandenen Gegensätzen, die in ihren unendlich mannigfachen Bewegungen auch das gegenseitig sich Abstossende enthalten[2])."

Dr. Hch. von Lessel.

(Fortsetznng folgt.)

[1]) Vergl. hierzu Bayr. Bl. 78, 274. — [2]) R. 35.

„Das Bewusstsein, welches einzig auch im Schauen des Scheines nns das Erfassen der durch ihn sich knndgebenden Idee ermöglichte, dürfte endlich sich aber gedrungen fühlen, mit Faust anszurufen: „Welch' Schanspiel! Aber ach, ein Schanspiel nur! Wo fass' ich dich, unendliche Natur?" Diesem Rufe antwortet nun auf das allersicherste die Musik. Hier spricht die äussere Welt es nnvergleichlich verständlich zu uns, weil sie durch das Gehör vermöge der Klangwirkung nns ganz dasselbe mitteilt, was wir ans tiefstem Innern selbst ihr zurufen . . . . . Wir verstehen ohne jede Begriffsvermittelung, was nns der vernommene Hilfe-, Klage-, oder Freudenruf sagt, nnd antworten ihm sofort in dem entsprechenden Sinne; . . . . nnd keine Täuschung, wie im Scheine des Lichtes, ist hier möglich, dass das Grundwesen der Welt ausser uns mit dem unsrigen nicht völlig identisch sei, wo jene dem Sehen dünkende Klnft sofort sich schliesst."

Rich. Wagner, ges. Schr. IX, 90.

Mystische Maurerei.

(Kapitel IV. Die Geheimlehre, Schluss.)

Wie sehr die Gottesidee eines Menschen alle seine Gedanken und Taten färbt, kann man sich schwer vorstellen. Die gewöhnliche unreife und unwissende Auffassung eines persönlichen Gottes läuft oft nur in sklavische Furcht auf der einen und Atheismus auf der anderen Seite aus. Das ist der Gott, den Carlyle „einen im Ausland lebenden Gott“ nennt, „der seit den sechs Schöpfungstagen nichts weiter tut, als draussen sitzen und zuschauen!“ Diese Gottesidee impliziert natürlich die Schöpfungsidee als etwas in der Zeit schon vollendetes, während es Tatsache ist, dass die Schöpfung ein Prozess ohne Anfang oder Ende ist. Die Welt — alle Welten werden „erschaffen“ heute sowohl als in irgend einer Periode der Vergangenheit. Selbst die augenscheinliche Zerstörung von Welten ist ein schöpferischer oder evolutionärer Vorgang. Sie strömen vom Busen des Alls aus und durcheilen ihre zyklische Bahn; der Tag wechselt ab mit der Nacht auf der äusseren Ebene, dann werden sie wieder von der unsichtbaren Ebene angezogen, um nach einer längeren Nacht wieder aufzutauchen und einen höheren Entwicklungszyklus anzutreten. Die Theologen haben vergeblich versucht die Idee der Immanenz mit der der Persönlichkeit zu vereinen, und endeten in einem Schwall von Worten und einer vollständigen Ideenverwirrung. Ein persönlich Absolutes gibt es nicht, ausgenommen in der Macht. Gott denkt nicht, sondern ist der Urgrund des Denkens. Gott liebt nicht, er ist die Liebe, im vollkommenen oder absoluten Sinne, und so ist es mit allen göttlichen Eigenschaften. Gott ist so der verborgene Logos, die „grundlose Ursache“, die „wurzellose Wurzel“. Gott manifestiert sich nie selbst, (dass er von Menschen gesehen wird). Die Schöpfung ist seine Manifestation: und da die Schöpfung nicht vollkommen ist, und es niemals sein wird, und da sie nie einen Anfang hatte, gibt es eine verborgene und unoffenbarte Kraft hinter aller und über aller Schöpfung stehend, die noch Gott ist. Der Raum ist nun das vollkommenste Symbol dieser Idee der Gottheit; denn er tritt in alle unsere Begriffe ein und ist die Basis aller unserer Erfahrungen. Wir können ihn nicht ergründen,

oder definieren, oder von einem einzigen Gedanken, einer einzigen Erfahrung ausschliessen. Der Raum ist grenzenlos, unendlich, unergründlich, unerkennbar: er ist in allem, über allem, durch alles. Wir wissen, das er ist: und das ist alles, was wir von ihm wissen.

Aber sind das nicht gerade die Eigenschaften, die man der absoluten und ewigen Gottheit zuerkennt? und sie sind alle Negationen. Gott, sagt die Kabalah, ist Kein-Ding. Aber die Theologen werden sich beeilen zu sagen, dass das der reine Pantheismus sei. Es ist nicht mehr Pantheismus, als Atheismus, denn, wie bereits gesagt, Ain Soph ist vor und über der Schöpfung oder dem Kosmos. Es ist nicht Gott von der Natur abgeleitet, sondern genau das Gegenteil; Natur von Gott abgeleitet und noch bleibt Gott dasselbe, gestern, heute und in alle Ewigkeit — das Unveränderliche. Die Festigkeit der Natur wird von der Unveränderlichkeit Gottes abgeleitet. Gott ermüdet nie, ist nie erschöpft bei seiner Arbeit, braucht keine Ruhe. Das wäre so menschlich, dass es kindisch wäre, und die Idee hat vielleicht ihren Ursprung in dem cyklischen Gesetz, das man in der Kabalah von den „Tagen und Nächten des Brahm“, den „Manvantaras und Pralayas“, oder den Perioden des „Aus- und Einatmens“ in den Cyklen der Evolution gefunden hat.

Daher die Parabel, die man den Unwissenden und Profanen gegeben hat von dem Schaffen und Ruhen Gottes. Wenn der Leser nur einen Moment seinen eignen Atmungsvorgang beobachtet, so wird er finden, dass Ein- und Ausatmen gleich und gleiche aktive Prozesse sind, obwohl so verschieden, und einer das Gegenteil des anderen: jeder ist in seinem Wechsel die Ursache des anderen. Halte den einen an und der andere wird auch aufhören. Je mehr man über dieses Symbol des grossen Atems, welcher die Schöpfung ist, nachdenkt, desto mehr wird man die ewige Natur und sein eignes Sein verstehen.

Aber man wird fragen: soll der Mensch jeder Idee der Persönlichkeit, ausser seiner eignen, beraubt werden? Keineswegs. Gott als der Urheber des Seins ist der Urheber der Persönlichkeit. Er personifiziert sich selbst, d. h. äussert jene seiner Kräfte, welche Persönlichkeit ist, durch den Menschen. Die Hand der Vorsehung ist immer eine menschliche Hand. Die Menschheit ist beides, der Träger und Vermittler dessen, was der Mensch die Vorsehung Gottes nennt.

Die Menschheit in toto ist also der einzige persönliche Gott; und Christos ist die Verwirklichung oder Vervollkommnung dieser göttlichen Persona, in individuell bewusster Erfahrung. Wenn diese Vollkommenheit verwirklicht ist, wird der Zustand Christos von den Griechen, und Buddha von den Hindus genannt. Daher ist Christus

eins mit dem Vater. „Sei vollkommen, wie dein Vater im Himmel vollkommen ist.“

Die Menschheit in toto! Was ist sie! Ist es die Generation der Gegenwart? oder eines Jahrhunderts der Vergangenheit oder der Zukunft? und dieser allein? Gerechtigkeit regelt das Universum, und ist die Begründung alles Gesetzes. Gerechtigkeit ist das „Königreich“, die „Unendlichkeit“ der Gottheit. Die Menschheit bedeutet daher jedes menschliche Wesen, das je zu irgend einer Zeit geboren wurde, oder in kommenden Zeitaltern auf diesem Planeten geboren werden wird. Alle sind „in der Höhlung seiner Hand“. Ein Gott, ein Gesetz für alle! sonst gäbe es keine Gerechtigkeit.

Und wenn sie jedem werden soll nach den Taten, die er in diesem Körper vollzog; wenn der Mensch, wie er säet, ernten wird, so ist die einzig logische Deduktion ein Gesetz, welches das Handeln beherrscht und die Ergebnisse nach einer absoluten Gerechtigkeit bestimmt. Und das lehren die Kabalah, die Geheimlehre und Maurerei, alle heiligen Bücher und alle Religionen. Die Menschen haben, indem sie die Symbole für die symbolisierten Dinge hinnahmen, in Einzelheiten Widersprüche geschaffen und dann ein System von dereinstigen Belohnungen und Bestrafungen aufgestellt, die sich an die Handlungen knüpfen; und behaupteten, dass ihre Unvernunft und Ungerechtigkeit für alle Ewigkeit bindend sei. Das Ergebnis ist Atheismus und Materialismus; denn im Menschen lebt ein Instinkt, als Teil seiner göttlichen Erbschaft, und dieser Instinkt ist ein angeborener Gerechtigkeitssinn. Man zerstöre ihn und das Resultat ist einfacher reiner Atheismus. Die Zerstörung des Gerechtigkeitssinnes hat die Kirchen brüchig gemacht, und wurde der Vater des modernen Materialismus. In Wahrheit ist der Materialismus nicht das logische, sondern das tatsächliche Ergebnis. Die Folgerung ist logischerweise nicht zwischen einem ungerechten Gott und keinem Gott, sondern zwischen einem Gott, der unbegreiflich ist, weil er ungerecht ist; und einem Gott, der verständlich ist. weil er gerecht und daher das Ergebnis der erhabenen Vernunft ist.

Aber diese philosophische Auffassung der Gottheit hat eine andere viel weitere Beziehung. Sie betrifft nicht allein das persönliche Leben des Menschen, sondern entscheidet seine Beziehungen zu seinen Mitmenschen. Sie ist die Basis der Ethik und coordiniert alle seine Erfahrung und all sein Wissen, und das führt zu wahrer Weisheit. „Gott zu erkennen, das ist die höchste Weisheit!“

Moderne Theologen werden einwenden, dass diese Auffassung Christus entthront. Darauf kann man antworten, dass jede andere Auffassung die Menschheit verwaist. Es ist weit wichtiger, dass die Menschen danach streben Christen zu werden, als dass sie daran glauben, dass Jesus Christ war. Wenn

der Christus-Zustand während der ganzen Evolution der Rasse nur von einem Menschen erreicht werden kann, dann ist die Entwickelung des Menschen eine Farçe und menschliche Vollkommenheit eine Unmöglichkeit.

Jesus ist nicht weniger göttlich, weil alle Menschen dieselbe göttliche Vollkommenheit erreichen können. Dann wird man einwenden: „Es ist kein anderer Name im Himmel oder unter den Menschen gegeben, wodurch ihr könntet selig werden.“ Aber das ist der unaussprechliche Name, welchen jeder Meister besitzen, und zu dem er werden soll; Erlösung und Vollkommenheit sind synonym. Es ist auch bewiesen worden, dass jede Handlung im Drama des Lebens Jesu und jede Eigenschaft, die man Christus zuerkennt, im Leben Krishna's und in der Legende aller Sonnengötter aus dem fernsten Altertum wiedergefunden ist.

Was die orthodoxen Christen gegen diese Ansicht einzuwenden haben werden, ist nicht, dass sie Christus entthtont oder erniedrigt, sondern dass sie die Christus-Idee als ihren ausschliesslichen Besitz widerlegt, und leugnet, dass alle anderen Religionen weniger göttlich als ihre eigne seien. Wir haben in unsere Religionen dieselbe Selbstsucht hineingetragen, die wir hinsichtlich unseres anderen Besitzes, wie Frau und Kinder, Haus und Grund und Boden gelten lassen, und denselben parteilichen Geist, wie unsere Politik, und das scheint mehr als alles andere die Selbstsucht im allgemeinen zu rechtfertigen, widerspricht aber der Verbrüderung der Menschen und verhindert die Gründung der „grossen Republik“, die sich aus vielen Nationen und allen Menschen zusammensetzt.“ Diese Idee der nniversellen Verbrüderung, welche eine Kardinallehre der Alten Mysterien war — wie sie in der ersten Forderung der Geheimlehre eingeschlossen und in der dritten öffentlich erklärt wird, und welcher der erste Rang in der Manrerei eingeräumt wird, — ist die logische Deduktion unserer Idee der Gottheit, und die wesentliche Natur und Bedeutung des Christos. Die Menschheit in toto ist, wie schon erklärt, die Personifikation des Göttlichen in der Schöpfung; und die Idee der absoluten und universellen Gerechtigkeit betrachtet jedes Individuum all der Myriaden, welche zusammen die Menschheit bilden, mit gleicher Gunst. Im göttlichen Begriff gibt es keine bevorzugten Lieblinge. Gottes Gerechtigkeit gegen alle schliesst Gerechtigkeit gegen einander unter den Menschen ein. Dieses Prinzip der Gerechtigkeit ist universelles Gesetz, und dieses Prinzip der Bruderschaft und die Möglichkeit der Vervollkommnung der Natur des Menschen durch die Evolution macht die Reïnkarnation notwendig. Die Zahl der Seelen, aus denen sich die Menschheit zusammensetzt, obwohl praktisch unzählbar, ist dennoch ganz bestimmt. Daher ist die Lehre von Prae-Existenzen, die in allen Mysterien

gelehrt wird, auf „jedes Kind vom Weibe geboren“ anzuwenden; alle Lebenslagen sind durch vorhergehende Leben bestimmt. Das wird späterhin noch weiter ausgeführt werden. So bedingt die Vaterschaft Gottes in der Personifikation der Gottheit in der Menschheit die universelle und uneingeschränkte Verbrüderung der Menschheit ein.

Die wahren Meister aller Zeiten kennen dies, denn es wird ihnen in der Einweihung in die Mysterien gelehrt; sie sind aber dafür die Feinde der Autokraten (Selbstherrscher), Oligarchien, und jeder Unterdrückerpartei gewesen, sei sie nun kirchlich oder politisch. Die Maurer werden gelehrt den Gesetzen des Landes, in welchen sie leben, zu gehorchen. Sie sind nicht Agenten der Revolution, sondern der Evolution. Durch Erleuchtung und Ueberzeugung mögen sie danach streben eine Nation oder eine Kirche zu reformieren. Die wahre Republik ist der Sprössling der Bruderschaft, und ein eifersüchtiger Monarch in Kirche oder Staat wird sich natürlich der Verbreitung von Lehren widersetzen, die zur Befreiung und Erleuchtung des Volkes führen.

Es ist jedoch wahr, dass nicht alle Meister oder Adepten gleich erleuchtet oder weise sein können.

Mystiker wie Jacob Boehme, oder Adepten wie St. Germain, oder Maurer wie de Molai, oder Philosophen wie Bruno oder andere Werkzeuge der grossen Loge suchten nur die Menschheit zu lehren und zu erleuchten.

Der Pöbel war taub gegen ihre Lehren und Vorstellungen und stürzte sich wie eine Schar gieriger Wölfe auf sie.

„Weil die wahre Freimaurerei nicht entmannte, sondern das Banner der Freiheit und Gleichberechtigung trug und gegen geistige Tyrannei rebellierte, wurden ihre Logen im Jahre 1738 durch ein Edikt der Holländischen Staaten proscribiert. Im Jahre 1737 verbot Louis XV. sie in Frankreich; 1738 erliess Papst Clemens XII. seine berühmte Bannbulle gegen sie, welche von Benedictus XIV. erneuert wurde; und 1743 proscribierte sie auch das Konzil von Bern.“ *)

„Die Maurerei hat die lebendigste Erinnerung an die schrecklichen und künstlichen Foltern, die man anwandte, um neue Religionsformen zu unterdrücken oder alte auszulöschen. Sie sieht mit dem Auge der Erinnerung die grausame Vertilgung aller Leute aller Zeitalter und beiderlei Geschlechts, durch die wilden Truppen des Moses und Josua, weil es ihr Missgeschick war, den Gott der Hebräer nicht zu kennen, oder ihn unter dem Unrechten Namen zu verehren. Sie sieht die Daumschrauben und Folterbänke, die Peitschen, Märtyrerpfähle und Galgen, die Opfer Diocletian's und Alba's, die elen-

*) **Morals and Dogma, S. 50.**

den Bündler, die Nicht-Conformisten, sie sieht Servetus verbrannt und den harmlosen Quaker gehängt. Sie sieht die Verfolgung des Petrus und Paulus, das Märtyrertum des Stephanus, die Versuchungen des Ignatius, Polykarp, Justin und Irenaeus; und dann wieder die Leiden der unglücklichen Heiden unter den christlichen Kaisern, der Papisten in England unter Elisabeth und Heinrich. Sie sieht die römischen Jungfrauen, die man den hungrigen Löwen vorwarf, die junge Margaret Graham, die man bei niederem Wasserstand an einen Pfahl band, um sie zu ertränken, sie sieht sie dort stehen und ihre Hymnen zu Gott singen, bis das Wasser über ihrem Kopf zusammen schlug, sie sieht alle, die zu allen Zeiten Hunger und Blösse, Gefahr und Einkerkerung, Folter und Schandpfahl, Schmerz und Tod erlitten haben, sie sieht sie alle und schauert beim Entrollen dieser menschlichen Greuel. Und sie sieht die Unterdrückung, welche noch im Namen der Religion ausgeübt wird — die Menschen, die im christlichen Italien in christliche Gefängnisse eingeschlossen werden, um die christliche Bibel zu lesen; in fast allen christlichen Staaten verbieten Gesetze die Freiheit über Dinge zu sprechen, die mit dem Christentum verwandt sind, und die Galgen strecken ihre Arme über die Kanzel aus."

„Die Feuer des Moloch in Syrien, die grässlichen Verstümmlungen im Namen der Astarte, Cybele und Jehovah's; die Barbareien kaiserlicher Heidenfolterer; die noch grösseren Quälerein, mit welchen die römisch-gothischen Christen in Italien und Spanien ihre Menschenbrüder marterten; die teuflichen Greueltaten, deren Zeuge die Schweiz und Frankreich, die Niederlande, England, Schottland, Irland und Amerika waren, sind keine zu mächtig, um den Menschen vor den unaussprechlichen Uebeln zu warnen, welche aus Missgriffen und Irrtümern in Religionssachen folgen, und besonders dadurch, dass man den Gott der Liebe mit den grausamen rachsüchtigen Leidenschaften der irrenden Menschheit bekleidet und das Blut zu einem lieblichen Geruch in seinen Nasenlöchern, und das Jammern der Todesangst köstlich in seinen Ohren machen will."

„Der Mensch hatte niemals das Recht das ungeübte Vorrecht Gottes zu usurpieren, und einen Anderen um seines Glaubens willen zu verdammen und bestrafen." *)

Alle Menschen sind Brüder durch alle Naturgesetze und durch das Wesen Gottes selbst. Aber so lange die Religion Ketzerei als Verbrechen erklärt, oder sich einen Gott mit menschlichen Eigenschaften vorstellt, wird „die Unmenschlichkeit des Menschen zu seinen Mitmenschen" fortfahren „zahllose Trauernde zu machen und einen Ausweg für alle bösen Leidenschaften finden, die sie

*) Morals and Dogma, S. 162 u. ff.

durch ihre Gottesidee rechtfertigt. Manche werden sagen, dass das alles eine Sache der Vergangenheit sei. Die Menschheit, besonders in christlichen Ländern sei diesen Ueberbleibseln von Barbarei entwachsen. Ach! Wenn das wahr wäre! Wir ertränken, verbrennen und foltern nicht mehr physisch; aber eine ebenso empfindliche Strafe liegt für die Sensitiven in Zorn, Verachtung, Lächerlichkeit, Verbannung, in Verleumdung und Blosstellung des Charakters. Sind wir einer echten Menschenverbrüderung jetzt näher, als vor Jahrhunderten? Oder haben wir unsere Grausamkeiten nur verfeinert, und halten die Tigerklaue nur verborgen? Liegen nicht die höchste Selbstsucht und unbarmherzige Gier am Herzen der Konkurrenz? Wüten nicht Handelsgesellschaften und Syndikate wie wilde Tiere gegen einander? Leider, mein Bruder, sind wir nach allem noch wenig von der Barbarei entfernt, und es macht den einzigen Unterschied aus, welche Idee wir von Gott haben, und welches unsere Basis der Ethik ist. Die eine Idee des modernen Erlösungs-Schemas ist Selbsterhaltung. Wir müssen erlöst werden, wenn auch alle übrigen der Verdammung anheim fallen, und Konkurrenz, und Egoismus, und Selbstsucht in jeder Form sind die gesetzlichen Resultate.

Die Maurerei predigt keine neue Religion, sie wiederholt nur das Neue Gebot, das von Jesus verkündet wurde, und welches auch jeder grosse Religionsreformer verkündet hat, so lange die Geschichte besteht. Man befreit die Religion Jesu, so wie er sie gelehrt hat, und wie sie die Essener und Gnostiker der ersten Jahrhunderte lehrten, von der theologischen Bremse und sie wird zur Maurerei. Die Maurerei in ihrer Reinheit, wie sie aus der alten hebräischen Kabalah als Teil der grossen universellen Weisheits-Religion des fernsten Altertums abgeleitet ist, tritt in jeder Weise für die unbeschränkte und universelle Menschenverbrüderung zu allen Zeiten ein. Die Maurerei verchristlichen oder sie auf die sektiererischen Grenzen eines Glaubensbekenntnisses zu beschränken, hiesse nicht allein sie erniedrigen und verkleinern, sondern es müsste daraus unvermeidlich eine schliessliche Auflösung erfolgen, wie das unter kämpfenden Sekten immer mit Religionssystemen geschehen ist, indem man Bruder gegen Bruder, Loge gegen Loge setzte. Das ist eine der klarsten Bedeutungen der Legende des Verlorenen Wortes.

Der dünnste Schleier über dem erhabenen Mysterium des Unaussprechlichen Namens ist Bruderschaft und Liebe! Das ist das Licht des Logos.

(Fortsetzung „die Geheimlehre: Wissenschaft und Religion“ folgt).

Dr. med. J. D. Buck.

Zwei Häuser.

(Kapitel II.)

Jessamy erwachte in der schwachen grauen Morgendämmerung mit einem Kältegefühl. Die Eiderdaunen müssten herabgeglitten sein; mechanisch fühlte sie danach.

Sie war sehr kalt, ihre Füsse wie erstarrt, ihr Kopf schmerzte. Sie wurde sich einer tiefen Mattigkeit bewusst, in ihrer Brust sass ein dumpfer Schmerz. Ihre Gesundheit war immer vollkommen gewesen, sie war gar nicht gewöhnt krank zu sein. Sie lag eine Zeit lang mit geschlossenen Augen und empfand allmählich etwas Dumpfes, Drückendes und Saueres in der Atmosphäre. Als sie das erkannte, hörte sie auch ein langsames, schnarchendes Atmen neben sich. Sofort war sie ganz munter, indem sie, die sonst so furchtlos war, von nervösem Schrecken erfasst wurde. Ihre Nerven wurden von einem Gefühl erschüttert, das sie nie vorher an sich erfahren hatte. Sie hob ihre Augenlider und sprang mit einem Schrei auf. Das Dämmerlicht beleuchtete ein kleines, niedriges, schmutziges Zimmer; einen Haufen Flitterstaat auf dem Tische neben unreinen Tassen und Tellern, und zwei Figuren — zwei fremde Menschen — ausgestreckt auf dem Bette, von dem sie sich eben erst erhoben hatte. Und was für ein Bett! Ohne Decken, ohne schneeiges Laken, keine lawendel-duftenden Kissen, um ein sorgenvolles Haupt zu umschmiegen.

Ihr Herausspringen, der Aufschrei weckte die Schläferinnen. Die ältere fragte mit rauher Stimme nach dem Grund ihrer ungewöhnlichen Demonstration und stellte die Frage mit klassischer Kraft und Schlichtheit der Phrase, begleitet von dem Wunsche, dass Jessamy's Gebahren durch eine unbekannte Kraft mit unangenehmen physischen Ergebnissen belohnt werde.

„Wo bin ich eigentlich?“ rief Jessamy. „Wie hat man mich hierher gebracht? Was haben Sie mit mir getan?“

Die Alte, an die sie sich wandte, äusserte den lebhaften Wunsch sich an dieser ungeratenen Person zu vergreifen, die den friedlichen, gerechten Schlummer ihrer Angehörigen auf diese Weise störe.

Jessamy, die an die Redeweise von Damen von Mrs. Adens Typus nicht gewöhnt war, fuhr abermals zusammen unter der nicht

unnatürlichen Annahme, dass sie in die Hände von Meuchelmördern gefallen sei.

Die andere Schläferin hatte sich erhoben und legte ihre Arme um sie. Sie riet der Alten barsch ihren „Mund zu halten“ und bat Jessamy in milderem Tone sich ruhig niederzulegen, denn sie träume.

Jessamy starrte sie entsetzt an — das Gesicht, die Stimme, die Augen von Liz Arden; das Gesicht rot, die Stimme heiser, die Augen blutunterlaufen; die Arme umfassten sie mit rauher Zärtlichkeit.

Jessamy stiess einen schrillen Angstschrei aus, befreite sich aus der Umarmung und lief wie unsinnig aus der Stube, die Treppen hinunter. Ein Mann, der zur Arbeit ging, öffnete ihr die Haustür. Jessamy eilte hindurch, durch den rauhen Nebel, den Strassenschmutz, hämmernden Herzens, mit wirbelndem Hirn. Weiter, immer weiter, sie wusste nicht, wo sie war, nicht wohin sie lief. Endlich hielt sie inne auf einem kleinen, viereckigen Platze mit einer Kirche, deren Glocken soeben zu einer frühen Messe läuteten.

Hier war ein Sanctuarium. Jessamy ging die Stufen hinauf; sie zitterte heftig, war eisig kalt und vollständig erschöpft. Man hatte sie auf irgend welche unerklärliche Weise von zu Hause fortgebracht und — sicherlich betäubt. Daher auch der schmerzende Kopf, die Uebelkeit und das Zittern der Glieder.

Diese armseligen Lumpen, die sie, wie sie nun erst bemerkte, trug, hatte man ihr wahrscheinlich angezogen, während sie bewusstlos war. Sie wollte ein wenig ausruhen in der Kirche, dann einen Wagen nehmen und nach Hause fahren. Als sie den Chorgang entlang ging, bemerkte sie wie einige der Andächtigen sie ganz verblüfft ansahen. Sie trat in einer Bank ein und kniete nieder ohne auf den Gottesdienst zu achten, sie kniete nur und dachte und fühlte sich ganz wirr. Fremde, unbekannte Erinnerungen durchkreuzten ihre vertrauten Gedanken; sie wurde sich in ihrem Denken plötzlich Beschränkungen bewusst, die sie nie vorher gekannt hatte. Das Betäubungsmittel! es konnte nur das Mittel sein! Als die Messe zu Ende war, verliess sie die Kirche und rief einen vorbeifahrenden Wagen an und war erstaunt als der Kutscher keine Notiz von ihr nahm. So erging es ihr ein zweites Mal. Schliesslich ging sie nach einer Wagenhaltestelle und gebot einem Kutscher sie nach der angegebenen Adresse zu fahren.

Der Mann sah sie an und lachte.

„Das ist gut,“ sagte er. „Dahin fahren? Zum Henker! Der sitzt etwas in der Krone.“

„Ich bezahle Sie, wenn wir dort angekommen sind.“

„Recht hast Du, mein Mädelchen,“ erwiderte der joviale Rosselenker. „Zeig uns aber erst, was Du hast.“

„Ich habe kein Geld in meiner Tasche, aber wenn ich erst zu

Haus bin, zahle ich Ihnen fünf Shilling. Meine Mutter ist Lady Mainwaring und —"

Sie wurde von einem lauten Gelächter unterbrochen.

„Helf mir einer" sagte der gutmütige Kutscher, seine Augen wischend, „wenn das nicht das Beste ist, was ich je gehört habe. Hier Bill, is ne junge Dame, sie sagt, sie is Lady Mainwarings Tochter. Sieht g'rade so aus, was?"

Ein Milchmann hielt an der Ecke still, um an dieser Unterhaltung seinen Spass zu haben; ein Schutzmann kam auch näher und grinste würdig. Jessamy's Augen füllten sich mit zornigen Tränen.

„Sie sind über alle Massen impertinent", sagte sie; „wenn Sie mich nach Hause fahren, werden Sie selbst sehen."

„Das sollte mir einfallen, damit Sie einen blühenden Narren aus mir machen. Ich nicht!"

„Bill", den der Misstrauische angerufen hatte, war ein rotbackiger, gutmütig aussehender junger Mann vom Lande.

„Lass doch", sagte er abwehrend. „Du hast das Mädel zum Weinen gebracht, sie weiss gar nicht mehr, was sie sagt. Horchen Sie mal, Sie junges Frauenzimmer, wollen Sie denn wirklich dort hin, wo er Sie hinfahren sollte?"

„Natürlich will ich dahin."

„Dann will ich Ihnen was sagen, ich will Ihnen das Geld geben."

Der gute Samariter hielt ihr drei Pence entgegen. Jessamy stammelte verwirrt einige Worte, ihr Gesicht brannte.

„Ich danke Ihnen", sagte sie. „Sie sind sehr gut. Wenn Sie mir Ihre Adresse geben, werde ich es Ihnen wiedergeben."

Der Mann greinte:

„Lassen Sie nur, es ist schon gut", sagte er, „aber Sie sehen nicht gut aus, dort an der Ecke ist ein Morgen-Kaffee. Gehen Sie und trinken Sie eine Tasse — dort."

Er legte noch einen Penny in ihre Hand. Jessamy dankte ihm nicht; sie wandte sich stumm ab, ganz verwirrt und fassungslos. Sie ging zu dem Kaffeeschank, trank den Kaffee, denn sie war so schwach und matt; und als der Omnibus vorüberrumpelte, kletterte sie hinein und stützte ihren schmerzenden Kopf in ihre Hände. Es war zehn Uhr morgens, ehe sie zu Hause ankam. Sie stieg die Stufen empor und klingelte. Die Rouleaux waren niedergelassen und an Stelle des Portiers öffnete ein Mädchen. Jessamy wollte sofort eintreten, aber das Mädchen hielt sie zurück:

„Was machen Sie denn, Sie können nicht herein."

Jessamy lehnte sich an den Türpfosten, um sich zu stützen. Die Dienerin erkannte sie nicht, das war klar.

„Ich will Mrs. Mainwaring sprechen", sagte sie.

„Das tut mir leid, es geht nicht, die gnädige Frau ist in grossem Kummer.“

„Kummer? Was für Kummer?“

„Miss Mainwaring ist plötzlich gestorben und die gnädige Frau empfängt daher niemand.“

Miss Mainwaring, ihres Vaters einzige Schwester, lebte in ihrem Hause mit ihnen und Jessamy hatte sie sehr geliebt, aber in diesem Augenblick empfand sie nicht einmal Schmerz darüber.

„Ich muss dennoch Lady Mainwaring sehen“, rief sie leidenschaftlich aus, „unbedingt — ich muss!“

„Sind Sie der gnädigen Frau bekannt?“

„Ja — ja — sehr gut.“

Das Mädchen hatte ein gutes Herz.

„Nun, kommen Sie in den Korridor“, sagte sie. „Ich weiss nicht, ob ich die gnädige Frau stören darf; aber wenn sie Sie kennt und wenn es etwas Wichtiges ist —“

„Das ist es, von dringender Wichtigkeit.“

Kommen Sie, und Ihren Namen?“

Jessamy mit einigem Zögern: „Sagen Sie — ein — ein — Mädchen — das sie sehr gut kennt.“

„Setzen Sie sich.“

„Das Mädchen verliess den Korridor und Jessamy lief die Treppen hinauf nach ihrem eignen Zimmer. Was auch das Mädchen abhalten konnte sie zu erkennen, dort würde das beseitigt sein. In ihrem eignen Zimmer war sie sicher. Ganz ausser Atem erreichte sie die Türe, sie, die laufen, tanzen und Tennisspielen konnte, stundenlang, ohne zu ermüden. Sie öffnete die Türe und trat ein. Es war eine bedrückende Stille im Raum — ein Schauern — ein fremder, unnenubarer Geruch — der Ort schien von allem anderen getrennt — von einer fremden Gegenwart erfüllt. Die Rouleaux waren niedergelassen, die Fenster oben geöffnet; der Wind wehte die Vorhänge hin und wieder mit einem sanfteu, schmeichelnden Laut. Das Bett war offen; ein weisses Laken darüber gebreitet, schneeiges, frostiges Weiss. Die Kälte des Raumes schien eher vom Bett her auszuströmen, nicht von der rauhen, nebeldichten Luft draussen. Weisse Lilien lagen auf der Decke, darunter starr geformte Konturen, steif, regungslos. Jessamy stand, die Hände auf das Herz gepresst, mit Mühe ihren fliegenden Atem beherrschend. Warum — warum — hat man die tote Miss Mainwaring hierher gelegt?“

Von einer Kraft ausser ihr getrieben, näherte sie sich dem Bett und zog die Decke zurück. Sie stand wie gelähmt, Schrecken dämmerte in ihren Augen auf, kalte Tropfen spielten an ihrer Stirn, denn sie starrte auf ihr eigenes lebloses Gesicht — weiss, still und lächelnd. Sie stand und starrte auf das, was sie selbst vorgestellt

hatte; was sie noch ihrer schmerzgebrochenen Mutter, ihrem trauernden Vater, ihrem verzweifelten Geliebten war.

Aber nein! War das wirklich Jessamy Mainwaring, deren Tage vorüber waren? Dann war sie nicht Jessamy, war es nie gewesen, sondern etwas, irgend Jemand, der weiter lebte, während ihr früherer Körper in Staub zerfiel.

Vielleicht war das das Reich des Todes — aber nein! Geister sind nicht für alle Menschen sichtbar, wie sie es war; auch war sie mit einem Körper begabt, einem Körper, der hinfällig und schwach war, schmerzende Glieder und ein Kopf, in dem es heftig klopfte. Ihr gegenüber stand ein Spiegel, und als sie den Blick von der Toten erhob, sah sie darin eine lebende Figur reflektiert.

Ein schlankes hageres Mädchen mit schäbigen Kleidern; ein kleiner Kopf mit starkem, lockigem, ungekämmtem schwarzem Haar, ein schmales, weisses, verhärmtes aber hübsches Gesicht, grosse rätselhafte graue Augen — Jess Arden! Mit plötzlich erwachendem Entsetzen erfasste Jessamy die ganze Wahrheit. Jess Arden — die wahre Jess war tot, was wir tot nennen. Sie hatte das harte kummervolle Leben, den zerbrechlichen, siechen Körper verlassen, und sie, Jessamy lebte, würde leben, während der Körper der einst ihr gehörte, sich allmählich auflöste. Sie verstand das in einem vernichtenden Blitzstrahl des Erkennens; noch einmal fielen ihre Augen auf das tote Antlitz, ein Schrecken erfasste sie über alle Worte, — über alles Begreifen hinaus — und ohne inne zu halten floh sie aus der Heimat ihrer glücklichen, erfolgreichen, liebebehüteten Jugend, wie sie dem dumpfigen niederen Zimmer und Liz Arden entflohen war.

Sie gelangte willenlos nach den Kensington Gardens und sass dort in einem dumpfen Traumzustand von Entsetzen gelähmt.

Sie war heimatlos — verlassener noch als es die wahre Jess je gewesen war. Sie war sich nun der Veränderung bewusst, die mit ihr vorgegangen war, sie hatte die Gesundheit, das Nervensystem, die Gehirnerinnerungen und die Fähigkeiten von Jess Arden, um damit zu arbeiten, ihre Gedanken und sich selbst der Welt zu äussern. Als der Hunger zunahm, sah sie sich zu weiterem Handeln angetrieben.

Was sollte sie tun? Die barmherzigen Schwestern, die sie kannte, anrufen? Was! Jess Ardens Vergangenheit für die ihre ausgeben? Ihr Stolz sträubte sich dagegen, und doch, wer würde ihre Geschichte glauben? Wenn sie dieselbe erzählte, würde man sie in ein Armenirrenhaus sperren. Ihr Hunger wurde immer unerträglicher. Sie erhob sich und verliess die Gärten und wanderte durch die Strassen bis Schwäche sie zwang sich einer reichgeklei-

deten Dame zu nähern und mit erglühendem Gesicht und tränenvollen Augen einen Appell an ihre Mildtätigkeit zu murmeln.

„Ich gebe Bettlern nie etwas,“ sagte die Dame kurz, und stieg in ihren Wagen. Das war auch ihr eigner Lieblingsbescheid gewesen, und er traf sie wie ein Peitschenhieb. Sie trat zurück und bettelte nicht wieder.

Sie stand draussen an einem der Läden der „Vereinigten Brodbäckereien“ und sah hungrig auf die Leute, die darin assen und tranken.

„Es ist so am Besten“, sagte sie für sich. „Bald werde ich verhungern und sterben und das wird besser sein, als dieses Leben, schlimmer kann es nicht werden.“

Als sie so nachdachte, hörte sie eine bekannte Stimme:

„Es ist zu schrecklich! So ein reizendes Mädchen — und so gescheit. Sir Charles Herz ist gebrochen; ganz irrsinnig vor Kummer.“

„Armer Mann! wie leid er mir tut.“

Es waren ihre Freundinnen; eine von ihnen blieb stehen und sah sie an:

„Wie elend das Mädchen aussieht. Sie bettelt nicht, das arme Ding! Ich will sie doch fragen, ob sie nichts zu essen haben will.“

„Ach, Alize, es ist schon so spät.“

„So? dann lass uns gehen.“

Sie gingen weiter und Jessamy brach in Tränen aus; nicht in dem Gedanken an ihren Geliebten; sie weinte, weil sie nichts zu essen bekam. Sie fühlte das und es bereitete ihr neue Qual.

Ihre Gedanken flogen zu Vasarhély — das musste sein Werk sein; wie, das konnte sie nicht sagen.

Er wollte sie erniedrigt sehen — gesunken, so tief wie Jess — eine Lügnerin — eine Schwindlerin. Aber er irrte sich — das würde sie niemals sein. Sie würde ausharren bis zum Tode; sie würde wohl bald sterben, aber ehrlich sterben.

Es wurde dunkel; sie wusste nicht, wohin sie gehen sollte, und kauerte sich in einem Torweg nieder, hustend und vom Fieber geschüttelt schloss sie endlich die Augen. Kälte, Hunger und Gram hatten sie ganz schwindlig gemacht. Sie vergass Bitterkeit und Schmerzen.

Ein Licht fiel ihr in das Gesicht und Jemand schüttelte sie rauh an der Schulter:

„Hören Sie, junge Frau, stehen Sie auf — machen Sie, dass Sie weiter kommen. Sie können hier nicht schlafen.“

Es war ein Schutzmann.

„Wo kann ich denn schlafen? Ich tue Niemand etwas zu Leide.“

„Keine Unverschämtheiten hier! Gehen Sie!“

„Muss ich die ganze Nacht laufen?"

„Gehen Sie ins Arbeitshaus der Heilsarmee, Sie wissen, wo es ist, sollte ich meinen. Sputen Sie sich."

Jessamy ging stumm weiter; aber sie war nur ein paar Schritte weiter gekommen, als ihre Ohren von einem schrillen Schrei begrüsst wurden und sich ein Paar Arme um sie schlangen. Es war Liz in ihrer zügellosen Art.

„Weshalb läufst Du so rum? Was fehlt Dir, liebe Jess? Den ganzen Tag nicht zu Hause gekommen. Ich habe reine den Kopf verloren vor Angst. Du bist kalt wie Eis. Komm mit rein, in zehn Minuten ist erst Schluss — komm!"

Jessamy fand sich in den widersprechendsten Empfindungen. Die Erinnerung in Jess Arden's Gehirn webte liebliche Bilder um die rauhe sündige Schwester, die sie in ihrer Art geliebt und gepflegt hatte. Das Bewusstsein von Jessamy Mainwaring schreckte zurück vor der groben, flatterhaften Persönlichkeit der Liz; aber sie war schwach — sie war hungrig und kalt, und liess sich willig in die hell-erleuchtete Halle ziehen, wo menschliche Seelen sich Vergessen erhandeln. Liz hielt ein Glas an ihre Lippen:

„Trinke", sagte sie, „und dann wollen wir sehen, dass wir nach Hause kommen."

Jessamy gehorchte. Das Getränk war feurig, sie musste husten, aber es lief glühend durch ihre erfrorenen Glieder und versetzte ihr wirbelndes Gehirn in eine dumpfe Erstarrung. Liz führte sie „heim". Sie folgte wie im Traum. Nur dunkel empfand sie die stickige, dicke Luft in der kleinen Stube, fühlte sich halb gehoben auf ein unsauberes Bett, Liz zog ihr ihre nassen, durchweichten Stiefel herunter und wickelte sie in einen alten Schawl und legte sich dann neben ihr nieder, sie mit ihren Armen umfassend, um sie zu erwärmen; sie fühlte einen schwachen Schauder physischen Abstosses und wurde bewusstlos.

(Fortsetzung Kap. 3 folgt.)

Ivy Hooper.

Die Einwirkung des Alkohols auf die Entwickelung des Menschen.*)

Sehr geehrte Anwesende!

Wenn ich heute an Sie mit der Behauptung herantrete, dass der Alkohol auf die Entwickelung des Menschen schädigend einwirkt, so werden Sie mir antworten: „Wenn man ihn im Uebermass geniesst, mag es wohl sein, dass er schadet. Aber mit Massen? Unser Vater und Grossvater, der und jener haben all ihr Lebtag ihren Schoppen getrunken und sind nicht krank gewesen. Sie sind hochbetagt gestorben, nicht am Delirium sondern an Alterschwäche.“ Demnach hätten Sie also Recht mit der Entgegnung, dass ein massvoller Alkoholgenuss nicht schadet. Und doch habe ich gerade gegen diese Art Beweisführung Gewichtiges anzuführen.

Es kann ein Mensch ein sehr guter Soldat, ein guter Kaufmann, ein tüchtiger Handwerker oder Beamter sein, er kann seinen Beruf treulich erfüllen und doch ein im Wesen unfruchtbares Leben verbracht haben. Und warum das? Weil er sich selbst in seinem Zwecke nicht verstanden hat. Der Mensch kommt nicht als Soldat, nicht als Kaufmann, nicht als Beamter auf die Welt, sondern als Mensch. Er stirbt nicht als Soldat, als Kaufmann, als Beamter, sondern als Mensch. Sollte es dann nicht auch nötig sein, dass er als Mensch lebt? Um dies in seiner vollen Tragweite zu verstehen, müssen wir uns klar machen, was der Mensch ist, seinem Wesen nach, und wohin er strebt. Was ich Ihnen darüber heute sagen will, sind meine persönlichen Anschauungen, welche ich Ihnen nicht vortrage, dass Sie sie unbesehen annehmen sollen, sondern, dass Sie diese Ideen mit Ihren eigenen vergleichen und durch Nachdenken und Nachfühlen sich eine grössere Klarheit über diese vitalen Fragen verschaffen.

Also was ist der Mensch? Sie werden mir sogleich sagen, das sei sehr leicht zu beantworten. Der Mensch sei ein Wesen aus Fleisch und Blut, das durch die Eltern entsteht, im Laufe seines

---

*) Vortrag, gehalten in der Guttemplerloge „zur befreienden Tat“ im Gross-Lichterfelder Gemeindehause am 9. Febr. 1904.

Lebens gewissen sozialen und moralischen Vernunftgesetzen unterworfen ist, für sein Glück zu sorgen hat, indem es sich ein bequemes Dasein verschafft, möglichst frei von materiellem Mangel, sich bemüht wiederum solchen Menschenwesen von Fleisch, Knochen und Blut das Leben zu geben und sich schliesslich auf die Bahre legt, um zu Staub und Asche zu zerfallen. Sein Geschäft ist auf seine Nachkommen vererbt, und solange es besteht und diese einen Genuss davon haben, werden sie an den Urheber ihres bequemen Daseins zurückdenken. Sie werden sich ausmalen, wie er ausgesehen hat, was er für Orden bekam, wie er ass und trank, auch setzt man ihm vielleicht ein Denkmal oder verehrt ihn in anderer Weise.

Diese Anschauung halte ich nun in keiner Weise für richtig. Zunächst ist der Mensch nicht das Wesen aus Fleisch und Blut, ebensowenig, wie der General einer Armee aus den Soldaten und Kanonen derselben besteht. Der Mensch ist nicht ein Körper, sondern er hat einen Körper, besitzt ihn wie man ein Vermögen, eine Waffe, ein Instrument besitzt. Er ist nicht das Produkt aus Vater und Mutter, sondern hat von diesen nur das Instrument zur Verfügung bekommen, mit dem er sich zu betätigen hat. Wenn nun der Mensch kein sichtbar stoffliches Wesen sein soll, so kann er nur ein unsichtbar unstoffliches sein. Und in der Tat ist er auch ein solches. Er ist ein unstoffliches Wesen, insofern es uns bisher nicht möglich war das Bewusstsein als solches als Funktion des Stoffes nachzuweisen, wohl aber umgekehrt, konnten wir den Stoff als eine Funktion des Bewusstseins nachweisen. Wie dies geschehen kann, muss ich hier übergehen. Ich kann Ihnen nur einen ganz kurzen Ueberblick über das Menschenwesen geben. Unstofflich ist von allen Lebenserscheinungen nur das Bewusstsein. Und als ein Bewusstsein haben wir zunächst das Menschenwesen zu charakterisieren. Ich will Ihnen das so klar machen: Sie verfallen in einen tiefen Schlaf. Das Gefühl des Körpers schwindet Ihnen, Sie fühlen sich wie ein unendlich kleines und doch unendlich unbeschränktes Wesen. Sie können sich etwas denken, und im Moment ist es da; Sie können sich wünschen da und dort zu sein und Sie sind da und dort. Diesen Zustand bezeichnen wir als einen inneren Bewusstseinszustand. Das, was in diesem Zustand nun die verschiedenen Veränderungen erzeugt, was etwas will oder nicht will, das ist der eigentliche Mensch, der Seher oder Erkenner, wie es die indische Philosophie benennt. Dieser Seher oder Mensch ist nicht an die Existenz eines Körpers von Fleisch und Knochen gebunden, wie unsere fortgeschrittene Experimentalmetaphysik nachgewiesen hat, sondern ist ein völlig selbständiges Wesen, ein Bewusstseinszentrum. Stellen Sie ihn sich vor als einen Lichtfunken.

Jeder Lichtfunken verbreitet einen Schein um sich, dieser Schein ist in unserem Betracht der menschliche Körper. Da nun, um bei diesem Bilde zu bleiben, erst das Licht da sein muss, ehe der Schein sichtbar ist in der umgebenden Luft oder Materie, so muss auch, ehe ein menschlicher Körper erscheinen kann, der Mensch, der Seher, der Erkenner da sein. Und in der Tat ist es so. Wir haben bereits genug Einblicke in das Geheimnis des Menschenlebens, um sagen zu können, der Mensch, ein Bewusstseinszentrum, ist vor der Geburt schon vorhanden als ein geistiger Zustand, der strebt, sich einen materiellen Körper aufzubauen. Für unsere fünf materiellen Sinnesfunktionen erscheint natürlich nur der materielle Körper sichtbar, da das Bewusstsein nicht durch das Auge, Ohr u. s. w. wahrnehmbar ist, sondern eben auch nur wieder durch einen gleichen Zustand, wiederum durch Bewusstsein. Daher erkennt der geistige Mensch allein den geistigen Menschen. Ein ungeistiges Wesen kann ein geistiges nicht erkennen.

Erkennen wir uns nun als geistige Menschen, welche einen materiellen Körper bewohnen, so ist der nächste Gedanke: Unser Wohnhaus muss geeignet für uns sein, erstens damit wir es darin überhaupt aushalten, und zweitens, damit wir mit ihm unseren Daseinszweck erfüllen. Dieser Zweck liegt nun für den geistigen Menschen nicht darin, Tausende von Mark auf einer Bank anzulegen, oder Orden zu sammeln oder sonst materiellen Gewinn zu suchen, sondern seine Erkenntnisfähigkeit weiter zu vertiefen, sein Bewusstsein zu erweitern, zu erheben in einen Zustand, der dem Bewusstsein als der höchste und glücklichste erscheint, als der Zustand grösster Ausdehnung, grösster Ruhe und grösster Kraft, kurz als ein Zustand, den wir auf religiösem Gebiete als den des Eingehens in Gott bezeichnen. Die Erfahrungen, welche wir, als mit einem menschlichen Körper behaftet, nun im irdischen, grobmateriellen Leben sammeln, haben keinen anderen Zweck, als uns diesem Ziele zuzuführen. Es ist für mich also nicht die Erfahrung ihrer materiellen Form nach von Wert, sondern lediglich die Erkenntnis, welche ich als geistiges höheres Bewusstsein daraus ziehe. Ich soll durch Leben und Leiden lernen meinem Bewusstsein, also mir selbst, den Zustand grösster gesetzmässiger Betätigung zu verschaffen in Harmonie mit der Entwickelung aller der Bewusstseinszentren, welche als geistige Menschenwesen mit mir zusammen leben. Das Grundgesetz dieser Entwickelung ist die Liebe. Hier müssen wir uns jedoch beschränken, um nicht vom Thema abzukommen.

Wir haben kurz zu wiederholen: Der Mensch ist ein Bewusstseinszentrum, ein geistiges Wesen, welches einen fleischlichen Körper bewohnt. Dieser geistige Mensch existiert vor der Geburt des sichtbaren Körpers, hat die Aufgabe diesen als ein Mittel zu geistigem

Fortschritt in der geeigneten Form zu erhalten, um durch möglichst weitgehende Erfahrungen sich der reinen Geistigkeit immer mehr zu nähern. Beim Tode legt der geistige Mensch seinen fleischlichen Körper ab und lebt in anderen Bewusstseinszuständen weiter etc. Auch dies ist durch die Experimentalmetaphysik zur Genüge bewiesen worden.

Haben wir nun ein Bild gewonnen von dem, was der eigentliche Mensch ist, und was wir uns unter seiner Entwicklung vorzustellen haben, so können wir jetzt der Frage näher treten, wie der Alkohol auf diesen höheren Menschen, seinen Körper und seine Entwickelung einwirkt.

Der menschliche Körper, so wie er sichtbar vor Ihnen steht, entstammt dem Tierreich und wird erst dann über das letztere hinaus erhoben und veredelt, wenn er von einem Menschen, jenem geistigen Bewusstsein, bewohnt wird. Wir wollen ihn zuerst in seinen Funktionen als Tierkörper betrachten und verfolgen, in welcher Weise der Alkohol auf diesen einwirkt. Alkohol (Aethylalkohol C_2H_5OH) ist ein Gift, welches in den gegohrenen und gebrannten Getränken als charakteristischer Bestandteil vorkommt. Unverdünnt wirkt er absolut tötlich und zerfrisst in kurzer Zeit die Zellsubstanz des Körpers. Verdünnt ist er in Bieren und Weinen von 4 %—16 % enthalten, in Kornbranntwein 50 %, in Cognac 60 %. Wirkt der unverdünnte Alkohol unmittelbar zersetzend, so der verdünnte in längerer Zeit.

Wir wollen nun den Gang, den der Alkohol durch den Körper nimmt, genauer verfolgen. Im Mund und in der Speiseröhre erzeugt der Alkohol zunächst ein brennendes Gefühl, dem Wärme folgt, welche sich bald über den ganzen Körper verbreitet. Doch nach kurzer Dauer finden wir die Körpertemperatur unter normal herabgesetzt, und nur der Kopf ist heiss.

Nun gehts in den Magen. Hier rötet der Alkohol zunächst als Reiz die Magenschleimhaut, die Adern erweitern sich, da ihre Muskeln erschlafft werden, es findet Blutandrang statt. Die Erschlaffung verhindert die gesunde Verdauung. Die Speise kommt schlecht verarbeitet nach dem Darm. Das Gefühl der Wärme ist nichts anderes als die Empfindung der Entzündung.

Im Darm finden wir die gleiche Erscheinung wie im Magen. Darmgeschwüre und Blutungen sind bei Trinkern nichts seltenes. Von hier aus gelangt der Alkohol in die Blutgefässe und nimmt seinen Lauf durch den ganzen Körper.

Wir können also jetzt bereits einen Darm- und Magenkatarrh konstatieren. Derselbe ist natürlich stärker oder schwächer, je nach dem Alkoholgenuss und der Lebenskraft des Körpers im Allgemeinen. Verschlimmert wird er noch durch die Quantität von Flüssigkeit,

in der der Alkohol enthalten ist. Eine Flüssigkeitsmenge von 2 bis 5 Liter ist selbst von einem guten Magen und Darm nicht ohne Schwächung zu verarbeiten.

Mit dem Pfortaderblut gelangt nun das alkoholgeschwängerte Blut nach der Leber. Hier ist ein noch ergiebigerer Boden für die verderbliche Wirkung des Alkohols. Unter seinem Einfluss fängt die Leber bald an zu entarten. In erster Linie beobachten wir auch hier die Entzündung, dann sondert sich Fett in grösseren Mengen ab, die Bindegewebe verhärten sich, die Leberzellen kommen in das Stadium des Schwindens, die Tätigkeit in diesem Organ beginnt zu stocken. Als sichtbares Zeichen dieser Stockung sehen wir den betreffenden Trinker an Gelbsucht erkranken. Die Galle tritt also nicht normal in den Darm, sondern ins Blut. Die Verdauung wird noch unvollkommener. Nach der Verfettung und Vergrösserung der Leber sehen wir die Schrumpfung eintreten, welche unter der Erscheinung der Bauchwassersucht den Tod zur Folge hat.

Die Lebertätigkeit scheidet einen Teil des Alkohols nach den Nieren zu aus. Schon eine Viertelstunde nach dem Alkohol-Genuss finden wir Alkohol im Urin, und noch nach 15 Stunden lässt er sich nachweisen. Auch in den Nieren wirkt der Alkohol verheerend. Wir haben da zunächst die Reizungen des Nierenepithels und die Entzündungen der Rinden- und Marksubstanz. Dann sehen wir auch hier Verfettungen mit folgendem Verfall. Auch hier tritt nach der Bildung einer Wassersucht vornehmlich in den Beinen der Tod ein.

Wir gelangen mit dem Alkohol weiterhin nach dem Herzen. Die falsch verstandene Erregung des Herzens durch Alkoholgenuss verleitet noch heute Ärzte in Schwächezuständen Alkohol zu verordnen. Doch wird das Übel dadurch nur noch schlimmer. Da der Alkohol eine lähmende Wirkung auf die Nerven ausübt, wie wir weiterhin sehen werden, so erschlaffen die feinen Blutgefässe im Körper, leisten also dem Herzdruck keinen Widerstand. Das Herz wird frei, „wie die Hauptfeder eines Uhrwerks, aus dem man das Gegengewicht entfernt hat.“ Der Herzschlag erhöht sich, dass Herz arbeitet erregt, die Blutgefässe werden erweitert und wir haben statt grösserer Kraft eine vergoudete Herzmuskeltätigkeit. Das Blut wird mit grosser Kraft nach der Peripherie des Körpers getrieben, wo es schnell seine Wärme an die umgebende Luft abgiebt. Dadurch entsteht wiederum im Inneren des Körpers eine Herabsetzung der Temperatur, die das Missverhältnis der Spannungen im Körper noch vermehrt.

Auch das Herz hypertrophiert (vergrössert sich) bald nach Beginn eines regelmässigen Alkoholgenusses und entartet später völlig.

Eine ähnliche Zerstörung beobachten wir in der Lunge. Dort

wird unter starker Reizung der Alkohol zu Kohlensäure und Wasser verbrannt. Dabei beobachten wir Reizerscheinungen, welche wir als Katarrhe des Kehlkopfes, der Luftröhrenverzweigungen und der Luftsäckchen der Lungen bezeichnen. Eine starke Verschleimung tritt ein und bildet die Basis für eine folgende Lungenschwindsucht. Durch die Erschlaffung und infolge dessen Ausweitung der Luftsäckchen und ihre Zustörung wird die atmende Fläche verringert, der Gasaustausch der Lungen leidet, das Blut wird statt gekräftigt und gereinigt, vergiftet. Ich erinnere Sie an die Kurzatmigkeit und die blaue Gesichtsfarbe der Trinker. Beides verdanken sie dem Alkohol in der Lunge.

Nachdem wir uns so einen allgemeinen Begriff von den Alkohol-Wirkungen auf die groben Organe des Körpers verschafft haben, gehen wir zu den feineren über, und dies sind die Nerven.

Beim Alkoholgenuss haben wir zwei aufeinanderfolgende Stadien zu unterscheiden. Das erste ist das Erregungsstadium. Wir fühlen uns frischer als vorher. Dieses Stadium hat den Alkoholismus eigentlich verschuldet. Wenn der Mensch abgearbeitet ist, will er sich erfrischen, reizen. Ein Schluck alkoholhaltiges Getränk erzielt die gewünschte Erfrischung. Und um diesen kurzen Moment (dass es ein solcher ist, werden wir gleich sehen) zu geniessen, ruiniren wir uns den Körper dauernd!

Es folgt auf dieses Erregungsstadium ein Depressionsstadium von wesentlich längerer Dauer, in dem alle unsere geistigen und körperlichen Funktionen herabgesetzt sind. Wir können dies folgendermassen darstellen. Wir geben einer Versuchsperson eine bestimmte Menge Alkohol und veranlassen sie nach einer bestimmten Zeit eine bestimmte Bewegung auszuführen, z. B. eine Klaviertaste niederzudrücken. Kurze Zeit nach dem Genuss rufe ich „jetzt", und es wird eine ganz kleine Zeit verstreichen, ehe die Person den Befehl ausführt. Diese Zeit nennt man die Reaktionszeit. Dieselbe ist kurz nach dem Alkoholgenuss etwas geringer als vor demselben, woraus wir sehen, dass das Nervensystem erregt ist. Nach einer Stunde aber ist sie wesentlich grösser. Die Person reagiert langsamer auf meinen Anruf.

Auch die sogenannte Assoziationszeit unterliegt bemerklichen Veränderungen. Unter dieser versteht man die Zeit, welche verstreicht, wenn eine Versuchsperson zu einen bestimmten Begriff einen verwandten angeben soll. Also auf „Pflanze", „Rose" und Aehnliches. Auch diese Zeit verlangsamt sich eine Zeit nach dem Alkoholgenusse.

Einen dritten Versuch kann man noch anstellen mit dem Addiren von Zahlen. Eine Person addirt in 5 Minuten eine gewisse Anzahl

Zahlen. Durch den Genuss von Alkohol wird diese Anzahl bedeutend vermindert.

Diese experimentellen Ergebnisse verändern sich nur wenig, wenn wir den Alkohol verdünnen oder ihn auf grössere Zwischenräume verteilen. Hier handelt es sich um eine einmalige Alkoholwirkung, welche sich nach einer bestimmten Zeit wieder verlor. Wenn wir aber nun durch tägliche Aufnahme einer gewissen Quantität unser Nervensystem täglich mehr herabsetzen, werden wir denn dann noch wertvolles leisten können?

Nun wollen wir verfolgen, welche Veränderungen in der Struktur der Nerven diesen psychischen Störungen entsprechen. Schauen wir uns die Veränderungen in den peripheren Nervenfäden an, so sehen wir eine Degeneration im Gange. Die Gewebe sind brüchig geworden und haben angefangen sich zu zersetzen. Diese Zersetzung, welche als eine schwere Nervenkrankheit zu betrachten ist, tritt schon bei ganz leichtem, regelmässigem Alkoholgenuss ein. Sie ist, falls sie nicht zu weit vorgeschritten ist, heilbar, da man in diesen Nervenbahnen eine grosse Regenerationskraft beobachtet hat. Hört das Trinken dauernd auf, so kann sich die Nervensubstanz unter sonst günstigen Bedingungen wieder normal umbilden.

Auch die Nervenstränge des Rückenmarks leiden, doch können wir diese hier übergehen und uns den Veränderungen im Gehirn zuwenden.

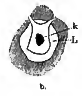
Hierbei können wir nun mit Vorteil die Anschauungen verwerten, welche wir im Anfange des Vortrages berührten. Wenn der Mensch ein geistiges Wesen ist und einen tierischen Körper bewohnt, so müssen wir im Gehirn zweierlei Nervengruppen unterscheiden. Erstens solche, welche das tierische Bewusstsein des tierischen Körpers bilden, und andere, welche die Verbindung zwischen dem geistigen Menschen und dem materiellen Körper herstellen.

Die Nervengruppe, welche das tierische Bewusstsein bildet (unter tierisch muss man sich nichts Niederes vorstellen im Sinne von hündisch oder ähnlichen Begriffen, sondern von animalisch) ist in der Grosshirnrinde lokalisiert. Bei der mikroskopischen Untersuchung entdecken wir auf der ca. 2 mm dicken grauen Schicht, welche das im Innern weisse Gehirn überzieht, Millionen von Zellen, die wir Ganglienzellen und von Fasern, die wir Assoziationsfasern nennen. Nach unseren heutigen Kenntnissen ist ein Denken, Sehen, Hören, Riechen, Vorstellen, Erinnern ohne Ganglien unmöglich; ohne die Assoziationsfasern keine geschlossene Vorstellungsreihe möglich. Also wenn durch irgend ein Mittel diese Zellen zerstört werden, so wird das Denken und die Sinnestätigkeit beschränkt oder unter Umständen gänzlich vernichtet. Eine solche beschränkende Wirkung hat nun der Alkohol.

Ich habe Ihnen nach Prof. Zielen hier drei solcher Ganglienzellen aufgezeichnet, an denen Sie die zerstörende Wirkung des Alkohols deutlich sehen. Die erste Figur (a.) zeigt Ihnen eine gesunde Ganglienzelle. In der Mitte haben Sie die Zellsubstanz und den Zellkern. Die Ausläufer verbinden die Zelle mit anderen. Auf dem zweiten Bilde (b.) sind durch Trinken die Zellfortsätze bis auf zwei zu Grunde gegangen. Der Kern ist angeschwollen und die scharfe Begrenzung ist verschwunden. Um die Zelle hat sich eine Lücke gebildet, während vorher die Zelle bis an das umgebende Gewebe anstiess. Das dritte Bild (c.) zeigt uns die Zelle fast ganz zu Grunde gegangen. Die Ausläufer sind verschwunden. Der Kern nur undeutlich bemerkbar. Das Kernkörperchen ist ganz verschwunden. Die Lücke im Gewebe ist noch grösser geworden. In manchen Fällen verschwindet der Zellinhalt gänzlich und der leere Raum bleibt übrig.



a.



b.



c.

So vernichtet diese Degeneration nach und nach alle psychischen Fähigkeiten, die der Grosshirnrinde zukommen als Gedächtnis, Urteilskraft, Schlagfertigkeit, das Denken und die Sinnesfunktionen überhaupt. Die beste Bezeichnung für den eintretenden Zustand ist die als Stumpfsinn.

Doch vernichtet der Alkohol nicht nur die Grosshirnrinde, er erzeugt auch eitrige Absonderungen zwischen den Hirnhäuten, Zerfall der Bindehautgewebe und führt eine Verfettung der Hirnsubstanz herbei.

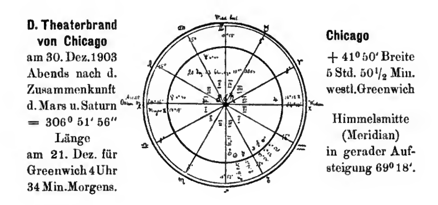
Und wie wirkt er nun auf das Organ, welches den geistigen Menschen mit seinem Körper verbindet? Ja, wo liegt dieses überhaupt. Ich will Ihnen dies kurz skizzieren. Hinter der Nase zwischen den Keilbeinhöhlen in dem sogenannten Türkensattel liegt eine Schleimdrüse, dessen Funktionen bisher unbekannt waren. Metaphysische Untersuchungen haben darauf hingedeutet, dass wir hier einen Körper vor uns haben, dessen Funktion die Verbindung des geistigen mit dem körperlichen Menschen ist. Diese Schleimdrüse steht in einem besonderen elektromagnetischen Verhältnis zu einer anderen Nervengruppe in der Mitte des Gehirns, zur sogenannten Zirbel, welche eine gleiche Funktion zu erfüllen hat. Die molekulare Bewegung in der Schleim-

drüse wird schon durch den starken Blutdruck, welcher durch den Alkohol erzeugt wird, verändert, dadurch ändert sich ihre chemische Zusammensetzung. Sie kann ihre Funktion nicht mehr erfüllen. Ebenso geht es der Zirbeldrüse. Beide degenerieren. Natürlich eignen sie sich nicht mehr ein Bindeglied zwischen dem eigentlichen geistigen Menschen und seinem Körper zu sein. Ersterer kann nicht mehr auf den Körper einwirken, letzterer ist sich selbst überlassen. Kann es da noch Wunder nehmen, wenn wir sehen wie die Trinker immer mehr vertieren? Wenn das Gewissen, denn als solches äussert sich der geistige Mensch im tierischen Bewusstsein, aufhört zu sprechen, dann fehlt eben für das Menschentier jede Regelung. Die tierischen Gelüste, welche unter der Leitung des geistigen Menschen einer hohen Veredelung fähig sind, äussern sich nur noch in brutalster Form. Und so kommt es, dass wir in den meisten starken Trinkern nicht beseelte Menschen vor uns haben, sondern nur Tierkörper, welche nur automatisch handeln.

Die Zerstörung der Zirbeldrüse hat aber noch eine andere Wirkung. Sie steht in einer engen Korrespondenz zu den geschlechtlichen Funktionen. Ihre Zerstörung erklärt uns also auch die sexuellen Excesse der Trinker und einen grossen Teil der daraus entspringenden Geisteskrankheiten. Dass die Zerstörung der Gehirnsubstanz natürlich an sich schon Geisteskrankheiten erzeugt, brauche ich nach der vorhergehenden Schilderung wohl kaum noch zu erwähnen.

So hätten wir denn einen kurzen Überblick über die Schädigungen, welche der Alkohol auf die Entwickelung des Menschen ausübt. Ich habe nichts verschlimmert, noch beschönigt, sondern mich befleissigt, möglichst objektiv einfache Tatsachen zu registrieren. Diese Tatsachen sind aber so schwerwiegender Natur, dass es für den Einsichtsvollen keinen Zweifel gibt, ob er sich unter die Einwirkung eines Giftes von solcher Tragweite stellen will oder nicht. Es gehört nach diesen Kenntnissen schon eine psychische Krankheit dazu, wenn man weitertrinkt.

Während dem Trinker, auch dem mässigen, ein Siechtum schrecklicher Art winkt, ein Siechtum des Körpers und der Verlust seines eigentlichen geistigen Wesens, so erhält der Abstinente seinen Körper gesund und die Verbindung mit seinem eigenen geistigen Wesen rege, weshalb er sich in seiner Entwickelung fördert. Er kommt dem Ziele, dem wir alle, ob wir wollen oder nicht, entgegengehen müssen, dem Urgrund, aus dem wir stammen, und den wir in der Religion als Gott und den Vater bezeichnen, immer näher. Dass sich dieses Näherkommen in der Offenbarung grösseren inneren und äusseren Glückes zeigt, brauche ich wohl nicht noch zu erwähnen, das fühlt jeder Abstinent selbst! *P. Z.*



Astrologie. — Der Theaterbrand zu Chicago am 30. Dezember 1903 Abends.

Wenn jemand das obige Welthoroskop der Zusammenkunft von Mars und Saturn vom 21. Dezember 1903 für Chicago vorher berechnet haben würde, so wäre es nicht schwer gewesen, für die dortige Gegend ein grosses Unglück in Verbindung mit Theatern zu prognostiziren. Die Konjunktion der beiden üblen Planeten fand statt in 306° 51′ 56″ Länge, oder 6° 52′ Wassermann für Greenwich 4 Uhr 34 Min. Morgens, was für Chicago gleich dem 20. Dezember Abends 10 Uhr 43½ Min. war. Demnach fiel sie hier ins fünfte Haus, und dies Himmelssegment ist vornehmlich dasjenige der Vergnügungen, Kunst, Komfort, Luxus, Theater, Festlichkeiten, auch für Schulen, Kinder. Es kamen auch sehr viele Frauen und Kinder um! Der Mond war bei dieser Konstellation aber sehr schlecht verschärfend im Steinbock, ebenso Merkur (-Kinder); das Zeichen des Steinbocks ist nämlich nach astrologischen Regeln das Zeichen des Saturn und die Erhöhung (Verstärkung) des Mars. Die grosse Gefahr des Krieges zwischen Russland und Japan wurde ebenfalls kurz nach jener Zeit sehr drohend.

Wir haben aber auch eine vollständig beweisende Prognose für grosse Brände damals in Raphaels Almanach für 1904, der schon September 1903 in London käuflich war. Dort ist

gesagt aus dem Welthoroskop für das Wintersolstiz oder für das Wintervierteljahr vom 23. Dezember 1903 bis in den März 1904: „Es wird ein höchst unglückliches Vierteljahr sein für Kinder, Schulen, und Vergnügungsörter, auch werden Brände und Unglücksfälle von fatalem Umfange stattfinden; mögen Diejenigen, welche Stätten der Vergnügungen (places of amusement) besuchen, auf der Hut sein vor einer Panik.

Nämlich bei obigem Horoskop vom 23. Dezember zu Greenwich Morgens 0 Stunden 21 Min. waren noch Mars und Saturn sehr nahe beieinander und für Greenwich ebenfalls im fünften Hause. Man weiss, dass gleich nach dem Chicagoer Brande eine grosse Aufregung auch in Europa bezüglich der Sicherheit der Theater entstand, was sich hier wieder aussprach — ein Zeugnis der Gestirne, dass die Grösse des Unglücks bis nach Europa ihre Wellen schlagen sollte.

Doch nicht genug damit, es brannte auch in Chicago in der Nacht vom 1.—2. Januar noch ein grosses Hôtel ab, was auf die Chicagoer Himmelsfigur vom 21. Dezember Bezug hatte. Aber ein Hauptunglück kam noch mit dem grossen Brande von Aalesund Ende Januar, wobei 10,000 Menschen obdachlos wurden und der den Befürchtungen der obigen Prognose wiederum über alles Erwarten entsprach.

Interessant war auch eine Prognose in Zadkiels Almanach für 1903, der also schon Oktober 1902 erschienen ist. Hier war gesagt aus dem Quartalshoroskop für das Herbstaequinox, Sonne in der Waage vom 24. September 1903: Zu Washington ist Venus im dritten Hause verletzt (durch eine Quadratur des Uranus d. Ref.) Kein günstiges Zeichen für amerikanische Eisenbahnen und die Administration der Post; eine Unruhe irgendwelcher Art wird offenbar werden (a scandal concerning the one or the other will be made public).

Ende November wurden zu Washington skandalöse Betrügereien bei der Post entdeckt, wodurch die Regierung um Millionen Dollars geschädigt ist.

Zur Belehrung mag noch eine andere auch richtige, doch nicht so vollkommen genaue Prognose angeführt werden. Aus der Konjunktion des Mars und Saturn war ebenfalls in Zadkiels Almanach für 1903 gesagt — die Konstellation fiel also am 21. Dezember 1903, um es noch einmal zu wiederholen, und die Prognose war somit $1^1/_2$ Jahre früher gemacht:

„Für Berlin sind beide Planeten nahe der Spitze des dritten Hauses. Da die Zusammenkunft in das Zeichen des Wassermanns fällt, so bedeutet sie nichts Gutes für Preussen und mag Unruhen und Blutvergiessen sehr bald in diesem Lande bringen.“

Dies ist glücklicherweise bis jetzt (Februar) nicht „wörtlich“ in unserem Lande eingetroffen, doch es stimmte mit dem Herero-Aufstande in Deutsch-Afrika, der zu Blutvergiessen und Verwüstungen, sowie zu einem förmlichen Kriege führte, und der unerwartet gleich nach dem Zeitpunkt der Zusammenkunft der beiden Malefici ausbrach.

Die Komplikation der Einflüsse mit anderen verhindert im Verein damit, dass uns nie alle in Betracht kommenden Elemente bekannt sind, das genaue Kombinieren, sonst würde man sehr vieles genau vorher wissen. Doch liegt es auch im Wesen der nur typisch andeutenden Konstellationen, dass uns oft das Kommende zugleich in gewissem Umfange verschleiert wird, obschon wir den Charakter der Ereignisse zu erkennen vermögen, wie man hier sieht — wer überhaupt sehen will. — —

Nach Niederschrift des Vorstehenden kommt noch eine weitere sehr grosse Brandkatastrophe hinzu:

Der Brand von Baltimore!
Schaden 200 Millionen Dollars.

Er begann am 7. Februar, genau am gleichen Tage, wie der Weltbrand des russisch-japanischen Krieges!

Entwerfen wir das Horoskop der Konjunktion von Mars und Saturn für Baltimore, so ereignete sie sich für diesen Ort am 20. Dezember 1903 Abends 11 Uhr 27 Minuten 32 Sekunden. Die Berechnung ist:

Mittag Sternzeit zu Baltimore	=	17 h 52′ 25″
	+	11 h 27′ 32″
+ Sternzeitdifferenz		1′ 53″
Meridian	=	5 h 21′ 50″

in gerader Aufsteigung nach Graden sind dies $80^0\ 27^1/_2{}'$ oder in Länge $81^0\ 14^1/_2{}'$, was also Medium Coelum oder Himmelsmitte des Horoskops in der Ekliptik ist. Was hat dies Horoskop nun aber Bemerkenswertes gerade für Baltimore? Nun, wir finden im Meridian oder in der Himmelsmitte ganz genau den bösartigen Fixstern β Tauri im Horn des Sternbildes des Stieres. Die Länge dieses Fixsternes berechnet sich für den 1. Januar 1904 auf $81^0\ 14^1{}_2{}'$, er war also genau in Konjunktion mit der obigen Himmelsmitte! Wie beweisen wir aber nun, dass dieser Fixstern so schlimmer Natur ist? Dies kann man aus den Horoskopen sehen, in welchen er sonst ähnlich stark postiert ist, aber schon den Alten war er überdies in Zusammenkünften mit Planeten etc. als gefährlich wohlbekannt.

Wir haben jedoch ein unmittelbar beweisendes Beispiel für die bösartige Bedeutung dieses Sternes, nämlich der Astrolog William Lilly sagte aus der Konjunktion des Sternes mit dem Ascendenten von London das grosse Unglück des Feuers

von London für 1665/66 fünfzehn Jahre früher voraus. Die Länge des Ascendenten von London ist 77° 54' oder 17° 54' Zwillinge und im 17. Jahrhundert näherte sich β Tauri durch Präzession diesem Punkte des Tierkreises, worauf Lilly sehr wahrscheinlich, wie A. J. Pearce in „The Science of the stars“, S. 21 schreibt, geachtet haben muss, infolge der Ereignisse, die London und England damals heimsuchten. 1625 war die Pest zum ersten Male in London, es begannen die politischen Stürme und 1649, als der König enthauptet wurde und der Bürgerkrieg begann, war der Stern 17° 40'. Lilly wurde nachher vom Parlament ersucht, seine Prophezeiung zu erklären. Wie man weiss wurde damals in der Beschäftigung mit Astrologie seitens gelehrter Leute noch kein Makel gefunden. Francis Bacon konnte sich öffentlich auch als Astrolog giriren und nahm eine Abhandlung über Astrologie in seine grossen philosophischen Werke auf. Dagegen wagte er nicht, sich zur Verfasserschaft der unter dem Pseudonym William Shakes-peare und auch anonym teilweise herausgegebenen grössten Dramen der Welt zu bekennen! Er konnte nur andeuten, wie er in einem Briefe schrieb, dass er „das Gute der Menschheit ausser in seiner Philosophie auch in einem verachteten Gewande gefördert habe“ *) — in dem eines Schauspielers. Doch dies nur nebenbei, denn es ist ein Unsinn zu glauben, dass jener ungebildete Schauspieler aus Stratford so viel von Astrologie verstand, wie sich allenthalben in diesen Stücken findet.

Also auch 1665 sahen wir einen furchtbaren Brand an jenen Stern geknüpft, wenngleich er nicht nur diese Wirkung zu haben braucht, sondern die Art wird stets von dem übrigen Horoskop abhängen, und es war hier das Horoskop der ohnehin im luftigen Zeichen des Wassermann zu Feuerbrünsten disponirenden Zusammenkunft des Mars und Saturn, wie die Prognose in Raphaels Kalender nunmehr den Lesern beweist.

Aber auch das obige Horoskop für Chicago vom 20. Dezember war wesentlich verschlimmert durch den Stern Mizar im grossen Bär, dessen Länge nur 9 Bogenminuten vom Ascendent in 14° 19' Jungfrau für 1904 fiel. Auch dieser Stern gilt als bösartig, was somit als wiederum bestätigt gelten kann.

Berechnet man das Horoskop für Mars ☌ Saturn vom 21. Dezbr. für Tokio (Japan), wo die Konjunktion Nachmittag 1 Uhr 53 Min. stattfand, so fällt die Himmelsmitte dort 25° 36' Steinbock, und Mond, Saturn und Mars sind im zehnten Hause gewesen, ein Zeichen schwerer Stürme für die Regierung. Aber

*) Ich verweise auf Edwin Bormanns geistvolle Schriften über Bacon — Shakespeare und einem demnächst in der N. M. R. erscheinenden Artikel zur Shakespeare-Bacon-Frage. P. Z.

der Ascendent desselben Horoskops war 11° 15′ im Stier, und hier nun finden wir die merkwürdige Erscheinung, dass just gerade in diesem Grade jetzt der Saturn des Mikado von Japan steht und die Sonne seines Tages der Geburt (die Zeit ist nicht bekannt) war im Gegenschein dazu im 11.—12. Grade Skorpion. Der Mikado ist am 3. November 1852 geboren. In der Fortschreitung ein Tag = ein Jahr ist Saturn, der im 15. Grade Stier war, bis in den 12. Grad zurückgegangen und seit Langem wohl schon in dem schärfsten Gegenschein zur Sonne der Geburt stehend, aber mangels der Geburtszeit kann man nicht sagen, in welches Lebensjahr diese üble Opposition fällt. So fatal diese Opposition auch ist, so könnte man aus ihr doch nicht z. B. schliessen, dass er diesen schlimmen Krieg verliert, denn auch der russische Kaiser hat einen gleichen Geburtsaspekt von Sonne und Saturn. Doch bemerkt man in den Konstellationen des Mikado einen guten Marslauf jetzt im Sextilschein Sonne und Trigonus Saturn, und die Sonne kommt in der sekundären Direktion in gute Uranus-Aspekte 1904—6, was auf Prosperität mit einem Bündnis deutet, während der Zar jetzt und anhaltend unter schlechteren Uranus-Einflüssen steht. Es geht jedoch hieraus auch noch nicht sicher hervor, dass Japan siegt.

Für den Astrologen ist aber der erwähnte Ascendent vom 21. Dezember für Tokio in Konjunktion des Saturn des Mikado sehr interessant, es war eine Konfiguration für Gefahr und von schwerster Sorge und sehr schlecht für Herrscher und das Volk! Und wiederum merkwürdig war, dass die diesjährige Konjunktion von Saturn und Sonne vom 1. Februar in den 12. Grad des Wassermann, also wiederum demnach in genauer Quadratur zu Sonne und Saturn des Mikado fiel! Nur der der Astrologie Kundige kann die ganze Schwere und grosse Seltenheit dieser Konstellationen ermessen, und gerade in einzig dastehender Weise wurde diese Konjunktion von Saturn und Sonne noch verschlechtert durch den gleichzeitig am 1. Februar darauf fallenden Vollmond! Nämlich nach diesem Vollmond erfolgte der entscheidende Entschluss und der Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Petersburg am 7. Februar!

Die Konjunktion des Mars und Jupiter am 25. Februar liegt wieder nahe eines fatalen Fixsternes β Pegasi und in der Quadratur des Uranus. Es ist sehr wahrscheinlich, dass England bald in diese Sache oder in einen anderen weltpolitischen Konflikt bös hineingezogen wird, denn diese Konstellation dürfte neuen grossen diplomatischen Hader anzeigen für März-April, sie ist weltpolitisch im allgemeinen sehr ominös, ebenso die Konjunktion von Mars und Sonne am Aldebaran (α Tauri) am 30. Mai.

A. Kniepf.

Literatur.

Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.

Oldenberg, H., die Literatur des alten Indien. Stuttg. 1903. (5.—)

Die vorliegenden Kapitel sind bereits in der Deutschen Rundschau (1899—1903) erschienen. Sie teilen sich in die vier Abschnitte: Die Poësie des Veda. — Die Upanishaden, die Literatur des Buddhismus. — Die beiden Epen (Mahabharata und Ramayana) und Manus-Gesetze. — Die Kunstdichtung. — Wir können uns keinen besseren Führer durch die verschlungenen Gedankengänge indischer Philosophie und Kunstdichtung wünschen als Prof. Oldenberg, dessen umfassendes Wissen und feines, wenn auch europäisches Denken den Riesenstoff in feste charakteristische Formen fasst. Leider ist das, was wir als die Blüte der Upanishaden betrachten, da es für uns den grössten psychologischen Wert hat, die Yogaphilosophie im Abschnitt 2 nur flüchtig gestreift. Dass sich doch unsere Orientalisten so schwer entschliessen können gerade diesen Punkt von der praktischen Seite aufzufassen. Immer wieder dieselbe Behauptung, die uns nach unseren Erfahrungen irrtümlich erscheint, der Zweck der Upanishadenlehren sei es, die Phantasie zu einer Selbstbeschäftigung zu bringen durch die Erzeugung des Schlafes oder die Welt im Zustand einer Bewusstlosigkeit, die einem Aufhören auch des Empfindens, nicht nur des Denkens gleich kommt, völlig aufzuheben. Dies trifft doch nur insofern zu, als es sich um die von unseren fünf Sinnen vermittelten Eindrücke handelt. Dass es Bewusstseinzustände höherer Natur gibt, welche man nur dann durchmachen kann, wenn der Körper mit seiner Sinnenwelt zum Schweigen gebracht ist, wollen unsere Gelehrten absolut nicht einsehen. Es ist dies ja aber auch nur dann zu verlangen, wenn sie jene Versuche machen, die den Yogi von der Wahrheit seiner inneren Zustände überzeugen. Davor schrecken aber Europäer immer wieder zurück, begnügen sich in jedem Betracht nur mit dem beschreibenden Denken, und verlieren darüber das reale Sein. Es werden lange Jahre noch vergehen, ehe wir da Bresche geschossen haben. Ich bin aber von unserem Erfolge heute schon überzeugt, heute noch mehr als je vorher, nachdem ich durch den Paramahamsa Agamya so handgreifliche Eindrücke von der Richtigkeit unserer Auffassung dieses Teiles der indischen Philosophie erhalten habe. —

Glänzend ist Oldenberg's Darstellnng der indischen Knnstdichtung in obigem Werke, „diese poetische Knnst, die zwischen zart anmutigem Spiel, zwischen vornehmer Feinheit nnd dem Tanmel entarteter Decadence hin nnd her schwankt, bald die Züge eines Hetärengesichts, bald eines klugen, müden Greisenantlitzes zu zeigen scheint, hier die Wahrheit und Natur in verschmitztem Versteckspiel überlistet, dort sie nnter Blumenlasten verschüttet. Eine Kunst, über deren reichen Schätzen im Kleinen Überspannung der Form, im Grossen Formlosigkeit, nirgends das Mass waltet. Die Knnst eines ans der natürlichen Bahn seines Lebens herausgeratenen Volkes, des Verwandten von Griechen nnd von asiatischen Wilden, erliegend unter der Anfgabe, welche die Grausamkeit der Weltgeschichte ihm gestellt hat, Unvereinbares zn vereinen."

Maytriya, Ananda, on the culture of Mind. Colombo 1902. (1.—)

Schrader, Dr. O., kennt die Lehre Bnddhas den Begriff der christl. Liebe? Berlin 1903. (—.25)

„Wer in der „positiven" Liebe des Christentums nichts sieht als ein Korrelat des Hasses, der wird dieselbe im Buddhismus allerdings nicht finden, denn die bnddhistische Liebe tritt dem Hasse nicht entgegen wie eine Leidenschaft der anderen, sondern sie ist der ausgesprochene Gegensatz aller Leidenschaften. Wer hingegen die christliche Liebe recht versteht, der wird finden, dass sie dasselbe ist wie das „metta" (Pali, caritas im Gegensatz zu kama, amor) und das „Nicht-Hassen" der Bnddhisten: eine Liebe ohne Leidenschaften."

Dahlke, Paul, Aufsätze znm Verständnis des Buddhismus. Berlin 1903. (2.50)

Das in Wesen nnd Ausstattung ausserordentlich anspruchslose Bnch gehört znm Besten, was ich über den Buddhismus gelesen habe. Die ruhige, überzengte und von guter Sachkenntnis getragene Darstellung wirkt so wohltnend anf den Leser, wie die Vernünftigkeit des Inhalts bestechend. Man benütze das Werkchen als Lektüre nach dem Lesen vom Evangelium Bnddhas von Carus, wo es als ausführliche Erläuterung schätzenswerte Dienste leisten wird.

Dahlke, Dr. P., Aufsätze znm Verständnis des Buddhismns. 2. Teil. Berlin 1903. (2.50)

Mit diesem Teil sind diese vorzüglichen Arbeiten Dahlkes über den Bnddhismus zum Abschluss gekommen. Sie schliessen mit den Worten. „Wenn es überhaupt angängig ist, von einer Weltreligion zu reden, so ist es sicherlich der Buddhismus, der in Frage kommt. Denn eine Religion, die als Vertreterin reinen Wissens-Lichtes, ohne Beimengnng von Glaubensschatten zu den Verstandestatsachen in keinem Widersprnch steht und doch ihre Angehörigen in höchster, natnrgemässer Moral erhöht, das ist die wahre Weltreligion."

Busse, H. H., wie benrteile ich meine Handschrift? Allgem. verständl. Lehrbuch der Graphologie zur Förderung der Selbsterkenntnis und Menschenkenntnis. Mit 70 Handschriftenproben, 5 Tafeln und einem Graphometer. Berlin 1903. (1.—)

Die Lebensfähigkeit und Tiefe einer Wissenschaft zeigt sich am besten in der Manigfaltigkeit ihrer Darstellung. So zeigt der Okkultismus als Synthese von Wissenschaft, Kunst und Religion eine Bildsamkeit in der Darstellung, wie keine andere Wissenschaft. Ebenso ergeht es allen seinen untergeordneten Disziplinen, wie wir hier sehen, der Graphologie. Welch verschiedenartige Individualitäten treten uns in den graphologischen Lehrbüchern entgegen, jede gewinnt der Sache eine andere Seite ab. So auch Busse, der in diesem Büchlein an Vereinfachung recht Gutes geleistet hat. Fast möchte man sagen, dass er die graphologischen Diagnosen zu sehr erleichtert, da er sie auf die äussere Form der Schrift allein beschränkt. Doch soll das Buch ja für die grosse Menge bestimmt sein, also hat er darin wohl den rechten Weg beschritten. Die Feinheiten der graphologischen Kunst lernen diejenigen ja doch nicht, welche in der Wissenschaft nur ein Gesellschaftsspiel zur Befriedigung der Neugier sehen. Bei aller Hochachtung vor der Graphologie als exakten Wissenschaft, d. h. als einer Wissenschaft, die sich auf von jedem zu prüfende äussere Tatsachen stützt, möchte ich es doch lieber sehen, wenn man neben dieser Exaktheit die psychometrische Seite der grapholog. Studien mehr berücksichtigen wollte. Ich werde dies in einem der nächsten Hefte des Näheren auseinandersetzen.

Willemoes-Suhm, Helene von, Savonarola; Tragödie in 5 Akten. 2. A. Berlin 1902. (Aufführung 1903 im Deutschen Theater.) (3.—)

Savonarola's tragisches Geschick ist der Begeisterung eines Dichters schon wert. Und wir sehen mit Freuden, wie ein dem Thema im Empfinden kongenialer Geist es mit Glück versucht, jene gewaltige Gestalt künstlerisch vor uns erstehen zu lassen. Sein Leben und Wirken ist überreich an dramatischen Ereignissen, und die Verf. benutzt in Sonderheit diejenigen, welche Savonarola's Ende herbeiführen mussten mit Meisterschaft, um uns für ihren Helden zu begeistern. Savonarola hat eine grosse Mission zu erfüllen getrachtet; die Rückkehr der Kirche zur religiösen Einfachheit und Wahrheit; die Überwindung des weltlichen Strebens der Geistlichkeit sind die Angelpunkte seiner Predigt gewesen. Es kann nicht schaden, wenn heute Savonarola's düstere, fanatische Gestalt wie ein drohendes Gewitter vor uns ersteht. Wie lange wird es dauern, und auch unsere Zeit lässt einen Savonarola erstehen! Hat nicht das Wiederaufleben von manchen historischen Erinnerungen einen tieferen Sinn als den der blossen Zufälligkeit?

Griesebach, Ed., Weltliteratur-Katalog, Ergänzungsband. Berl. 1900. (3.50)

Seinem trefflichen „Weltliteratur-Katalog“ und „Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen“ lässt Griesebach eine Ergänzung folgen, die manches bemerkenswerte bietet. Neben den guten Erwerbungen zur orientalischen Literatur wollen wir die Abteilung Philosophie hervorheben, die Ergänzungen zur Schopenhauer-Literatur und Werke aus Schopenhauers Bibliothek zusammenstellt, auch Schriften von Schopenhauers Mutter.

Büchersammler und Literaturfreunde werden gern nach dem ganzen Katalog greifen, um an seiner Hand ihre Bibliothek auszubauen. Da Schopenhauer völlig auf dem Boden unserer Metaphysik steht, und Griesebachs Verzeichnisse

seine Literatur nahezu vollzählig enthalten, soweit sie wertvoll ist, so werden wir uns bei unseren Studien in den hübsch ausgestatteten Bänden stets guten Rat holen.

Whitman, Walt., Grashalme, in Auswahl aus dem Engl. übertragen und mit Einleitg. von Wilh. Schölermann. Leipzig (Diederichs) 1904. (3.—)

Wir haben unsere Leser in Band X, 4/5 mit einer der grossartigsten Dichtungen Whitmans hekannt gemacht. Heute können wir mit Freuden auf die vorliegende umfassendere Ausgabe seiner Grashalme verweisen. Man muss Whitman oft lesen, mit ganzer Hingabe, ehe man zu einem Verständnis dieser eigenartigen Individualität und seines Wollens gelangt, dann aber kann man sich ihm nicht wieder entziehen. Es geht eine fesselnde Stimmung reinen Menschentums von ihm aus, wie etwa von den Gesängen Homers oder den biblischen Psalmen. Deshalb wird er sich langsam aber sicher in die Seelen unserer Zeit hineindrängen und Vielen das sein können, was jene Lieder uns geworden sind: der Weg zur Religion. Wie das religiöse Element allenthalben danach strebt die Einheit der Menschheit und das All zu verwirklichen durch die Entwickelung des Individuums, so sagt auch Whitmann, dass es der ehrgeizige Wunsch seines Sanges sei, „an der Ausbildung einer grossen nationalen Gesamtheit mitzuhelfen, aber durch die Entwickelung von Myriaden voll ausgeprägter Individualitäten“.

Man darf seine Poesie nicht vergleichen oder gar messen wollen mit der Heimatpoesie Europas, die dem kleinen Kreise entstammt und für den kleinen Kreis kostbar ist. Seine Dichtung greift ihren Inhalt aus den unbegrenzten Vielheiten des modernen Lebens heraus und will eine Poesie sein für alle, welche in und mit diesen Vielheiten in beständiger Berührung stehen. Er will unserem modernen Leben, dem er volle Berechtigung anerkennt, dem Leben mit den zahllosen Maschinen, dem geschäftlichen Treiben, den neuesten wissenschaftlichen Errungenschaften einen Boden geben in der Liebe des Individuums. Das Wort, welchem man dafür bei ihm so oft begegnet, ist „Kameradschaft“. Einer stützt den andern, opfert sich dem andern, liebt den andern. Diese Bande gehen von Ding zu Ding, von Mensch zu Ding, von Ding zu Mensch, von Mensch zu Mensch. Und inmitten dieser Kette stehen wir selbst als Glieder, bewusst des Zusammenhanges mit allem, was die Offenbarung des Geistes im Stoff uns bietet.

„Alsbald stieg empor und verbreitete sich um mich her der Friede und das Wissen, das über alle Beweisgründe der Welt hinausgeht,
Und ich weiss, dass die Hand Gottes die Versicherung der meinigen ist,
Und ich weiss, dass der Geist Gottes der Bruder des meinigen ist,
Und dass alle Männer, die je geboren, auch meine Brüder sind, und alle Frauen meine Schwestern und Geliebten.“

„Ich habe gesagt, die Seele ist nicht mehr als der Leib,
Ich habe gesagt, der Körper ist nicht mehr als die Seele,
Und nichts, auch nicht Gott, ist grösser als man selber ist,
Und wer eine Wegstunde ohne Mitgefühl wandelt, der wandelt zu seinem eigenen Begräbnis, gehüllt in sein Leichentuch,

Aber ich oder du, ohne einen Pfennig in der Tasche, können das Köstlichste der Erde kaufen."

„Ich höre und sehe Gott in jedem Gegenstand, doch Gott begreife ich nicht im mindesten,
Noch begreife ich, wer noch merkwürdiger sein kann als ich selber.
Weshalb sollte ich Gott mehr zu sehen begehren als am heutigen Tage?
Ich sehe etwas von Gott in jeder Stunde von den vierundzwanzig, und wieder in jedem Augenblick,
In den Gesichtern der Männer und Frauen und in meinem eigenen Antlitz im Spiegel,
Ich finde Briefe von Gott, auf der Strasse fallen gelassen, und jeden Brief mit Gottes Namen gezeichnet,
Und ich lasse sie liegen, denn ich weiss, wohin ich gehe,
Werden immer und ewig andere pünktlich eintreffen." —

Schölermann's Vorrede stellt W. mit Recht zusammen mit Emerson und Thoreau und bezeichnet diese drei Männer als „die ersten vornehmen Müssiggänger einer fieberhaften Demokratie, die Vorläufer einer individualistisch-republikanischen Aristokratie — Männer ohne „Geschäft" im gewöhnlichen Sinne. Menschen mit der notwendigen Musse zum eigentlichen Leben und Geben." „In Emerson verkörpert sich die reine Hoffnung, in Thoreau der schlicht-ursprüngliche Naturglaube, in Whitman aber die Liebe." —

Noch einige Worte zu Schölermann's Ausgabe. Wer Whitman englisch gelesen hat, weiss welche Schwierigkeiten einer Verdeutschung entgegenstehen. Der Rhytmus W.'s geht in seiner Ursprünglichkeit vielfach ganz verloren, und wenn man auch versucht, wie Sch. es wiederholt getan hat, zum Ersatz die geschlossene Reimform anzuwenden, so befriedigt auch dieser Versuch nicht ganz. W. ist eben zu sehr Amerikaner, als dass er in anderen Sprachen „klingen" könnte. Er müsste laut gelesen werden, rhapsodisch, wie etwa die Barden ihre Gesänge vortrugen, doch von einem, der ihn ganz erfasst hat und mit ihm und durch ihn seinen eigenen Lebensinhalt geben kann. — Doch ungeachtet dieser fast unüberwindlichen Hindernisse den ganzen, echten W. zu geniessen, hat Sch. das Vorzüglichste geboten. Die Übertragung ist mit Verständnis und Liebe in den Whitman'schen Geist eingedrungen. Sch. hat auch eine glückliche Hand in der Auswahl bewiesen. Wir lernen unsern Dichter-Philosophen in vielseitiger Weise kennen, ohne ermüdet zu werden. Das schönste in der Sammlung ist die Auswahl aus dem wundervollen „Song of myself. —

Dass auch die Ausstattung des Buches eine wohltuende ist, brauche ich bei den Publikationen von Eugen Diederichs wohl nicht erst hervorzuheben.

An einer Stelle gibt Schölermann Anregung zur Vertonung der Whitmanschen Gesänge. Das gleiche Bedürfnis nach Musik habe auch ich gehabt, obwohl die Schwingungen der Worte Musik schon an sich sind. Ich möchte an dieser Stelle Komponisten die Anregung geben, ihr Empfinden an diesen Schöpfungen zu versuchen. Am ehesten dürfen wir wohl durch die Wa-Wan Press

befriedigende, dem amerikanischen Empfinden kongeniale Kompositionen Whitman'scher Lieder erwarten. Doch sollten auch deutsche Komponisten in einen schaffenden Wettstreit treten. Solche Texte können unsere musikalische Entwicklung weit fördern. Sie verlangen durchaus moderne Ausdrucksmittel; vielleicht erzwingen dann die Worte jene neue musikalische Form, die wir nach Wagner erwarten müssen, und die doch noch nicht kommen will. —

Seiling, M., Hofrat, Prof. a. D., das Professorentum, „der Stolz der Nation?“ Mit einem Anhang: Professorale Bocksprünge. Leipzig 1904. (1.50)

„Dass die Universitäten sich überlebt und mit wahrer Wissenschaft wenig zu tun haben, steht für jeden ausserhalb dieser Anstalten befindlichen Kenner fest.“ „Solange die Universitäten im Besitze des staatlichen Unterrichtsmonopoles bleiben, hätten übrigens Reformen, wie etwa verbesserte Lehrmethoden, keinen grossen Wert. Es kommt vielmehr darauf an, die „Freie Universität“ der Zukunft vorzubereiten. Was zu diesem Zwecke zu geschehen hätte, ist namentlich von Ernst Westland (Universität, Politik und Dummheit, Berlin, H. Zitelmann. 1.75 Mk.) eingehend bereits erörtert worden. Um aber die Notwendigkeit weitgehender Massregeln begreiflich machen zu können, muss vor allen Dingen das ganz und gar unberechtigte, hauptsächlich durch eine prunkhafte Maskerade bedingte Ansehen der Universitäten erschüttert werden.“ (S. 107, 108.) Diese Erschütterung versucht, wie vor ihm Dühring, Zöllner, Raoul Francé u. A., auch Seiling. Was für Ungeheuerlichkeiten die sieben Kapitel schildern, wollen wir nur andeuten; das Schriftchen ist wichtig genug, um von allen, die auch nur einiges Interesse am eignen Leibe haben, gelesen zu werden. Die Verhältnisse sind nach Seiling ungefähr folgende: Der Staat richtet eine Universität ein und verpflichtet seine Bürger, diese Einrichtung anzuerkennen als die Quelle aller Wissenschaft. In der Universität wird die traditionelle Wissenschaft von einer Hand in die andere gegeben, und wer sich damit begnügt, ist der beste Staatsbürger. Passiert es aber einem fürwitzigen Geiste sich ohne diese traditionelle Wissenschaft einen tieferen Blick in die Geheimnisse der Natur zu verschaffen, als es von den ausgetretenen Strassen der Schulwissenschaft möglich ist, so wird ein solcher Frechling mit dem Kot des Gelehrtendünkels beworfen. Stirbt er daran noch nicht, so wird er moralisch tot gemacht. Totgemacht muss er aber werden, denn er hat kein Recht, die Fundamente, auf denen die „Wissenschaft“ ruht, anzutasten. Die „Wissenschaft“, die bekanntlich das Ding ist, was der gute Staatsbürger als melkende Kuh zu betrachten hat, oder von der er als melkende Kuh betrachtet wird, je nachdem, hat überhaupt ausserhalb der Universitäten kein Leben. Sie wird bestimmt durch die Arbeiten der Professoren, die genau zu wissen vorgeben, dass Grundlage, wie Methode ihrer Forschungen richtig sein muss, denn der Staat gibt ihnen das Recht dies zu behaupten! Ausserhalb dieser Wissenschaft findet man nur Dummköpfe, Schwindler oder Unfähige. —

So grauenhaft diese Schilderung nun ist, so hat Seiling nicht soviel „Rücksicht“, sich mit diesem trüben Allgemeinbilde genügen zu lassen. Allgemeinheiten kann man totschweigen oder als Geschwätz brandmarken, er aber präzi-

siert seine Behauptungen durch eine grosse Reihe von Professorentaten mit voller Namensnennung. O diese Bosheit!

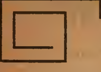
Wüsste man nicht, dass Seiling ein absolut zuverlässiger Zitator ist, man möchte mitunter glauben, er erfindet Schauermärchen zu Ungunsten des Professorentums, aber leider, leider ist das alles himmelschreiende Wahrheit und Tatsache!! Und all diese Vorgänge, die das sittliche Empfinden jedes normalen Menschen aufs tiefste empören müssen, erhalten staatliche Weihe! — Es ist Seiling ganz gewiss nicht darum zu tun, echte Wissenschaft und ehrliche Forscher zu schmähen; er erhebt seine Stimme aber gegen den wissenschaftlichen Dünkel, gegen den Nepotismus, gegen den Schwindel, der unter der Fahne der Wissenschaft getrieben wird und zumeist einen recht materiellen Hintergrund hat. Er sieht eben, wie jetzt Gott sei Dank schon eine grössere Anzahl ehrliche, vorurteilslose Menschen, dass in dem Gelehrtenstaate fast alles faul ist, und dass, wenn unsere Nation noch ferner den Namen der Denker führen will, eine Änderung von Grund auf nötig ist. Wenn dies zunächst auch erst die Erkenntnis des Übels ist, so steht doch zu erwarten, dass unter uns Männer aufstehen werden, die im Stande sind Abhilfe zu schaffen. Unser wissenschaftliches Leben muss eine ehrliche Basis bekommen, es muss sich frei machen vor allem vom Einfluss des jüdischen Materialismus, der an jeden geistigen Fortschritt das schwerste Bleigewicht anhängt. Zunächst aber ist es nötig, dass sich der Staatsbürger auf sich selbst besinnt und Widerspruch erhebt gegen die moderne Priesterkaste der „Gelehrten", insonderheit der Mediziner, die eine schlimmere Herrschaft auszuüben sich anschicken, als dies die Geistlichkeit je gewagt hat. Unter dem Deckmantel angeblicher Wissenschaftlichkeit raubt man uns das Recht eines eigenen Urteilsvermögens und das Recht auf unsern Körper. Die Geduld des deutschen Michels ist auch in diesem Punkte bewundernswert, wenn man sie nicht als verächtliche Schwäche bezeichnen will.

Herrn Hofrat Seiling möchte ich aber empfehlen seine Sammlung professoraler Bocksprünge fortzusetzen. Die jüngsten Kurpfuscherprozesse mit ihren Sachverständigengutachten dürfen einer zweiten Auflage nicht entgehen! Möchte sich die kleine Broschüre auswachsen zu einem Kompendium „wissenschaftlicher" Gewissenlosigkeit, so seltsam der Wunsch auch klingen mag! Unsere Zeit erhält in diesen und ähnlichen Werken ein Schandmal, dass späteren Generationen erzählt, in welch tiefer Degeneration wir gelebt haben. Gebe Gott, dass es auch zur Umkehr hilft.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).



Theosophische Literatur.

Anderson, J., Reinkarnation . . . . 4.—
Arnold, Edw., d. Leuchte Asiens (Reclam) —.80
Besant, A., die uralte Weisheit, Grundzüge der theosoph. Lehren . . . . 5.—
—, im Vorhofe 1.50
—, der Mensch und seine Körper . . 1.—
—, die Zukunft, die unser wartet . . 1.—
—, der Tod und was dann? . . . . 3.—
—, Reinkarnation oder Wiederverkörperungslehre . . . . 3.—
—, die sieben Prinzipien od. Grundteile des Menschen. geb. . . . . . . 3.—
—, Geburt und Entwickelung der Seele 1.—
—, Karma 1.20
—, d. Denkvermögen. Seine Beherrschg., Entwickelung u. richtige Anwendung 3.—
—, d. Entwickelung d. Lebens u. d. Form 3.60
—, Geist und Welt. 7 Vorträge . . . 2.—
—, building of the Kosmos and other lectures 2.20
—, the Self and its sheaths 1.80
—, the Path of Discipleship. 1896 . 2.20
—, the three Paths to Union with God 1.20
—, Four great Religions: Hinduism, Zoroastrianism, Buddhism, Christianity 2.20
—, Dharma, or the meaning of Right and Wrong 1.80
—, the Story of the Great War; a condensed engl. prose version of the Mahabharata, the great epic of India 4.—
—, Avataras 2.20
—, Occultism, Semi-Occultism and Pseudo-Occultism . . . . 1.—
—, Emotion, Intellect and Spirituality 1.—
—, Individuality . . . . 1.—
—, Annie Besant, an Autobiography. Illustr. . . . . 5.—
—, Translation of the Bhagavad Gita 2.—
—, Theosophy and Imperialism . . . 1.—
—, ancient Ideals in modern life . . 2.20
—, some problems of life . . . . . 2.—

Collins, Mabel, Licht auf den Weg . 1.20
—, grüne Blätter . . . . —.60
—, das Lied vo der weissen Lotos . 1.80
—, Lust und Schmerz . . . . —.50
—, durch das goldne Tor 1.50
Hartmann, Franz, Dr. med., weisse und schwarze Magie . . . . 7.—
—, Mysterien, Symbole und geistig wirkende Kräfte . . . . 7.—
—, Abenteuer unter den Rosenkreuzern 2.50
—, Karma . . . . 4.—
—, denkwürdige Erinnerungen . . . 4.—
—, unter den Adepten. M. 3 Bildnissen 3.—
—, unter d. Gnomen i. Untersberg. geb. 7.—
—, Erkenntnislehre der Bhagavad Gita 3.—
—, Jehoshua, der Prophet v. Nazareth 4.—
—, Geheimlehre in der christl. Religion 4.—
—, Lebendig begraben; Untersuchg. üb. Natur und Ursachen des Scheintodes 2.—
—, Geheimschulen der Magie u. occulte Uebungen . . . . 1.—
—, die Mystik in Goethes Faust . . 3.—
—, Th. Paracelsus als Mystiker . . . 2.—
—, Th. Paracelsus, s. Leben u. s. Lehren 3.—
—, Th. Paracelsus' Medizin . . . . 3.—
—, populäre Vorträge über d. Geheimwissenschaft. Bd. I 1.80, Bd. II 2.—, zus. 3.80
—, der Yoga-Schlaf (Samadhi) . . . —.50
—, die Symbole der Bibel . . . . . 2.—
—, Reinkarnation . . . . —.60
Jasper, Niemand, Briefe, die mir geholfen haben . . . . 2.—
Judge, W. Q., das Meer der Theosophie 3.—
Leadbeater, C. W., Die Devachan-Ebene 1.20
—, Träume, theosoph. Studie . . . . 1.—
—, die Astralebene, ihre Szenerie, ihre Bewohner und ihre Phaenomene . . 1.40
—, unsichtbare Helfer . . . . . . 1.—
—, Man visible and invisible, examples of different types of men as seen by means of trained clairvoyance. With frontispiece, 3 diagrams and 22 coloured illustrations, 141 pages. cloth 12.—

Theosophie. Occulte Lehre. Orientalische Philosophie.

Leadbeater, C. W., an Outline of Theosophy 1.20
—, the Christian Creed. . . . . . 2.—
—, Clairvoyauce 2.20
Lloyd, J. U., Etidorhpa, oder das Ende der Erde. 2 Bde. 10.— geb. . . 8.—
Mead, G. R. S., Simon Magns. Englisch 5.50
—, Orpheus. Englisch . . . . . . 5.—
—, the Gospel and the Gospels . . . 5.—
—, Apollonius of Tyana . . . . . . 4.—
—, Plotinus. Englisoh 1.20
—, Fragmente ein. verschollenen Glaubens. Skizze über die Gnostiker . 10.
—, Pistis Sophia, a gnostic Gospel. transl. 8.—
Molinos, M., der geistige Führer . . 2.—
Cooper-Oakley, Traces of a Hidden Tradition in Masonry and Mediaeval Mysticism. . . . . 4.—
Oupneckhat, dentsch v. Dr. med. Mischel 9.—
Papus (Dr. med. G. Encausse), traité elem. de Magie pratique . . . . . 12.—
—, traité elem. de Science occulte . . 5.—
Rochas, A. de, l'exteriorisation de la Sensibilité . . . . 7.—
—, l'exteriorisation de la Motricité . . 8.—
Subba Rao, die Philosophie der Bhagavad Gita . . . . 3.—
Das Lebenselixir 1.50
Hübbe-Schleiden, Dasein als Lust, Leid und Liebe . . . . 3.—
Schopenhauer's Werke (Griesebach) 6 Bde. . . . . 9.—
Scott-Elliott, Geschichte von Atlantis . 2.—
—, man's place in the Universe, a summary of Theosophic stndy . . 2.20
Sinnett, A. P., natures mysteries . . 2.20
—, the Growth of the Soul 5.50
—, die esoterische Lehre, oder Geheimbuddhismus . . . . 4.—
—, Karma, an occult novel . . . . 3.—
—, the Rationale of Mesmerism . . . 3.—

Sankaracharya, das Palladium der Weisheit . . . . 3.
—, Tattwa Bodha (Dasoinserkenntnis). 1.—
—, Atma Bodha (Selbsterkenntnis) . . —.50
Vivekananda, Karma Yoga . . . . 2.—
Kerning, Christentum 1.50
—, Schlüssel zur Geisteswelt 1.50
—, Weg zur Unsterblichkeit . . . . 1.—
—, Testament . . . . —.30
—, Lichtstrahlen aus dem Orient . . 3.—
—, Weisheit des Orients . . . . . 2.—
Eckartshausen, die wichtigsten Hieroglyphen fürs Menschenherz. 2 Bde. 2.20
—, mystische Nächte 1.60
—, Kosti's Reise von Morgen gegen Mittag 1.60
—, die Wolke über dem Heiligtum . —.60
Waite, the Doctrine and Literature of the Kabalah . . . . 8.—
—, true history of the Rosicrucians . 10.—
—, the occult Sciences . . . . . . 10.—
—, the life of Louis Claude de Saint Martin 10.—
Wynn Westcott, numbers, their occult power and mystic virtues . . . . 4.
Donnelly, Atlantis 1.60
Deussen, Elemente der Metaphysik . . 4.—
—, System des Vedanta . . . . . . 18.—
—, Die Upanishads . . . . 24.—
—, Die Sutras des Vedanta . . . . 18.—
Du Prel, C., Philosophie der Mystik . 10.—
Eliphas Levi, Le grand Arcane . . . 12.—
—, Le clef des grands mystères . . . 12.—
—, Le livre des Splendeurs . . . . 7.—
—, La science des Esprits . . . . . 7.—
—, Catéchisme de la Paix . . . . . 4.—
—, Clefs majeurs et clavicules de Salomon 12.—
—, Dogme et Rituel de la Haute Magie 18.—
—, Histoire de la Magie . . . . . 12.—
Garbe, Sankhya-Philosophie . . . . 12.—
Hartmann, Ed. v., Ausgew. Werke. 9 Bde. 42.—
—, Kategorienlehre . . . . 12.—



Dr. med. Friedrich Anton Mesmer.

„Durch die persönliche Bekanntschaft mit dem Entdecker des Mesmerismus fand ich meine Erwartungen übertreffen. Ich fand Mesmer in seinem wohltätigen Wirkungskreise beschäftigt. In seinem hohen Alter erschien das umfassende, helle und durchdringende seines Geistes, sowie die Feinheit seiner Sitten und die Liebenswürdigkeit seines Umganges, um so bewunderungswürdiger. Ich fand bei Mesmer einen Schatz positiver Kenntnisse in allen Zweigen des Wissens, wie sie nicht leicht ein Gelehrter vereint, sein Wissen verband er mit einer wohlwollenden Güte des Herzens, welche sich in seinem ganzen Sein, in seinen Worten und Handlungen kund gab. Nimmt man zu allen diesen hohen Eigenschaften, eine überaus tätige, fast wunderbare Kraft der Einwirkung auf Kranke und eine edle, Ehrfurcht einflössende Gestalt, so hat man in den Hauptzügen ein Bild von dem, was ich an Mesmer als Individuum fand."

Professor Dr. med. Karl Chr. Wolfart-Berlin.
Leibarzt König Friedrich Wilhelm III. von Preussen.

> Dass ihr sollet in des Menschen Gliedern eine zweyfache Natur erkennen: ein greiffliche wirkende Krafft und ein ungreiffliche wirkende Krafft: dass der sichtig Leib hatt sein natürliche Wirckung, der unsichtig dieselben auch. All die Bresten, so der sichtige Leib tregt, dieselbigen Artzney hatt er auch an derselben statt und was ihm mag für schaden zugestellt werden, das mag er auch wenden. Also wissen von den unsichtbaren krafften, dass nicht ein kleine unachtbare Krafft seyn muss, die solche grosse Imagination macht. Wo solche grund ligen, da ligt auch mehr. Und zu gleicher weise, wie ein Krafft der Gilgen sich herfür streicht, also streicht auch der unsichtig Cörper sein tugent heraus. Ist nun im Leib solch wunderbarlich ding, wie herausbricht, wie die Augen bewegen sein Zueg und sein Ohren, so ligt auch etwas Fix im microcosmischen Leib von denen dingen, also, dass aus dem Mumia (Vehikel des Lebens, animal. Magnetismus) grosse ding mögent gebracht werden . . .
>
> Paracelsus, de orig. morb. invis. IV.

Mesmers 27 Lehrsätze v. animalischen Magnetismus.*)

1. Es besteht zwischen den Himmelskörpern, der Erde und den beseelten Körpern ein wechselseitiger Einfluss.

2. Das Mittel dieses Einflusses ist ein allgemein verbreitetes Fluidum, welches gar keine Leere leidet, von einer Feinheit, die mit nichts verglichen werden kann, seiner Natur nach fähig, alle Eindrücke der Bewegung anzunehmen, fortzupflanzen und mitzuteilen.

3. Diese wechselseitige Aktion ist mechanischen Gesetzen unterworfen, die wir bis jetzt nicht kennen.

4. Aus dieser Tätigkeit entstehen wechselseitige Wirkungen, die als eine Ebbe und Flut angesehen werden können.

5. Diese Ebbe und Flut ist nach der verschiedenen Natur der Ursachen, welche sie bestimmen, mehr oder weniger allgemein, mehr oder weniger partikulär, mehr oder weniger zusammengesetzt.

6. Durch diese Tätigkeit (die allgemeinste von allen in der Natur) werden die Verhältnisse der Aktivität zwischen den Himmelskörpern, der Erde, und deren Bestandteilen bestimmt.

7. Die Eigenschaften der Materie und der organisierten Körper hängen von dieser Tätigkeit ab.

8. Der tierische Körper erfährt die wechselseitigen Wirkungen dieses Agenten; indem dieser in die Substanz der Nerven eindringt, affiziert er sie unmittelbar.

---

*) Dr. med. Franz Anton Mesmer fasste seine Wiederentdeckung des sogen. tierischen Magnetismus, einer Heilkraft, welche im Altertum fast bei allen Völkern, im Mittelalter insonderheit von Paracelsus und van Helmont angewendet wurde, in obige Lehrsätze zusammen. Da gegenwärtig der Heilmagnetismus so ungerechtfertigt angegriffen wird, ist es wohl angebracht, die Aufmerksamkeit auf diese heute nicht nur nicht widerlegten, sondern sogar noch wesentlich erweiterten Erkenntnisse zu lenken.

9. Vorzüglich im menschlichen Körper zeigen sich Eigenschaften, welche den magnetischen entsprechen; man unterscheidet in beiden ähnliche entgegenstehende Pole, welche verändert, zerstört und verstärkt werden können. Auch die Erscheinung der Inklination findet man in ihm.

10. Die Eigenschaft des tierischen Körpers, welche ihn empfänglich macht sowohl des Einflusses der Himmelskörper, als der gegenseitigen Aktion der ihn umgebenden Körper, und welche sich durch die darinliegende Aehnlichkeit mit dem Magnet offenbart, diese Eigenschaft habe ich aus eben erwähnten Ursachen den animalischen Magnetismus genannt.

11. Die hier charakterisierte Wirkung und Kraft des animalischen Magnetismus kann anderen beseelten und unbeseelten Körpern mitgeteilt werden; welche beide jedoch derselben mehr oder weniger empfänglich sind.

12. Diese Wirkung und Kraft kann verstärkt und in eben den Körpern fortgepflanzt werden.

13. Man bemerkt bei dem Versuch das Ausfliessen einer Materie, die so fein ist, dass sie alle Körper durchdringt, ohne merklich von ihrer Aktivität zu verlieren.

14. Ihre Wirkung geschieht auch in einiger Entfernung, ohne Hilfe eines Mittelkörpers.

15. Sie wird durch Spiegel vermehrt und zurückgeworfen, wie das Licht.

16. Sie wird durch den Schall mitgeteilt, fortgepflanzt und vermehrt.

17. Diese magnetische Kraft kann angehäuft, konzentriert und von einem Ort zum anderen gebracht werden.

18. Ich sagte vorhin, die beseelten Körper wären derselben nicht gleich empfänglich; es gibt sogar einige, doch nur sehr wenige von so entgegengesetzter Eigenschaft, dass ihre Gegenwart hinlänglich ist, alle Wirkungen dieses Magnetismus in den anderen Körpern zu vernichten.

19. Diese entgegengesetzte Kraft dringt ebenfalls in alle Körper; sie kann ebenso mitgeteilt, fortgepflanzt, angehäuft, konzentriert, fortgebracht, durch Spiegel zurückgeworfen und durch den Schall fortgepflanzt werden; welches beweist, dass sie nicht etwas Negatives, sondern eine positive entgegengesetzte Kraft ist.

20. Der natürliche sowohl als der künstliche Magnet ist, wie die übrigen Körper des Magnetismus, ja selbst der entgegengesetzten Kraft empfänglich, ohne dass weder in dem einen noch im andern seine Wirkung auf das Eisen und die Magnetnadel irgend eine Veränderung leidet; ein Beweis, dass das Prinzip des animalischen Magnetismus vom Prinzip des mineralischen wesentlich verschieden ist.

21. Dieses System wird neue Aufklärung geben über die Natur des Feuers, des Lichts, desgleichen in der Theorie von der Attraktion, von Ebbe und Flut, vom Magnet, und von der Elektrizität.

22. Es wird dartun, dass der Magnet und die künstliche Elektrizität in Absicht der Krankheiten keine anderen Eigenschaften haben, als die ihnen mit vielen anderen Agenten, welche die Natur uns gibt, gemein sind; und dass alle heilsamen Wirkungen, die etwa bei dem Gebrauch jener Mittel erfolgt sind, dem animalischen Magnetismus zuzuschreiben sind.

23. Bei der Anwendung der praktischen Regeln, welche ich vorschreiben werde, wird die Erfahrung lehren, dass dieses Prinzip die Nervenkrankheiten unmittelbar, die übrigen mittelbar heilen kann.

24. Desgleichen, dass durch Hilfe dieses Prinzips der Arzt im Gebrauch der Medikamente belehrt wird; dass es die Wirkung derselben vollkommen macht, und dass es die heilsamen Krisen hervorbringt und leitet, sodass es dieselben völlig in seine Gewalt bringt.

25. Bei Mitteilung meiner Methode, werde ich durch eine neue Theorie der Krankheiten den allgemeinen Nutzen des Prinzips beweisen, welches ich ihnen entgegenstelle.

26. Diese Kenntnis wird den Arzt instand setzen, den Ursprung, die Natur und den Fortgang der Krankheiten, selbst der verwickeltsten sicher zu beurteilen; er wird dem Wachstum derselben wehren und sie glücklich heilen, ohne den Kranken gefährlichen Wirkungen oder nachteiligen Folgen auszusetzen, er sei welches Alters, Temperaments und Geschlechts er wolle; selbst die weiblichen Personen werden in ihrem Stand der Schwangerschaft und zur Zeit ihrer Niederkunft gleichen Vorteil geniessen.

27. Endlich wird diese Lehre den Arzt instand setzen, den Grad der Gesundheit eines jeden einzelnen Menschen richtig zu beurteilen und ihn vor Krankheiten zu verwahren, die ihm bevorstehen könnten, und somit wird die Heilkunst zu ihrer höchsten Vollkommenheit gelangen. —

Dr. med. F. A. Mesmer. 1776.

Friedrich Anton Mesmer ist am 23. Mai 1734 zu Weiler unweit Stein am Rhein (bei Konstanz am Bodensee) geboren; studierte erst Theologie, dann Mathematik, Physik, Jurisprudenz und zuletzt Medizin. 1764 promovierte er mit der Diss. de influxu planetarum in corp. hum.; ging nach langjähr. Praxis in Wien nach Paris, wo er bedeutende Anerkennung fand. Starb am 5. März 1815 in Gottlieben. Ihm und dem Physiker Baron von Reichenbach verdankt die Heilkunst die Grundlagenbestimmung einer Heillehre, die im Gegensatz zur materialistischen Medizinlehre wirkliche Heilungen in Aussicht stellen kann. Trotz der vielen Schmähungen, in denen sich eine verjudete Ärzteschaft gefällt, steht die Anerkennung der sogenannten magnetischen Heilmethode von der offiziellen Wissenschaft nahe bevor.

Die Aura der Magnete.

Nachdem wir die menschliche Aura kennen gelernt haben*), wird es interessieren die der Magnete zu untersuchen und die einander entsprechenden Ausstrahlungen herauszufinden. Baron Reichenbach war der erste, der vor etwa vierzig Jahren entdeckte, dass auf und durch den Magneten verschiedene Kräfte wirken, welche er irdischen Magnetismus und odische Kraft nannte; diese letztere begreift nach seiner eignen Beschreibung, — mit noch etwas anderem, — das, was wir nun tattwische**) Strömungen nennen, in sich. Aus direkten Experimenten, deren wissenschaftliche Genauigkeit nun voll anerkannt ist — stellte er zuerst fest, dass der Magnet für das gewöhnliche sensitive Auge etwas ausströmt, was er als Flammen und Licht bezeichnete, diese Ausstrahlungen teilte er später ein in: 1. Weissglühhitze; 2. Flammen; 3. Fäden, Striche und Nebel; 4. Rauch; 5. Funken und 6. Farben (siehe die Dynamide). Aber diese Phänomene waren für seine Experimentatoren hauptsächlich in dunklen Räumen sichtbar; sehr wenige sind imstande gewesen überhaupt irgend welche Manifestationen zu sehen, selbst bei gedämpftem Licht, wohl weil er selbst ziellos im Dunklen des Anfangs-Wissens tappte und seine Helfer nicht anleiten konnte. Jetzt ist jedoch mehr über diese Materie bekannt, die Sensitiven werden immer zahlreicher und besser entwickelt, und es ist wiederholt bestätigt worden, dass die Aura, oder das Fluidum sowohl im Dunkeln wie im vollen Licht sichtbar ist; so dass sie korrekt, wenn auch kurz als wesentlich aus zwei Hauptteilen zusammengesetzt, geschildert werden kann:

A. — Ein wellenförmiger Strom, welcher parallel zu der Oberfläche des Metalles fliesst und übereinstimmt mit den magnetischen, kalorischen und tattwischen horizontalen Strömen der Aura der Pflan-

---

*) Unseren Veröffentlichungen über die menschliche Aura in Band VII/VIII (s. Z. Band IV) der N. M. R. fügen wir heute eine Studie von demselben Verfasser über die odischen Ausstrahlnngen der Magnete hinzn. In den nächsten Heften vervollständigen wir diese Untersuchnngen noch durch Arbeiten über die Anra der Pflanzen, über die Art, wie man sich die Fähigkeit die Aura zu sehen verschafft, nnd ergänzen die Marques'sche Arbeit durch ein Lexikon der auriechen Farben mit ihren Korrespondenzen nnd psychischen Aequivalenzen.

**) Siehe N. M. R. Band 7/8 S. 231 u. Bd. 9 S. 10 u. 155.

zen, Tiere und des Menschen. Im Magneten kann dieser Strom unterschieden werden als: 1. dem Metall entlang, eine parallele Zone gelben Lichtes, das sich bis zu Orange vertieft, durch welche eine regelmässige Serie von gleichmässig von einander entfernten schrägen Linien von einem metallisch weissen, flammengleichen Licht hindurchgeht; dann eine zweite Zone von fliessendem, tiefem Dunkelblau, durch welches unterbrochene abgerissene Linien von geraden, kurzen elektrischen Funken hindurchblitzen, welche parallel zu den Seiten des Metalles laufen; und über diesen beiden eine dritte Zone von fliessendem metallischem Rot, an deren Spitze eine fortlaufende Kante von sehr kleinen, aber regelmässig dreieckigen Formen läuft, von demselben metallischen, weissen Licht, wie es bei der ersten Zone geschildert wurde. Unabhängig von dieser Wirkung oder dem Erscheinen der parallelen Linien, welche auf das Auge durch den Wechsel der Farben von einer Zone auf die andere hervorgebracht wird, sind noch andere fortgesetzte parallele Linien, neun im ganzen, aber weniger bestimmt innerhalb des Raumes der drei farbigen Zonen verteilt. *)

B. — Durch alles obige erhebt sich weit über der dritten, oder höchsten farbigen Zone, und vertikal vom Metall ausströmend ein alles überdeckender Nebel; dieser wurde zuerst von Reichenbach „Flammen“ genannt, aber später bezeichnet er es als einen „dünnen leuchtenden Schleier, wie eine zarte dämmer-gleiche Flamme“, welche mit dem menschlichen aurischen Ei korrespondiert.

An den Polen sieht man dieselben drei farbigen Zonen, beide Seiten sind vollkommen symmetrisch in Form, Zeichnung und Farbe, obwohl diese am Südpol eher etwas schwächer sind; und man sieht denselben leuchtenden Schleier, der sich noch höher und etwas dicker ausdehnt, während durch seine Substanz unzählige zarte, funkengleiche Lichter schiessen, ähnlich denen, welche durch die mittlere blaue Zone laufen. Wie Reichenbach bemerkt, scheinen die Ausstrahlungen des Südpoles im allgemeinen weniger tätig und kürzer als jene des Nordpoles.

Aber die Tätigkeit und Leuchtkraft der verschiedenen Teile des Fluidums des Magneten scheinen in Verbindung mit und beeinflusst durch atmosphärische und andere Ursachen.

Die obige Beschreibung ist bei weitem nicht erschöpfend; doch wird sie genügen um zu beweisen, dass im Magneten die Ausstrahlungen, welche mit den mittleren und höheren Auraformen des Menschen korrespondieren, nicht vorhanden sind, und auch dass in den horizontalen Zonen die Manifestationen der tattwischen geometrischen Figuren

*) Die Beobachtungen sind an einem gewöhnlichen Hufeisenmagnet angestellt worden.

weit rudimentärer als in Pflanzen und Tieren sind; die einzig wohlangezeigte Form ist in der Tat nur die Kante von Tejas-Dreiecken über dem roten Band. Ein guter astraler Blick unterscheidet jedoch noch ein Phänomen mehr, welches der Aura aller Metalle gemeinsam ist. Das ist, dass die ganze Breite der farbigen Zonen in regelmässigen Entfernungen von grossen, schwachen, kreisförmigen Formen unterbrochen ist, welche Rädern mit ihrem Mittelknopf und Speichen gleichen.

Es besteht jedoch kein Zweifel dass die Ausstrahlungen von Magneten, wenn auch komplizierter als die Aura der einfachen Metalle die materiellsten aller ähnlichen Manifestationen und infolgedessen für das natürliche und ungeübte Auge am leichtesten sichtbar und beschreibbar sind. Daher kann man sagen, dass die Aura des Magneten die erste ist, welche zu studieren ist, und dass jemand dem jenes Sehen nicht natürlich gegeben ist, durch Versuche und Bemühungen im Stande ist das bisher unsichtbare magnetische Fluidium zu sehen. Auf dem richtigen Wege ist das Schauen aller ähnlichen Aura's — Tattwische und magnetische — aller lebenden Wesenheiten möglich.

Prof. Dr. A. Marques.

Die lebende Generation ist nun abermals der Gefahr ausgesetzt, die naturgesetzliche Seite der Magie aus den Augen zu verlieren, und zwar nicht trotz, sondern eben wegen der Entdeckung der Suggestion. Es ist nämlich der Schein entstanden, als würde der animalische Magnetismus, das Od, durch die Suggestionslehre entbehrlich, und in der Tat sind zahlreiche Hypnotiseure der Meinung, Mesmer sei durch Braid abgelöst, es gebe keinen Magnetismus, sondern nur Suggestion. Das wäre sehr schlimm; denn da die Suggestion tatsächlich magisch wirkt, ständen wir wieder vor der alten Magie im Sinne des Wunderglaubens, statt vor der wissenschaftlichen Magie mit der physikalischen Grundlage des Od. Wenn eine medizinische Suggestion schon als solche wirken, d. h. in einem fremden Organismus organische Veränderungen erzeugen könnte, so wäre eine solche direkte Einwirkung des Geistes auf einen fremden Körper die reine Magie, und das Kausalitätsgesetz hätte ein Loch. So ist es aber nicht. Die Fremdsuggestion als solche wirkt gar nicht. Sie wird aber zunächst vom Empfänger in eine Autosuggestion verwandelt . . . . damit diese sich im erkrankten Körperteil organisch realisiere ist eine Kraft nötig, die aus dem Gehirn dahin geleitet wird, und zwar eine Kraft, welche organischer Wirkungen fähig ist. . . . . Die Suggestion ist immer nur der Hebel, der die eigentlich wirkende Kraft auslöst. . . . . Welches ist nun aber diese eigentlich wirkende Kraft? Wir können sie nur aus ihren Leistungen beurteilen. Sie leistet nun aber dasselbe, was der animalische Magnetismus leistet. Sie erhöht die Lebenstätigkeit, bessert organische Schäden aus, kurz sie organisiert . . . . die Kraft, vermöge welcher eine Suggestion sich organisch realisiert, ist identisch mit dem animalischen Magnetismus. Eine Suggestion realisiert sich also durch einen automagnetischen Akt des Empfängers.

Dr. Carl Du Prel, die Magie als Naturwissenschaft. Bd. I.

Der vierte Aggregatzustand (die Radio-Aktivität).

Zum Kapitel der Körperstrahlung muss wiederholt bemerkt werden, dass sie lange von diesen Feststellungen der Physiker, die erst mit Röntgen (1896) eigentlich begonnen haben, schon 50 Jahre früher von Reichenbach und nach ihm von Martin Ziegler mit ihren ganz anderen Mitteln weitgehend untersucht worden ist, während jetzt als „Entdecker" einige Schulphysiker geehrt werden. Unbekannt bleiben auf dem rein physikalischen Wege mannigfache Eigenschaften dieser Strahlungen, vor allem die physiologisch so wichtigen, und auch das Vorhandensein dieser Strahlung bei allen Körpern ohne Ausnahme ist den Physikern nicht bekannt. Durch Wirkung dieser Strahlungsaura und ihrer chemisch-polaren Eigenschaften auf den Organismus durch Induktion auf ein Pendel von Seide oder Menschenhaar schuf Johann Karl Bähr seinen „Dynamischen Kreis," und Körperstrahlung ist auch der animalische Magnetismus, hier natürlich sehr verschiedenartig differenziert. Wenn Becquerel meint, dass die Strahlung durch Schwerkraftswirkung abgestossen wird (weil er sie so beständig findet), so kann das nicht zutreffen. Doch stellten Ziegler und Reichenbach schon fest. dass die Strahlung sich unter den verschiedenartigsten Einflüssen und Wirkungen vermehrt oder auch vermindert; Stoss, Schlag, Licht, Wärme, Magnetismus, Chemismus erhöhen diese Energie, und unter gleichnamig polarer Einwirkung wird sie auch gedämpft. Doch ist für die Wirkung der Erhöhung und Insspielsetzung durch äussere Kräfte erforderlich, dass diese Einwirkung unregelmässig oder auch rythmisch sei, eine gleichmässig fortlaufende Wirkung erzeugt keine neue Radiations-Reaktion, sondern eine solche Reizung findet nur statt, sagt Ziegler, „wo ein Zustand in einen anderen übergeht." Dies aber ist bei der ruhigen Wirkung der blossen Schwere nicht der Fall! Dagegen haben schon polarisirte und organische Bildungen, wie Kristalle in sich selbst eine Rythmik und eine dynamische Tätigkeit, daher strahlen sie auch beständig, ganz ebenso beständig sogar, wie das jetzt zu so unverdient ausnahmsweiser Berühmtheit gelangte Radium, und man muss notwendig annehmen, dass es ebenfalls eine Kristallbildung ist oder aus solchen besteht. Ist es aber ein „Element", ein einfacher Stoff, so würden demnach die Elemente

gleichfalls aus Kristallisationen bestehen, und sie unterscheiden sich alsdann vermutlich nur so, wie etwa der Diamant von der Kohle, wenn auch in anderer Weise oder auf einer anderen Ebene, deren Bedingungen uns noch nicht zugänglich sind. Die Verwandlung aber von minimalen Mengen Radium in seiner strahlenden Form in Helium, die Ramsay beobachtet hat, enthält wahrscheinlich lediglich eine solche Beziehung, in welcher der Diamant zur Kohle steht; Ramsay weiss auch über den Vorgang selbst nichts! Die hierauf gesetzten Hoffnungen der Alchemisten sind meiner Meinung nach verfrüht, Radium und Helium werden nur verschiedene dynamische Formen eines Elementes sein.

Tatsache ist aber, dass wir nunmehr ausser dem festen, flüssigen und gasigen Zustand des Stoffs auch einen strahlenden oder ätherischen kennen, also vier Aggregatzustände und wenn man annehmen will, dass auch diese Strahlungsteilchen wiederum noch wandlungsfähig sind, so giebt es noch mehr Zustandsarten, aber das ist vorläufig Vermutung, wenngleich die mediumistisch mögliche De- und Rematerialisation bereits hier noch weitere sichere Ausblicke eröffnen. An diese feinen Wirkungen reicht die Physik noch nicht heran. Doch haben wir in dem Potenzirungsverfahren der Homöopathen schon eine noch weitere Zerteilung der primären Strahlung vor uns, die dann auf chemische Reagentien nur wenig oder auch garnicht mehr antwortet, doch noch lebhaft physiologisch, also polarisch-dynamisch wirkt. Die chemische Wirkungsebene ist also nicht die letzte. Ein getrocknetes Gehirnganglion hatte nach Ziegler die ihm eigentümliche polare, physiologische Organ- Energie noch nach 20 Jahren; doch in Spiritus gelegt, verlor sie sich sogleich, das Ganglion gab sie also an den Spiritus ab, wie es bei den Arzneimitteln der Homöopathen der Fall ist. Die Potenzirung der Strahlung ist aber nur ähnlich wie eine Verdünnung an Gasen, wobei jedoch die elektropolaren Eigenschaften erhalten bleiben und nach Ziegler sogar desto mehr verstärkt werden, je weiter die Potenzirung getrieben wird! Ein neuer „fünfter“ Aggregatzustand ist also die Potenzirung noch nicht. Wahrscheinlich entziehen sich weitere Zustandsarten auch unserer Sinnessphäre überhaupt, sie können nur durch abnorme Wirkungen unserer Psyche herbeigeführt werden. Für die Empfindlichkeit hochgradig Sensitiver für den vierten, uns schon gewöhnlich nur noch teilweise sinnlich zugänglichen Aggregatzustand giebt es in der okkultistischen Literatur aber zahlreiche Beispiele, z. B. erinnere ich an die Seherin von Prevorst, mit der Justinus Kerner sehr viele derartige Experimente anstellte, ebenso hat sich Ennemoser damit beschäftigt. Dieser Zustand „der Radio-Aktivität“ enthält natürlich extraktiv alle dynamisch-polaren Eigenschaften der Quellenstoffe. Die moderne Medizin ist in

ihrem faustdicken Materialismus von den Wirkungen der Fluide von im gewöhnlichen Zustande scheinbar ganz indifferenten Stoffen völlig abgekommen (z. B. Kohle, Silicea und viele Pflanzen) — ein verhängnisvoller Irrtum, denn der menschliche Organismus reagirt auf noch viel feinere Potenzen als wir sie jemals mit künstlichen Mitteln werden darstellen können, auf die Gestirneinflüssel Kranke aber sind auf natürliche Art oft sehr sensitiv, man kann sie daher mit Erfolg mit potenzirten Arzneien behandeln, wenngleich es natürlich auch andere Methoden giebt. Das Prinzip aber, dass nur konzentrierte und „giftige" Mittel helfen, ist offenbar verkehrt, wie die Natur schon lehrt. Die Seherin von Prevorst bekam die Menstruation, so bald und so lange sie den Mond ansah; dies erklärte sie wiederum für Sonnenwirkung, hier aber des immerhin vom Monde reflektirten Sonnenlichtes. Gab man ihr Kupfer in die linke und Eisen in die rechte Hand, so verursachte es ihr Schläge, die von der rechten nach der linken Seite durch das Herz durchgingen. Blitze fühlte sie früher als sie andere sahen, mit Tönen der Mundharmonika magnetisirtes Wasser stimmte sie heiterer, gab man ihr solches Wasser im somnambulen Zustande, ohne dass sie davon wusste, so musste sie meistens darauf unwillkürlich singen. Man hat neuerdings in einem Irrenhause durch Behandlungen mit Musik auffällige und relativ viele Besserungen erzielt. Freilich lässt sich solche Medizin nicht staatlich approbieren und gesetzlich schützen. Ich erinnere daran, dass man im Irrenhause zu Udelnaja bei St. Petersburg die erdmagnetischen Perioden von deutlichem Einfluss auf die epileptisch Kranken gefunden hat — ein wichtiger Wink der Natur für die Heilkunde, der freilich aber nicht verstanden wurde.

Noch viel weiter ging es, dass sich die Seherin mit Wort- und Zahlzeichen behandelte, denselben, mit welchen sie einmal unwillkürlich den Tag ihres Todes berechnete. Hier sehen wir blosse mathematische, akustische, geometrisch-dynamische Werte und Formeln an die Stelle der materiellen und ätherischen Mittel treten, wie es auch schon in der Astrologie solche dynamischen Werte sind, die auf uns und in uns wirken, wir können es aber durch ihre physikalischen Unterlagen und Parallelwerte erklären. Man beachtet heute viel zu wenig das fremdartige Leben dieser beispiellos Sensitiven und seine zu Tage getretenen Offenbarungen, für deren Würdigung das Zeitalter noch kommen wird. Es ist heute schon wissenschaftlich kein Zweifel mehr, dass sich die Eigenschaften der Stoffe durch Vibrationen erklären, dass sich die Stoffe in solche auch auflösen lassen, Stoff und Energie werden schon im ätherischen, vierten Zustande des ersten gleichwesentlich; die „Elektronen", wie man jetzt die feinsten Teile unklar nennt, werden zu „Strahlen" und das Licht wird zu einer Materie. *Albert Kniepf.*

Die metaphysische Grundlage von Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen!"

(Kapitel III: Das flüssige Rheingold und das zum Ring geschmiedete Metall.)

Ich habe im ersten Kapitel versucht, dem göttlichen Aufleuchten des Lichtes im Gange der Weltgeschichte seine Bedeutung anzuweisen, indem wir darin die urgewollte Aufforderung an die Natur ersahen, sich nunmehr selbst zu erkennen. Diese Erkenntnis sollte allein darin bestehen: „das Prinzip des ewigen Wechsels, des Weltwerdens Geheimnis, als das Prinzip der selbstlosesten Liebe in das Bewusstsein zu erheben, um durch diese Freiheitstat das Dasein für alle Zeiten unangreifbar auf sich selbst zu stellen."

Es kommt mir jetzt darauf an, zunächst die urgewollte primäre Bestimmung des goldigen Glanzes, so wie er zu Anfang in seiner urgewollten Idee die Fluten des Daseins durchhellte, ein für allemal festzustellen; jener strahlende Stern, unter dessem lichten Scheine die ganze Flut des Stromes, die ganze Daseins-Welle in flammender Flut dahinzufliessen scheint, ist das symbolische Zeichen der göttlichen Liebe. Ursprünglich waren Wasser und Feuer keine Gegensätze, sondern beide Elemente waren im Bette des Rheines zu Freude und heller Lust miteinander vereint. Dass Wasser und Feuer eigentlich zusammengehören, und dass in ihrer Wiedervereinigung allem zeitlichen Streite überhaupt ein Ende gesetzt wird, ist eine alte Meinung des Volksglaubens. Golther sagt hierzu: „Gemeinsam ist beiden Elementen die Beweglichkeit und das zwiespältige, bald freundliche, bald feindliche Verhältnis zum Menschen, gemeinsam haben beide die läuternde, reinigende Kraft. So fühlt sich Loge zu den Rheintöchtern insgeheim hingezogen. Und wenn er am Schlusse des „Rheingold" zu den Nixen niederschaut und dann wieder den Blick zu den Göttern erhebt, deren trugvolle Pracht dereinst in seinen Flammen vergehen wird, da sehen wir bereits die beiden Elemente zum geheimen Bunde vereinigt, „die nach dem Glauben der Nordleute am jüngsten Tage die Welt in Feuer und Fluten vernichten, aber aus den Wogen auch zu neuem, besserem

Dasein erheben werden." [1]) Ein friedvoller, glücklicher Ausgleich aller Gegensätze des gesamten Lebens konnte nur unter dem Gesetze ungebundenster, freiester Liebe, d. h. eines spielenden Wechsels, eines Vergehens und Entstehens aller Dinge gewährleistet bleiben, denn nur dadurch wurde jeder Gegensatz durch die Hingabe an seinen Gegensatz eben immer sofort wieder paralysiert. Das Weltdasein hätte in jedem Augenblicke voll und ganz seiner Erlösung gelebt. Im Sinne dieser reinen, göttlichen Liebe, die nichts für sich zurückbehält, sondern es sofort dem grossen Werdegange der Natur freudig wieder opfert, sind allein die grossen Gegensätze des Daseins im gemeinsamen Bette des Rheines — Wasser und Feuer; Feuer und Wasser — nach uralter Vorstellung zu seligster Lust, zu vollkommenstem Frieden vereint. Zum innersten Verständnis des Dramas dürfen wir die primäre Bedeutung des Goldes als die ursprünglich belebende Glut des Feuers niemals vergessen und werden uns ihrer gerade auf den Höhepunkten der Dichtung deutlich erinnern müssen.

Rheingold! Leuchtende Lust, wie lachst du so hell und hehr!
Glühender Glanz entgleisst dir weihlich im Wag!
Heiajahai Wache, Freund, wache froh! Wonnige Spiele spenden wir dir:
flimmert der Fluss, flammet die Flut, umfliessen wir tauchend,
tanzend und singend, im seligen Bade dein Bett. V;

Alles ist Wechsel und Bewegung in dem dahin fliessenden Strome gewesen, bis Alberich als Erfinder des Afterprinzipes auftauchte und die spielende, leichte Bewegung des Lebensflusses zum abrupten Stillstande bringt.[2]) Hiermit hat sich eine Spaltung des Daseins vollzogen, denn die urgewollte, ursprüngliche Vereinigung von Wasser und dem erwärmenden Lichte des Feuers hat aufgehört, sodass über die bisher vom goldigen Schimmer durchhellten Fluten alsbald dichte Nacht hereinbricht.[3]) Die Rheintöchter stürzen dem Räuber jach in die Tiefe nach, doch es ist vergeblich, da sie ihm das Gold nicht mehr entreissen können. Die Töchter des Rheines erheben fortan Klage, denn das männliche Element des Daseins ist ihnen mit dem goldigen Glanze entführt; es ist ihnen ihres Daseins Kern gespalten, kalt und traurig hebt und senkt sich fortan der Rhein, denn das Spiel der Rheintöchter hat sein Widerspiel verloren. — Wasser und Feuer vermag sich zu gegenseitiger Erlösung nicht mehr zu durchdringen, denn was in Kälte erstarrt, kann durch die schmelzende Glut aus seinem Banne nicht mehr befreit werden. Die Rheintöchter klagen zu spät um die geraubte göttliche Liebe. Die ganze Welt der Bewegung fällt nunmehr nach der Anweisung Wagners[4]) in die Tiefe hinab. Das Bild des Stromes mit seiner

[1]) W. G. 39. — [2]) Vergl. hierüber das II. Kap. — [3]) Vergl. szenische Anm. Wagners V; 276. — [4]) V; 277.

unaufhaltsamen, vorüberwogenden Wasserflut versinkt allmählich vor unserm Blicke und verschwindet.

Das Gold befindet sich jetzt in des Alben Händen und gewinnt in seinen Händen seine sekundäre Bedeutung, die nun allerdings in dieser Tragödie ihre grausige, vorherrschende Stellung einnehmen soll. In diesem Augenblicke, als der Albe den Stern packt, wird aus ihm ein glühender Goldklumpen und der ganze sich weithin ausbreitende Glanz, der zuvor den fliessenden Strom durchhellte, muss sich nun im ausgesprochensten Gegensatze zu dem vorigen Zustande in diesem funkelnden Geschmeide sammeln. Was zuvor das ganze Dasein als eine allgemeine flammende, Leben spendende Glut zu durchdringen schien, ist in diesem Momente in die grobsinnliche Erscheinungswelt hineingerissen und erscheint nunmehr als ein einziges kostbares Kleinod, das um seiner eigensten Existenz willen das ganze übrige Dasein jenes Glanzes berauben musste. Aus der feurigen Glut ist ein goldner Talisman geworden; aus dem belebenden Feuer ist jetzt eigentlich erst das Gold, jenes starre, tote Metall geworden, welches alsbald seinen unheilvollen Einfluss über die Welt gewinnen soll. Jetzt erst ist das Gold zu dem geworden, worüber Wagner an Röckel schreibt: „Des Näheren verdichtet sich die unheilstiftende Macht, das eigentliche Gift der Liebe in dem der Natur entwendeten und gemissbrauchten Golde." [1]) Die Liebe ist aus dem Dasein verdrängt und die Welt fällt nunmehr der Macht anheim, die alles, was noch werden sollte, für seine egoistischen Zwecke in das Gefäss der Erscheinung abfängt. Es soll jetzt eine grosse Schmiedewerkstätte errichtet werden, in der die zahllose Menge der einzelnen Erscheinungen, zu einem Horte übereinandergetürmt, den Reichtum repräsentiert. Jede Erscheinung dieses masslosen, ungeheuren Weltenhortes bleibt indess einzeln für sich bestehen, sodass aus der Mannigfaltigkeit der urgewollten Natur ein seelenloser Haufen wird. Um diese sekundäre Bedeutung des Goldes nun ferner für den ganzen Gang des Dramas noch eindrücklicher vor Augen zu stellen, hat Wagner ein weiteres Motiv erfunden, indem er für die geeignete Verwendung dieses Goldes die Bedingung hinzufügt;

> Der Welt Erbe gewänne zu eigen, wer aus dem Rheingold
> schüfe den Ring, der masslose Macht ihm verlieh! V. 273.

Es ist klar, weshalb diese Macht sich gerade in einem Ringe versinnbildlichen soll, denn während der in Glanz getauchte Strom der Natur ohne Anfang noch Ende an uns vorüberrollte, so werden

---

[1]) R. 36. — Gold und Feuer als Wechselbegriffe zu gebrauchen, ist eine alte Vorstellung, deren sich z. B. Heraklit oft bedient, wenn er z. B. sagt: „Gegen Feuer werde alles ausgetauscht und alles gegen Feuer, wie gegen Gold die Dinge und die Dinge gegen Gold." — A. S. 35.

hier die in der Ewigkeit verborgenen Enden jener Bewegung zu einem sichtbaren, endlichen, starren Gebilde verknüpft. Aus der hoffnungsvollen und alles versprechenden Linie der Unendlichkeit wird das Glied einer Kette. Der Ring ist jetzt das Zeichen der Macht oder — gilt — wenigstens in der Welt, in welcher er fortan seine unheilvolle Rolle spielen soll, als das Zeichen der Macht. Wir wissen indess bereits, dass Liebe und Macht nicht beieinander wohnen können, und so muss der Träger des Ringes für seinen Besitz entweder der Liebe entsagen oder er wird notwendig ein Opfer des in dem Ringe verborgenen Zwiespaltes.

Doch gerade aus diesem letzteren Zwiespalte ergiebt sich fortan für das Dasein eine furchtbare Erscheinung; nämlich diejenige des Todes; und Alberich als der einzige rechtmässige Besitzer des geschmiedeten Reifes zögert nicht, den Ring mit dem Todesfluche zu treffen. Alle diejenigen, welche als unrechtmässige Besitzer des Ringes die Liebe nicht aufgeben, bleiben auf der einen Seite am Leben haften, während sie auf der anderen Seite nach Macht verlangen, die das Leben vernichtet. So zeitigt sich in ihnen jener unglückselige Konflikt zwischen dem Hangen an Liebe, Leben — und dem Bangen um die Macht, als das verneinende Prinzip der Liebe und des Lebens. Dieser Konflikt spricht sich aus in der — „Furcht“ — vor dem Tode und gewinnt Gestalt in der „Erscheinung“ des Todes, sowie er von uns als Idee unter Einfluss jenes Konfliktes wahrgenommen wird, denn wir sehnen uns mit jeder Fiber nach ewigem Leben und streben dabei nach irdischer Macht, die jenem Sehnen doch gerade Hohn spricht. So ist der Tod eigentlich nichts als die — „„Furcht““ — vor dem Tode. Der Tod ist die Furcht vor dem Ende, wo das urgewollte Daseinsprinzip doch wieder von uns Besitz ergreift, uns auflöst in seinem ewigen Wechsel, über welchen dauernd Macht zu gewinnen, um der ewigen Liebe willen, uns trotz aller Begierde doch versagt bleiben muss. Ohne Furcht, ohne Sorge um das Ende also im eigentlichen Sinne kein Tod, denn hiermit ist dem Tode der giftige Stachel entrissen und der Tod wird als Tod nicht mehr empfunden, sondern ist nichts als der selige Wechsel, die Neugeburt der ewigen Jugend im Allleben der Liebe!

Fortan ringen zwei völlig verschiedene Daseinsarten um das Erbe der Welt, um den Inhalt des Daseins, von welchen die Erstere trachtet, den vollen Strom des Lebens, aller irdischen Fesseln und Banden ledig, zur Freiheit in Gott wieder zurückzuführen; während die zweite rast- und ruhelos arbeitet, alle Lebensverhältnisse in materieller Prägung für sich zu gewinnen. Des Ringes Gold in seiner primären Bedeutung, im feurigen Schwalle ausgegossen in Glut und Flut, verflüchtigt alle irdische Erscheinung, um eine himmlische, überirdische Daseinsform auszulösen; doch das Gold in seiner

sekundären Bedeutung als Reif, als Ring umschliesst fest, starr und hart eine Welt nach materiellen Gesetzen, die Erde sei von dieser Erde, und von welcher es kein Entrinnen mehr geben soll. Der Besitzer des goldenen Reifes richtet sich drohend auf gegen den Himmel, um das All in den Staub herabzuziehen, um alle göttliche Möglichkeit der grausamen Massregelung seines frechen Despoten-Verstandes zu unterwerfen, um alles nach seiner Art der Willkür zu kneten und zu knechten. Fasst indes der richtige Held den Ring einst wieder, so geht von seinem Finger ein Glanz aus, der die ganze Welt verklärt erstrahlen macht; er hält den Reif in seiner primären Bedeutung, und unbewusst hält er in ihm einen Gottesschatz, der ihm rechte Kraft verleiht, diese Welt zu überwinden. Der tief verborgene Quell, der Unterstrom seines Gefühls trägt ihn fort, es hebt ihn weit und leicht und mächtig hinauf über dieses Jammertal, denn sein Reich ist nicht von dieser Erde; — er wirft dieses irdische Leben gleich einer verbrauchten, wertlosen Scholle schliesslich hinter sich, um froh und frei wieder einzugehen in himmlische, ewig grüne Gefilde. Ihm vermag kein Tod mehr etwas anzuhaben, denn der Tod ist nur noch Erlöser, Wecker einer neuen, — seiner ursprünglichen, urgewollten Daseinsart. Das lachende Leben hat den Sieg endgültig darangetragen.

Wenn der Dichter seine ganze Trilogie „der Ring des Nibelungen“ genannt hat, so geht schon daraus klar hervor, dass eben dieser Ring die wichtigste Bedeutung für die Entwicklung der Gesamtdichtung hat — oder die Benennung müsste anders keine berechtigte sein. Es kommt schliesslich lediglich darauf an, wie die einzelnen Personen im Drama sich zu dem Besitze des Ringes stellen, um ihr Geschick zu begreifen —; sowie am Ausgange der grossen Tragödie das Geschick der ganzen Welt als der Bühne des Lebens nur durch die richtige Erkenntnis des Ringes und seiner Bedeutung für das ganze Dasein entschieden wird. Aus der dem Ringe zu Grunde liegenden doppelten Bedeutung geht aber in der Tat alle Tragik des ganzen grossen Werkes hervor, aus ihr gebiert sich der tragische Konflikt. Erst als der im Ringe verborgene Konflikt gelöst ist, hat alle Tragik ein Ende; der Ring muss alsdann den Fluten zurückgegeben werden, welches gleichzeitig das Zeichen ist zu der ursprünglichen Wiedervereinigung von Wasser und Feuer im göttlichen, reinen Liebesbunde. Alles andere Dasein, welches in diesem einzig wahren Lebensgrunde der Liebe nicht bestehen kann oder will, muss im Aufruhr der Liebe vergehn.

(Kapitel IV: Erda und Wotan, der Beginn der Tragödie der Menschheit.)

Am Beginne aller menschlichen Geschichte stehen wie in der

biblischen Mythologie: Adam und Eva, so in der Ringdichtung nach altgermanischer Sage zwei Gestalten: Wotan und Erda. Sie stellen den Ausgangspunkt alles bewussten Lebens dar, da sie zuerst vom Baume der Erkenntnis die Frucht genossen, sodass sie aus sich heraustraten und sich selbst betrachteten —, mit ihnen setzt die unbegreifliche Spaltung des Daseins in Subjekt und Objekt ein. Das Letztere ist das Wesentliche und wie auch immer die bilderreiche Sage dieses erste historische Ereignis veranschaulichen mag; diese Spaltung soll versinnbildlicht worden und sie ist der ideale Kern des mythologisch gegebenen Bildes.

Die Konsequenz dieses Ereignisses, dieses Erwerbens von Erkenntnis, scheint nach aller mythologischen Vorstellung immer eine unglückliche gewesen zu sein, indem nämlich die Stammeltern der Menschheit infolgedessen aus einem Zustande vollkommenster Glückseligkeit heraustraten und don leidvollen Kampf um das Dasein beginnen mussten. Es dürfte nun die Frage sein, ob gerade diese Konsequenz, nämlich die Aufnahme und der Beginn schrecklicher Leiden eine durchaus notwendige gewesen wäre, oder ob das Sein auch ohne diese furchtbaro Folge sich hätte ins Bewusstsein heben können? Man sagt, dass jener erkenntnislose Zustand des Daseins derjenige einer allumfassenden Liebe gewesen sei, unter deren Schutze alle Geschöpfe friedlich bei einander wohnten, gleichsam als ob das Walten dieser Liebe eben dor Urgrund dieser Glückseligkeit gewesen soi.

Ich habe bereits im ersten Kapitel darauf hingewiesen, dass der erste Erkenntnisakt in der Natur sich offenbar auf dieses Prinzip und Wesen aller Dinge — die Liebe — hätte beziehen sollen, aber gerade dies geschah nicht. Es scheint nun, als ob der göttliche Urwille in dem ersten Menschenpaar als Ureltern der Menschheit einen erneuten Versuch machen wollte, die Natur durch sie auf das allein lebensvolle und lebenswahre Daseinsprinzip wieder zurückzuführen, wobei die gestellte Aufgabe vielleicht verstanden, aber die Lösung jedenfalls nur teilweise und unbefriedigend unternommen wurde. Die göttliche Aufgabo wurde also seinerzeit nicht wahrhaft gelöst, doch ist uns seitdem die Hoffnung geworden, dass sie durch die Geschichte doch dereinst gelöst werde. Nur zitternd und zagend begann die Liebe sich im Leben eine Stätte zu suchen, doch sah sie sich eigentlich nur geduldet. Sie sah sich zumeist nur verwaist, musste trostlos und verschüchtert fliehen, sodass die Menschen sich in Hass und Kampf zerfleischten, bis sie erst durch unsägliches Leid geläutert, ihr einziges Heil darin finden sollten, die vertriebene Liebe wieder aufzusuchen und sie als das Leben selbst anzuerkennen. Hätte der erste Bewusstseinsakt der Menschheit die völlige und reine Liebe als des Lebens göttlichen Gang erkannt, so wäre der Menschheit

der Leidensgang erspart geblieben, und die ewig werdende Welt wäre durch den Menschen leidlos in die Sphäre des Bewussten hinübergegangen.

Zur Seite des Rheines auf einem der Bergabhänge haben wir uns daher die Weltesche zu denken, über deren Wurzeln der Weisheitsquell hinrauscht; es wird hier ein ganz neues Bild aufgenommen, welches uns symbolisch den Beginn der Menschheitstragödie darstellen soll. Der Rhein mit seinen Fluten und alle dem, was sich in demselben abspielte, gehörte der prähistorischen Weltentwicklung an, während jetzt an der Weltesche sich das erste menschliche Leben regt. Freilich darf die Weltesche keineswegs beziehungslos zum Rheine gedacht werden: „oberhalb der Weltesche erhebt sich ein Felsgebilde mit einer Höhle heraus, die sich zum Mund gestaltet, während, von Gestrüpp als Haupthaar umsäumt, eine grosse Stirne über zwei Augen auftaucht. Da sind zwei Wangen, da ist die Nase, das Kinn: ein kolossales Antlitz, von Schmerz durchfurcht! aus der einen Augenhöhle stürzt ein Strom hervor über die Wange, über die Wurzeln der Weltesche, sie tränkend, hinab — dem Rheine zu.[1]) Ueber die Beziehung des Menschen und seiner Geschichte zur Natur, oder wie es sich hier im Bilde darstellt über die Beziehung der Weltesche zum Rheine sagt Wagner: „Gelangt nun die Natur, durch ihren Zusammenhang mit dem Menschen, im Menschen zu ihrem Bewusstsein, so soll die Betätigung dieses Bewusstseins das menschliche Leben selbst sein, — gleichsam als die Darstellung, das Bild der Natur.[2])

Nach biblischer Mythologie wurden Adam und Eva, nachdem sie vom Baume der Erkenntnis gekostet hatten, beide aus dem Paradiese vertrieben, sodass eigentlich für sie und die aus ihnen hervorgehende Menschheit mit jenem göttlichen Urzustande die Verbindung gänzlich verloren ging. Aus sich selbst heraus ist ihnen eine Rückkehr in jenes verlorene göttliche Dasein nicht möglich, und um dies noch des weiteren zu bekräftigen, steht am Eingange des Paradieses ein Streiter des Herrn mit flammendem Schwerte, der jeden Versuch einer Rückkehr eifersüchtig verwehren soll. Anders ergibt sich das Verhältnis aus der germanischen Mythologie, denn Erda sitzt noch immer am Quell aller göttlichen Weisheit, doch in Kummer, in Sorge über das Geschick, welchem seitdem die Welt und ihre Kinder verfiel.

Der grosse Unterschied in dieser Darstellung von jener biblischen besteht also darin, dass die Menschheit nicht völlig vom Urquell aller Weisheit abgetrennt wurde, sondern nur der freie, reine Trunk aus

---

[1]) Vergl. hierzu: „Löffler“ Der Mimir-Mythus Musik. Wochenblatt. 1878 No. 10. 123.a. — [2]) III; 55.

derselben ist ihr seitdem verwehrt. Hiermit ist der Menschheit aber auch gleichzeitig die Möglichkeit gelassen, aus eigenster Kraft sich jenen freien Trunk wieder zu erkämpfen und ihn dann dauernd für sich zu beanspruchen. Es braucht nicht eines aussermenschlichen, ausserweltlichen Gottes, die Menschen in Gnaden wieder anzunehmen, sondern in sich selbst findet der Mensch noch göttliche Kraft, die ihm Urweisheit zurückgewinnt. Das sittliche Bewusstsein ist dem Menschen daher verblieben.

Viel konsequenter und prägnanter hat die germanische Mythologie ferner jene Idee der Spaltung alles Seins in Subjekt und Objekt zum Ausdruck gebracht, denn durch sie vollzieht sich auch die unglückselige Trennung von Wotan und Erda. Wotan muss fortan unstät über die Erde schweifen, während Erda traurig sinnend am Weisheitsquell sitzen blieb. Diese Trennung ist indes keine absolute, denn Wotan kann Erda zwingen, ihm zu raten, und aus der Art, wie Solches geschieht, ersehen wir, dass die Trennung nur eine zeitliche, nicht ewige bedeutet.

Wotan musste am Quell der Weisheit ein Auge verpfänden, durch welches Erda sehend wurde, individuelles Leben gewann, gleich wie Eva durch eine dem Manne entnommene Rippe dieses individuelle Leben erhielt. Nicht etwa, dass das weibliche Element im Weltprozesse hiermit erst einsetzte, sondern um den Preis einer fast mechanischen Zerstückung des Daseins — „in Mann hier und Weib dort“ — scheint sich das erste Stück Weltgeschichte vollzogen zu haben. Wir finden also auch in der biblischen Mythologie diesen Gedanken der Zerstückung des Weltschosses in die Geschlechter zwar angedeutet, doch wird dieser tiefe Gedankengang im Gegensatze zur germanischen Mythologie nicht festgehalten, insofern nämlich später Adam und Eva den Paradiesesgarten gemeinsam verlassen. Das, was sich zuvor innig durchdrang, ist jetzt mechanisch von einander geschieden.

Es wird ferner jene Spaltung des Daseins durch diesen germanischen Mythus deutlich mit den Geschlechtern identifiziert, insofern nämlich Erda die Rolle des Objektes und Wotan diejenige des Subjektes als die seinige annimmt. Erda birgt in ihrem weiblichen Busen das dunkle Objekt, in ihrem Schosse kreist alle Natur, die aus nächtigem Dunkel zur Erkenntnis geboren werden soll.[1]) Bei Wotan ist dementsprechend der Wille alles Erkennens, er ist der Nehmende, der begierig Verlangende, doch bei Erda ist die Weisheit des zu Erkennenden, sie ist die Gebende und nur deshalb gibt sie scheinbar unwillig, weil der Intellekt, der begierige Lernende

[1]) Erda ist nicht etwa die Natur, sondern diese und ihr ganzes gewaltiges Dasein wird durch den Rhein, seine Töchter und alles, was in ihm lebt und webt, symbolisch gegeben.

und Verlangende, dennoch als der Unweise jeder neuen Lehre zunächst Gewalt antut, bis er den inneren Sinn völlig begriffen hat. In der Spaltung des Daseins liegt also ein Fluch mit einbegriffen, dass der Intellekt die Natur immer mit einer gewissen Brutalität aus dem Schlafe wecken muss, bis er sie sich wieder ganz zu eigen gefreit hat. Erda drückt dies mit den Worten aus:

Was kam'st du, störrischer Wilder,
zu stören der Wala Schlaf? VI; 218.

Erda ist Wotans zweites Erkenntnis-Vermögen, welche in der Art, wie sie ihre Weisheit dem Wotan übermittelt, alle Eigenschaften einer Somnambulen aufweist. Es wäre daher eigentlich nicht nötig, aus dem Briefwechsel Wagners mit Röckel[1]) zu wissen, dass Wagner für den Somnambulismus das tiefgehendste Interesse hatte, sondern es ergibt sich aus der Betrachtung dieser dichterischen Gestalt selbst. Erda erscheint immer in einem traumartigen Zustande und ausserdem in einer mystischen Dämmerung, welche eine Wahrnehmung durch die äusseren Sinne nach Möglichkeit ausschliesst, um desto ungestörter die innere Hellsichtigkeit, als die lauterste Quelle aller Weisheit wirken zu lassen. So sagt

Erda: Ich bin erwacht aus wissendem Schlaf:
wer scheucht den Schlummer mir? VI; 214.

Nur im tiefen, festen Schlafe ist Erda vollkommen sie selbst; und je leichter daher ihr Schlaf wird, je mehr sie daher aus diesem traumartigen Zustande heraustritt, um so trüber wird ihres Wissens Sinn. Sie wird alsdann befangen und bricht in das Bekenntnis aus:

Wirr wird mir's seit ich erwacht:
wild und kraus kreist die Welt! VI; 217

Es ist klar, dass wir in obigem seltsamen, von Schmerz durchfurchten Antlitze Wotan zu erkennen haben, und jener Strom, der aus der leeren Augenhöhle hervorgestürzt ist, wirft uns aus seinen strudelnd und zitternd bewegten Wassern das Bild Erdas zurück. Wotan wird daher in der Ringdichtung nach germanischem Mythus nur mit einem Auge gedacht, denn das andere musste er dahingeben, um in dessem Spiegel seine eigene Anschauung zu gewinnen. Das eine Auge, der eine Spiegel des Daseins repräsentiert den Tag, das andere Auge, der zerbrochene Spiegel, die Nacht. Das zweite Auge ist unseres tiefinnersten Sinnes ahnungsvolles Organ, dessen gebrochener Spiegel um so klarere Bilder gewinnen kann, je dichter über das andere Auge als Repräsentant des Tages die Dämmerung hereinbricht. Also ist in diesem altgermanischen Göttermythus die Notwendigkeit vom Ende des menschlichen Bewusstseins auch schon deutlich empfunden, da das Auge, welches für unser irdisches Dasein

[1]) R; 62 — Sc ferner. IX; 131 ff.

das sehende und leitende ist, sich zu ewiger, seliger Ruhe erst schliessen darf, wenn das zweite Auge der Natur so tief in das Herz geschaut haben wird, dass sich die Geheimnisse alles Lebens enthüllt haben. Die Natur war jener ewige Quell, der Jungbronn aller Weisheit, an welchem Erda als Hüterin sass; aus ihm mussten wir für unser endliches Dasein alles lebendige Wasser schöpfen, bis wir so voll davon sein werden, dass alle Natur in das Bewusstsein erhoben sein wird. In der Natur war seelenloser Wechsel, alles wogte dahin, während dadurch, dass der Mensch sich die Möglichkeit verschaffte und damit die Pflicht auferlegte, sie in das Bewusstsein zu erheben, sie einst zu vollkommener Weisheit von ihm erlöst werden wird. Dann aber auch ist der Strom, welcher aus Wotans leerer Augenhöhle unaufhörlich hervorquoll, ganz ausgelaufen und alle seine Wasser sind wieder dem Rheine zugeflossen; es fliesst dann gar kein Wasser mehr über die dahindorrende Weltesche. Sie mag auch vergehen, da Wotans Wille, das Leben in seiner Ganzheit, in seiner Einheit zu erkennen, nunmehr erfüllt ist! Als Wotan Erda das letzte Mal gegenübertritt, weiss er: „dass die Zeiten nahe sind, reif zu werden, dass die Zeit sich nahezu erfüllet hat, und so ruft er ihr am Ende der Scene zu:

> Drum schlafe nun du, schliesse dein Auge:
> träumend erschau' mein Ende! Hinab denn Erda;
> Urmütter-Furcht! Ur-Sorge!
> Zu ewigem Schlaf hinab! hinab! — VI; 219, 220.

Am Ende der Zeiten würde dann allerdings das Verhältnis der Geschlechter ein gerade umgekehrtes sein, denn des Mannes Streben nach reiner Erkenntnis konnte eben nur dadurch erreicht werden, dass er immer vollkommener das Objekt in das Bewusstsein erhob, oder dass er mehr und mehr lernte mit dem weiblichen Auge der Nacht zu sehen, bis er sich endlich die gewollte Klarheit über das innerste Wesen der Welt verschaffte. In gleicher Weise ist das Weib nun wahrhaft wissend geworden, denn nur dadurch, dass sie es mehr und mehr über sich gewann, dem Manne sich opferfreudig hinzugeben, konnte der aus ihrem Schosse quillende Weisheitsstrom sich immer mehr glätten, bis er schliesslich ein vollkommen reines Bild vom geheimsten Weltgetriebe zurückwarf. Freilich ist es jetzt im eigentlichen Sinne des Wortes nicht mehr korrekt von einem Verhältnis der Geschlechter zu sprechen, denn der Quell aus dem Haupte Wotans ist nunmehr in den Rhein zurückgestürzt, die Geschlechter haben einander vollkommen durchdrungen, die Spaltung des Daseins in Subjekt und Objekt hat aufgehört.

Dr. Hch. von Lessel.

(Fortsetzung folgt.)

Mystische Maurerei.

(Kapitel V. Die Geheimlehre: Wissenschaft und Religion.)

Wissenschaft und Religion des Westens stehen in beständigem Konflikt. Der Genius der westlichen Religionssysteme betrachtet Glaube und Wunder als seine Grundlage. Die Wissenschaft des Westens stellt Tatsache und Gesetz als ihr Ideal auf. Dank dieser Religion, die notwendigerweise unlogisch, und dieser Wissenschaft, die materialistisch sein muss, ist die Menschheit noch immer eben so weit von einer wirklichen Kenntnis der Natur und Bestimmung der Seele entfernt, wie vor tausend Jahren. So lange dauert schon dieser Streit; es ist ein Kampf bis auf den Tod; beide, Religion wie Wissenschaft sind reformiert worden, und lange ehe der Krieg aufhört, wird man finden, dass keiner der ursprünglichen Kämpfer existiert, ausser in seiner Abstammung von zweifelhafter Herkunft oder fremder Elternschaft.

Man hat zuweilen von einer Aussöhnung geträumt, aber sie ist in weite Ferne gerückt. Die Theorie oder „brauchbare Hypothese“ der Wissenschaft ist bis zum letzten Grade mechanisch. Stoff, Kraft, Bewegung und Gesetz ohne zugrundeliegende Intelligenz. Vom Stoffe sagt man, dass er tot und träg sei, und den Geist betrachtet man als das zufällige Ergebnis der Zusammensetzung und Aggregation, die als „Organismus“ bekannt ist. Die Evolution sieht man für das Resultat der Modifikation und Vervollkommnung durch Gebrauch und Selektion und den Fortschritt als durch Vererbung gefördert an, mit anderen Worten als das Resultat der Autonomie.

Die Theorie der Religion ist die eines persönlichen Gottes und einer willkürlichen und ebenso mechanischen, wenn auch wunderbaren Schöpfung; einer ebenso wunderbaren Offenbarung; von Seelen, als von der willkürlichen Laune einer Gottheit geschaffen, unter gelegentlicher Mitwirkung des Menschen selbst unter Verletzung des höchsten Gesetzes. Sie spricht von Gesetzen, lässt aber ihre Aufhebung durch den Willen (die Laune) eines Gottes zu. In Wahrheit hat weder Wissenschaft noch Religion offen die vorhergehenden Glaubensbekenntnisse formuliert, sondern sie sind blosse Ableitungen von angenommenen Voraussetzungen, die logischen Ergebnisse einer

Natur ohne Intelligenz, und eines Gott, der Gesetze schafft, um sie zu seinem eignen Vergnügen zu anullieren! So wird eine Versöhnung zwischen Wissenschaft und Religion unmöglich, weil jede derselben sich selbst widerspricht.

Eine Vereinigung beider war aber in der Geheimlehre vor Jahrtausenden erreicht.

Die alte universelle Weisheitsreligion war bis zum letzten Grade wissenschaftlich; denn neben Wissenschaft und Religion stand die Philosophie, welche die gesetzmässigen Prozesse der ewigen Natur beobachtete — ohne fehlende Glieder in der Entwicklung — ohne Laune oder irgendwelche Widersprüche im Kosmos.

Die erste Forderung der Geheimlehre, auf die schon hingewiesen wurde, legt die sichere Grundlage dieser alten Philosophie.

Ein allmächtiges, ewiges, grenzenloses und unbewegliches Prinzip, beides, gut und böse, gleichausgedehnt im Raum: in allem, durch alles und über allem: die der Natur innewohnende Gottheit: Gleich der ewigen Ursache und Wirkung, ohne Anfang, ohne Ende und ewig wechselnd!

Gesetz in der Natur ist die Beständigkeit, die Unermüdlichkeit des göttlichen Seins. Intelligenz in der Natur ist die Harmonie der göttlichen Ordnung. Daher das „Königreich", der „Grund", die „Krone", die „Schönheit" etc. der kabalistischen Sephira, oder göttlichen Attribute des Ain Soph, des Endlosen. Die Lehre von der Emanation, wie sie von Plato gelehrt und von den Gnostikern und den ersten Christen hochgehalten wurde, gab den Schlüssel zur kosmischen und menschlichen Evolution. Plotinus sagte: „Gott ist nicht das Prinzip der Wesen, sondern das Prinzip der Prinzipien. Universelle Substanz, universelle Energie, universelles Gesetz, universelles Leben, universelle Intelligenz sind alles Ausstrahlungen oder Manifestationen des einen Prinzips.

Das ist kein Pantheismus, sondern reiner, unverfälschter Theismus.

Das All ist eins und das Eine ist Gottheit. Spinoza kam vielleicht der Wahrheit so nahe wie keiner seit den Tagen der alten Initiierten.

Jedes Atom des Stoffes wie jeder Fleck im Raum ist voller Gottheit.

Es ist weder Zeit noch Raum, wo Er („Es") nicht ist. Die Priester-Initiierten unter den Hebräern kannten diese Lehre, da sie dieselbe aus dem alten Aegypten hatten („Moses war in alle Weisheit der Aegypter eingeweiht"), und weder Jehovah noch Adonai war der Namenlose oder der Grenzenlose.

Hier, in der ersten Voraussetzung liegt die vollkommene Vereinigung von Wissenschaft und Religion. Durch das Innewohnen

des Göttlichen in der Natur und in allem Raum verborgen ist jedes Stoff-Atom mit Leben und Intelligenz begabt und durch das Gesetz gebunden. Die Evolution ist eine Bildung, Umbildung und Verbesserung in endloser Reihenfolge, bei welcher die Vorposten der Schöpfung beständig nach oben, gegen das Centrum der Göttlichkeit zu angezogen werden. Oder, der Raum schliesst die Gottheit ein und entwickelt den Kosmos. Im Zentrum jedes Atoms, oder jeder Sonne liegt Gottheit (Einheit); an der Peripherie entfaltet sich die Natur (Mannigfaltigkeit) und diese zwei sind für immer Ein und Dasselbe.

Man kann schwerlich verstehen wie ein vernünftiger Kopf in dieser Philosophie nicht eine vollkommene Vereinigung von Religion und Wissenschaft sehen kann.

Am Anfang, wenn eine Welt ausstrahlt, oder beginnt sich sichtbar zu manifestieren, wird der Raum strotzend, schwülstig (in der alten Hindu-Kosmologie „curds" genannt) vor Substanz. Das Unsichtbare wird sichtbar. Dies ist der erste „Stoff" und wird Akasha genannt. Gleichzeitig mit diesem Anschwellen manifestiert sich noch vor dem „Nebel" auf der Polseite der Kraft die „absolute abstrakte Bewegung, welche das unbedingte Bewusstsein darstellt, eine der zwei Aspekte des Seins — die latente potentielle Energie. Das latente Bewusstsein wird zur kosmischen Seelenbildung. Diese Ur-Energie heisst Fohat „das geheimnisvolle Bruderherz zwischen Gemüth und Stoff, das jedes Atom zum Leben „elektrisiert". Wir haben nun Stoff, Kraft und Bewegung, mit dem Gesetz als der führenden Intelligenz (aktiv) und dem Bewusstsein (verborgen) als kosmisches Gedankenbild, das den Plan entwirft und diese alle entwickeln in vollkommener Eintracht die Symphonie der Schöpfung. Diese Kosmogenesis kann hier freilich nur in groben Umrissen skizziert werden.

Wir haben dann Akasha als die universelle Substanz, und Fohat als die universelle Energie mit einer Intelligenz, welche dieselben leitet, hinter ihnen Bewusstsein, und die Wurzeln von allem in dem Verborgenen, Ain-Soph, dem Unerkennbaren. Professor Crooks hat in dieser Richtung bei seinen metaphysischen Untersuchungen über „den Ursprung der Elemente" durch die Voraussetzung des Protyle einen grossen Schritt vorwärts getan. Er hat ferner auch den siebenfachen Schlüssel in der Emanationsreihenfolge der sogenannten Elemente, die der modernen Wissenschaft bekannt sind, berührt. In einem Werke wie dieses ist es unmöglich und nicht am Platze, dem durch Millionen von Jahren laufenden Prozess nachzuspüren, durch welchen ein Planet entwickelt wird; wie die Schwellung dichtere Substanz zur Offenbarung bringt, „auf Feuer gesetzt" wird durch die Friktion (Fohat) und wie der „Feuer-Nebel" sich abkühlt und auf unserer Ebene zu Stoff erhärtet. Obwohl augenscheinlich

Chaos, ist, soweit man jetzt unterscheiden kann, in diesem gegenwärtigen Zustand unserer Erde, Kosmos, Ordnung und Formation. Das wirkliche Chaos ist Raum, der nur latent, potentielles Kosmos, oder schlafende Schöpfung ist. Wenn man diesen Welt-Bau-Prozess vom „Anfang" an verfolgt, so werden das Eine (negative), der abstrakte Raum und absolute abstrakte Bewegung (der Unaussprechliche Name, oder die Gottheit, welche noch hinter diesem „Namenlosen" und sich niemals manifestierenden liegt") nun aktiv, und hierin liegt die erste „Manifestation" eine Dualität: „Vater-Mutter;" Geist und Stoff; Bewusstsein und Intelligenz. Aus einer latenten oder potentiellen Dualität, Raum und Bewegung, geht eine aktiv manifestierte Dualität hervor. Betrachtet man die Latenz als das eine, als den „Ersten Logos", so haben wir so die erste Dreiheit, oder den „Zweiten Logos". Sobald die Differentiation beginnt wird die erste Dreiheit zur Form. Fohat „zündet die Feuer an" „setzt die Räder (die Atome) in Bewegung, und die kosmische Ideation (das latente Bewusstsein wird tätig) giebt der sich entwickelnden Substanz nun Form. Wenn wir das symbolisieren, so haben wir die erste Dreiheit, welche sich im Stoff als doppeltes Dreieck,*) reflektiert, oder ein Quadrat mit der Inschrift des unaussprechlichen Namens im ersten Dreieck;**) mit welchen die drei reflektierten 6 machen und mit dem Namen hinzugefügt giebt es die erste Siebenheit. Das ist der Schlüssel zu allem folgenden: die Tonstufe, der Rythmus, und die Harmonie der Schöpfung. Die erste Oktave im Gesang der Morgensterne. Die erste Siebenheit im universellen Farbenspektrum: und der erste Ausdruck der Form, in welche der Stoff geformt wurde. Als Mittel alle diese Bewegungen in ein Wort zusammen zu fassen haben wir Fohat; und Vibration als die Manifestation. Der Meister, welcher die Tonstufe, die Qualität und den Umfang dieser ersten Schwingung kennt, welcher diese erste Siebenheit von Ton, Farbe und Form hervorbringen kann, kann dadurch sein Bewusstsein zu jener ersten oder siebenten Ebene erheben (je nachdem man von oben nach unten, oder umgekehrt zählt). Ein solches Wesen weiss den Unaussprechlichen Namen auszusprechen. Nicht nur Sache der reinen Wissenschaft ist es sich mit dem Gesetz des Rythmus zu beschäftigen; dies Gesetz ist eine Tatsache und nicht eine Tradition oder ein Gefühl, es ist ein absolutes Einssein (At-On-Ment) von Erkennen und Kraft von Allem, was im Begriff ist das, was wir Mensch und was wir Natur nennen, aufzubauen. Es ist die Vollziehung der menschlichen Entwicklung. Daher sagt

*) In der Kabalah die „Alten der Tage," die Bejahrten der Bejahrten;" das Gesicht, das die Wasser wiederspiegeln. Akasha wird auch „die reinen Wasser des Raumes" genannt.

**) Siehe Tafel I,a. im nächsten Hefte.

Christus: „Es ist vollbracht.“ Indem er sich selbst der Welt gab, war das vollkommene Einssein (At-One-Ment) erreicht. Im ethischen Sinne, d. h. auf der Ebene der Beziehungen von Mensch zu Mensch ist das Wort Entsagung, oder Selbstaufopferung. In der Hindu-Tradition giebt es sieben Wege des Meisters Wort auszusprechen, jeder derselben umschliesst eine andere Potenz und führt zu einem anderen Resultat. Die Stimme der Stille sagt:

„Ehe Du Deinen Fuss auf die oberste Stufe der Leiter setzen kannst, der Leiter mystischer Töne, hast Du die Stimme Deines inneren Gottes (das höhere Selbst) auf sieben Arten zu vernehmen.

„Die erste ist wie die süsse Stimme der Nachtigall, welche dem scheidenden Gefährten ein Abschiedslied singt.

„Die zweite ist wie der Ton einer Silberzymbel der Dhyannis*), welcher die funkelnden Sterne erweckt.

„Die nächste ist gleich dem melodischen Klagegesang des Meeresgeistes, der in einer Muschel gefangen sitzt.

„Auf diese folgt der Schall der Vina.

„Die fünfte schlägt an Dein Ohr wie das schrille Pfeifen des Bambusrohres. Es wird zum schmetternden Ton der Trompete.

„Die sechste gleicht dem Rollen des Donners, das widerhallt in der Felsenschlucht.

„Der siebente Ton verschlingt alle anderen Töne. Sie sterben und werden nicht mehr gehört.

„Wenn die sechs getötet sind und zu des Meisters Füssen liegen, dann ist der Schüler eingegangen in den Einen, er wird selbst dieser Eine und lebt in ihm.“

Während dies Beschreibungen von Symbolen des Tones sind, stellen sie trotzdem nichts weniger bestimmte Schwingungen im Aether oder Akasha dar, und wer sie in sich selbst in Bewegung setzen kann, kann sein Bewusstsein von Ebene zu Ebene bis zur siebenten erheben und Eins mit dem All werden. Wer je ohnmächtig wurde oder Betäubungsmittel gebraucht hat, erinnert sich des sausenden Geräusches, welches der Stille vorausgeht, wenn das Bewusstsein auf einer äusseren Ebene aufhört; hier hat er eine Tatsache in seiner eignen Erfahrung, die ihm den Schlüssel zu Samadhi gibt. Wenn er denselben Zustand ohne ohnmächtig zu werden und ohne Anwendung von Chloroform zum Beispiel in sich erzeugen kann durch seine Kenntnis des Schwingungsgesetzes, dann ist er ein Adept, hat das Wort des Meisters und weiss, wie es auszusprechen ist.

Die Zeichnungen auf dem Reissbrett zum Tempelbau sind die Gesetze, welche die Entwicklung des höheren Selbst im Menschen bestimmen: während die Ausführung des Planes, oder die Konstruk-

*) Dhyannis, höhere Geister, Engel. „Söhne des Lichts.“

tion des Tempels, in Uebereinstimmung mit dem Plane, eine Transformation des irdischen Tabernakels bedeutet — der niederen Natur — in ein Ebenbild „jenes anderen geistigen Tempels, der nicht von Menschenhänden, sondern ewig in den Himmeln gebaut ist."

Dies ist wieder durch ein Dreieck innerhalb des Vierecks symbolisiert.

Dieses Dreieck im Viereck symbolisiert das potentielle Sein vor der Evolution: den Menschen im Garten Eden. Das Viereck im Dreieck symbolisiert die Regeneration; die Läuterung der niederen irdischen Natur, sodass sie „zum Vater aufsteigen", zum Paradies zurückkehren kann. Das wird durch die genaue Richtung des Kompasses und Quadrates zur Bibel symbolisiert. Die drei grossen und die drei kleinen Lichter bilden wieder ein doppeltes Dreieck; ein grösseres — weil oben, ein kleineres — weil unten; das wird jeder Maurer verstehen.

Vor einigen Jahren noch würden diese Ausführungen den meisten Menschen rein phantastisch erschienen sein. Aber seit dem Fortschritt der Elektrizität und Photographie, seit Gedanken und Empfindung wie Licht und Schatten photographiert worden sind durch das Licht, welches vom menschlichen Körper ausströmt und durch den menschlichen Willen geleitet wird, ist die philosophische Synthese der Kräfte im Menschen der nächste Schritt im Suchen der Wissenschaft nach dem Mysterium des Menschen.

Es ist genau diese Synthese, welche die Maurerei in ihrem Symbolismus besitzt, und wir können die eine nur durch das Licht der anderen lesen, und beide nur untersuchen durch Tatsachen, die wir von Experimenten ableiten, in denen die Wissenschaft fortschreitet.

Gehen wir nun von diesen breiteren metaphysischen Aspekten zu der zusammengesetzten Natur des Menschen über, so haben wir auch den Schlüssel zu seiner vollständigen Natur und Entwicklung.

Wir beginnen mit der Tatsache des Bewusstseins. Der Mensch ist kein blosses Bündel von Organen und Fähigkeiten: er ist wesentlich Eins. Was kann sonst der Sinn des Satzes sein „Nach dem Bilde Gottes gemacht".

Der Mensch ist das Bild, Gott die Wirklichkeit. Die Gottheit kristallisiert ein Bewusstseins-Zentrum, das sich zum Menschen entwickelt; genau wie in der Kosmogenesis das latente Bewusstsein als abstrakte, absolute Bewegung mit dem abstrakten Raum zur kosmischen Dualität wurde. Wir sprechen von diesem Bewusstseins-Zentrum im Menschen als von „einem Funken der Gottheit". Was die Gottheit für den Kosmos, ist dieser Funken für den Menschen. Verborgen, sich niemals manifestierend, aber alle Manifestationen im Menschen entstehen lassend, ist er die Spitze des Dreiecks, während Leben und Gedanke die beiden anderen Ecken sind.

Gehen wir von dieser metaphysischen Auffassung aus, so haben wir das göttliche Ego, das höhere Selbst; eine metaphysische Abstraktion, es ist wahr, wie die Null in der Mathematik, oder wie Bewegung und Raum, jedoch die Ursache liegt hinter allen Phänomenen, die Potenz aller Tätigkeit.

Das ist das Ego; der Denker; das „Ich bin Ich" im Menschen. So weit ist es nicht bewusst, sondern Bewusstsein; oder die Ursache desselben in der zusammengesetzten Natur des Menschen. Es ist das „Allsehende Auge". Es ist Christos potentiell. Es ist Gewissen; die „Sonne der Gerechtigkeit" in des Menschen Welt des Seins. Es hängt mit dem Körper und dem niederen Leben durch das Gemüt (mind) zusammen, von welchem es die Potenz, aber nicht die Tat, der Denker, aber nicht der Gedanke ist.

Das Gemüt ist das unmittelbare Vehikel des Bewusstseins, wie der Stoff das Vehikel der Kraft genannt wird.

So haben wir von den drei Forderungen der Geheimlehre zuerst: Gottheit, und Natur als eins; zweitens haben wir Geist und Substanz als das duale Prinzip, aus welchem alle Kraft und aller Stoff hervorgehen; drittens, Religion und Wissenschaft sind übereinstimmend, jede mit sich und in vollkommener Harmonie mit der anderen; viertens, wir haben eine Philosophie des Ursprungs, der Natur und der Bestimmung des Menschen, die mit allen vorhergehenden Auffassungen übereinstimmt und durch dieselben bestärkt wird. Die erste Voraussetzung lehrt den Ursprung und die wesentliche Natur aller Dinge; die zweite das Gesetz der Zyklen und den Fortschritt des Weltenbaues. Die dritte lehrt in Harmonie mit der ersten und zweiten die „fundamentale Identität" aller Seelen mit der universellen Ueber-Seele; Brüderschaft und die Gesetze Karmas und der Reïnkarnation, welche die Faktoren in der menschlichen Entwickelung sind.

Kehren wir zur ersten Forderung zurück, so finden wir ein Prinzip, welche „Aspekte" oder „Manifestationen" das menschliche Gemüt auch wahrnehmen mag, und alle Dinge, alle Prinzipien, Potenzen, Kräfte von diesem Einen abgeleitet, oder als Manifestationen desselben: sei es Stoff oder Geist; Mensch oder Tier; Engel oder Wurm; alles von dem Einen; und nach allen Manifestationen ist das Eine wie vorher verborgen; unerschöpflich, unerkennbar. Wir kennen und können nur seine Gewänder, seine Manifestationen erkennen.

Der Mensch wird Mikrokosmos, oder kleine Welt genannt. Das Eine ist in ihm, wie in der Natur, die Ursache seines Seins; und wie im Makrokosmos, oder der grossen Welt, sich das Eine, durch eine ordnungsgemässe Aufeinanderfolge oder Differentiation als die Vielen manifestiert, so haben wir im Menschen aus dem Einen Prinzip erst eine Dreiheit und dann eine Vierheit. Die drei, welche vier

aus sich entwickeln, geben sieben. Dann aus der ersten Sieben werden „sieben mal sieben“, die „49 Feuer“*) der älteren Hindu-Philosophie. Ehe der Leser diese Auffassung als durchaus phantastisch erklärt, wende er sich den Erforschungen der modernen physikalischen Wissenschaft bezüglich der Farbe und des Tones zu. Helmholtz glaubt, dass zwischen dem höchsten Schwingungsgrade, welcher Tonwogen entstehen lässt, die dem menschlichen Ohr vernehmbar sind, und der niedrigsten Lichtschwingung, welche das Rot des Sonnenspektrums erzeugt etwa vierunddreissig Oktaven von konsonanten oder dissonanten Schwingungen liegen, und wenn es nicht grosse Lücken in der Natur gibt, werden diese vierunddreissig Oktaven als Hervorbringer der Natur-Phaenomene betrachtet. Es ist fernerhin demonstriert worden, dass eine genaue Uebereinstimmung zwischen Farb- und Tonschwingungen besteht, und dass Farben ihre komplementären Töne und umgekehrt Töne ihre komplementären Farben haben. Mit anderen Worten, wir können Töne sehen und Farben hören.

Die moderne (sehr alte) Theorie der Wechselbeziehung und Erhaltung der Kraft, bezeichnet die verschiedenen Kräfte als „spezielle Bewegungs-Arten“: d. h. bestimmte Schwingungen. Der Stoff existiert auf verschiedenen Ebenen, hat verschiedene Dichtigkeit, verschiedene atomische oder molekulare Struktur und daher verschiedene Schwingungen. Man wechsle die Ebene, oder besser versetze den Stoff von einer Ebene auf die andere, so verändert man die ihm innewohnende oder normale Vibration. Kehrt man den Prozess um und verändert durch irgend ein Mittel die Schwingung, so versetzt man den eingeschlossenen Stoff auf eine andere Ebene. Wir müssen noch weiter gehen. Beobachtungen und Experimente haben gezeigt, dass wir für jede dieser verschiedenen Ebenen nicht eine einzige Stoff-Form mit einer einzigen Schwingungsform haben, sondern dass jede Ebene zusammengesetzt ist. Alle Farben des Spektrums und alle Töne einer musikalischen Skala sind in konsonante Reihen von Oktaven auflösbar (siebenfach). Daher findet auf allen oben erwähnten Ebenen eine Durchdringung der Ebenen und Schwingungen statt.

Auf jeder Ebene gibt es einen herrschenden Akkord, dem sich alle Schwingungen anpassen; genau wie wir in einer Oktave oder in einer Symphonie einen dominierenden Akkord haben. Die Reihenfolge dieser Durchdringungen geht jedoch von oben nach unten. Die höhere durchdringt die niedere, während die niederen nur latent in den höheren sind. Man nehme zum Beispiel sieben Ebenen an, von denen die höchste (siebente) den Geist repräsentiert, und die

*) Siehe Tafel I a und b in Heft 5.

niederste den Stoff oder die physische Substanz. Die erste oder niederste Ebene ist durchaus illusorisch. Sie hat keine dauernde oder wirkliche Existenz. Sie befindet sich nicht nur in beständiger Bewegung, beständigem Wechsel (Bildung, Auflösung, Wiederbildung), sondern dieser Wechsel ist ihr Charakteristikum. Unter gewissen Bedingungen verschwindet sie aus dem ersten Zustand vollständig (löst sich auf), und geht zur zweiten Ebene, zur dritten, vierten über und so weiter. Die grösste Tätigkeit ist auf den höheren Ebenen, und die stärkste auf der höchsten; bis sie alle verschmelzen und zurückkehren zu der einen, und wechsellosen, von der sie ausströmten. Alle bekannten Naturphänomene bestätigen die Existenz eines solchen Gesetzes. Daher der Satz in der alten Philosophie: „Die Natur wirkt darauf hin, dass der Stoff nur auf den höheren Ebenen ewig sei."

Die gröbste physische Substanz ist daher von allen höheren Substanzen und Energien durchdrungen oder gesättigt. Diese werden durch die Dominante die, sagen wir, „F" ist, subordinirt und sind so latend oder aktiv, je nachdem sich das Thema entwickelt, oder die Kombination variiert. Kann man sich eine so komplizierte Lage und solche koordinierte Resultate, wie sie allezeit vorkommen, vorstellen, und dennoch glauben, dass es kein Gesetz gäbe, welches den ganzen Prozess regiere? Es ist nicht schwer das Gesetz allgemein zu formulieren.

Man nehme die erste, die niederste Ebene an. Sie ist durchdrungen vom Stoff der Ebene No. 2, der nächst höheren. Nun wollen wir sagen, dass jede Ebene Stoff und Kraft, die kosmische Dualität, repräsentiert. Die sogenannte Kraft der Ebene 1 ist die sogenannte Substanz der Ebene 2. Aber Ebene 2 ist umgekehrt von der Substanz und Energie der Ebene 3 gesättigt. Daher ist die Kraft oder Energie der Ebene 2 die Substanz der Ebene 3, während die Kraftseite der Ebene 3 in Ebene 2 latent, aber tätig auf Ebene 3 ist. Das Gesetz muss daher folgendermassen formuliert werden: Vom Höchsten zum Niedrigsten ist das Niedere das Vehikel (Upadhi) des Höheren; und jede Ebene leitet in der aufsteigenden Reihenfolge ihre Kraft oder Energie aus der Substanz der nächst höheren ab. In der letzten Analyse, wo alle in Einem verschmolzen sind, sieht man, dass Substanz und Energie nur zwei Aspekte des Einen Ewigen Prinzips sind: „Vater-Mutter" der alten Philosophie.

Gehen wir nun von diesen allgemeinen Betrachtungen zu der organischen Natur des Menschen über und wenden diese universellen Gesetze auf seine physische, sinnliche, intellektuelle, moralische und geistige Natur an, so finden wir, dass sie eine Flut von Licht auf das Problem seiner Natur, seines Ursprungs und seiner Bestimmung werfen.

Es ist dabei wohl im Auge zu behalten, dass unsere Idee von Gott und unsere Theorie der Religion die Ausgangspunkte dieser Philosophie sind nicht allein die Grundlage aller heiligen Bücher aller Religionen, sondern, während sie in denselben zwischen Parabel und Allegorie verborgen war, wurde sie in den Mysterien jeder Religion unverhüllt gelehrt, und bildete den theoretischen Teil jeder echten Einweihung. Ehe wir es unternehmen zu beweisen in wie weit die Philosophie in den Symbolen der Maurerei, dem Tempelbau und der Legende von Hiram verkörpert ist, wird es notwendig sein die Lehre bezüglich der zusammengesetzten Natur des Menschen erst weiter zu entwickeln.

Der Mensch kann von zwei Standpunkten aus beurteilt werden: als ein konkretes Ganzes (ein Individuum, eine bewusste Einheit), und als ein Aggregat von Organen und Fähigkeiten. Anatomisch ist der Mensch aus Fluiden, Geweben und Organen zusammengesetzt. Diese Fluide sind auflösbar in unorganische und organische Zusammensetzungen und wieder auflösbar in Elemente. Die Gewebe und Organe haben ihren Ursprung in Zellen, diese stammen von Molekülen und diese wieder, nimmt man an, sind aus Atomen oder sogenannten Elementen zusammengesetzt. Die Physiologie klassifiziert die Funktionen des Menschen als organische — blosse Verbindung von Geweben, die, wie die Pflanze mit Leben begabt sind, daher zuweilen vegetative Funktionen genannt: als animalische — vom Standpunkt der Sinnen-Ebene aus betrachtet und als allem animalischen Leben gemeinsam: als intellektuelle, in welchen im allgemeinen die moralischen und geistigen inbegriffen sind. Das Bewusstsein wird gewöhnlich als zufällig betrachtet, je nachdem es auf der physischen Ebene erscheint oder verschwindet. Es ist schon darauf hingewiesen worden, dass das Bewusstsein in der Geheimlehre als der permanente oder Grund-Faktor im Leben des Menschen betrachtet wird. Es wird niemals zerstört, niemals aufgehoben, kann sich aber von einer Ebene zur anderen zurückziehen. In diesem Sinne kann es der physischen Ebene entzogen werden. Diese alte Theorie vom Ego, oder Denker und seinen Bewusstseinsebenen, auf denen es während seiner Verbindung mit dem Körper latent oder tätig sein kann, macht es möglich oder denkbar, dass das Ego in seinen Bewusstseinszuständen die Grenzen des physischen Körpers vollständig überschreiten kann, und gibt uns einen Begriff von der Natur und der Existenz der menschlichen Seele. Diese Elemente der Wahrheit, merke man, sind Phänomenen und Erfahrungen des Ego im physischen Körper entnommen, und der Schlüssel zu dem Problem liegt in den Bewusstseinsebenen. Nur weil die moderne materialistische Wissenschaft die Bedeutung der Philosophie des Bewusstseins übersehen resp. nicht verstanden hat, leugnet sie die Existenz

der Seele oder verliert sich im Freidenkertum. Man sollte auch bedenken, dass wir nicht eine Bewusstseins-Theorie als wirksame Hypothese hinstellen, sondern von dem Bewusstsein als einer empirischen Tatsache in jeder menschlichen Erfahrung ausgehen. Bezüglich der Natur des Bewusstseins selbst sind wir freidenkend genug den Spencers und Huxleys der Wissenschaft zu folgen, denn wir haben es als den höchsten Punkt in der Natur des Menschen hingestellt; einen „Funken" des Unerkennbaren; des für immer Verborgenen.

Veränderungen in Zuständen und der Ausdehnung der Bewusstseinsgrenzen haben hypnotische Experimente empirisch bewiesen. Ueber das Berührungsfeld hinaus, ausserhalb der Gesichts- und Ton-Grenzen, welche den gewöhnlichen Funktionen der Sinne gesteckt sind, sind hypnotische Sujets vom schweigenden Willen beeinflusst worden und werden des unausgesprochenen Gedankens des Hypnotiseurs bewusst. So hat selbst der moderne Materialismus mit seiner mechanischen Hypothese auf das Problem des Bewusstseins hingearbeitet.

Hätte etwas in dieser Richtung gefehlt, so sind die Beweise wenigstens durch die Experimente in der psychischen Photographie des Dr. Baraduc, die in der französischen Akademie der Medizin berichtet werden, beigebracht worden, und viele andere Forscher arbeiten in derselben Richtung. Wenn die Berichte wahr sind, hat Dr. Baraduc durch Photographie die Existenz des Mayavi-Rupa, des Gedankenkörpers, der vielen Adepten des Altertums bekannt war, bewiesen.*) Lange vorher photographierte Mr. J. M. Rusk, aus Mc Connelsville, Ohio, eine „Gedankenform" vermittels des Lichtes, welches aus einer starken Willens-Konzentration resultierte. Man könnte noch mehr Beispiele anführen, aber es sind genug Beweise beigebracht worden, um der mechano-materialistischen Hypothese der modernen Wissenschaft den Todesstoss zu geben, und die Tore für die psychische Wissenschaft des Ostens zu öffnen.

Die Anatomie und Physiologie, auf welche ich verwiesen habe, bieten nun eine gewisse Methode zur Erforschung des Menschen, und während diese Methode ausserordentliche Resultate hervorbrachte, ist es dennoch keineswegs weder die einzige, noch die fruchtbarste für alle Zwecke.

Die Ebenen in der Natur und im Menschen, auf welche ich hingewiesen habe, und das siebenfache Prinzip in ihren Einteilungen und Beziehungen lassen noch eine andere Forschungsmethode zu.

Dr. med. J. D. Buck.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe l'âme humaine, von Dr. H. Baraduc. Paris 1896.

Zwei Häuser.

(Kapitel III.)

Jessamy sass in der engen unsauberen Stube, die nun ihr Heim war. Mit der Uebernahme des Körpers des kränklichen Mädchens war sie auch gezwungen gewissermassen deren beschränkte Denkweise anzunehmen.

Das Gehirn Jess Ardens behielt die starke Färbung ihrer Persönlichkeit; Jessamy hatte im Zeitraum einer Woche viel gelernt, nicht allein im Leiden, sondern auch in roher Sprache und unrechten Handlungen, ja, sie hatte sich vollständig in das Dasein einer Anderen hineingelebt.

Jess's schwächliche Gesundheit war die ihre, Jess's sensitives Nervensystem das ihre. Liz ging natürlich voran; sie quälte und liebkoste ihre Schwester, wie es gerade kam. Das war eine neue Erfahrung für Jessamy Mainwaring; sie empfand grossen Unwillen und versuchte selbst zuweilen ihre Meinung zu verteidigen, aber allmählich lernte sie verstehen, dass Jess's Empfindungseigenheit sie geeigneter machte den zweiten Platz einzunehmen.

Sie war beständig von Schrecken erfüllt, die sie vorher nie gekannt hatte; Furcht, die sie immer als Zimperlichkeit belächelt hatte, empfand sie jetzt selbst. Sie liebte Tiere, Pferde und Hunde ganz besonders, konnte aber die Nervenerregung nicht überwinden, die der Anblick dieser Tiere bei ihr hervorrief. Jess Arden's Furcht vor Hunden war im allgemeinen bekannt, und daher hatten die liebenswürdigen Bewohner von Red Cross Court die Gewohnheit zum Spass die Tiere auf sie zu hetzen; die entwickelte Intelligenz von Miss Mainwaring konnte dann nicht hindern, dass Jess's Nerven vor Entsetzen bebten.

Sie schlief Nachts schlecht, ihr Husten quälte sie, und eigenartige farbige Lichtbilder tanzten vor ihren schmerzenden Augen; sie wechselten in den Tönen und in der Helligkeit, bald bewegten sie sich vorwärts, bald rückwärts; oft formten sie sich zu geometrischen Figuren, oft scheinbar in kabalistische Charaktere.

Das schwerste Kreuz des neuen Lebens war Susan Arden; diese hexenartige alte Frau war ihr täglicher Schrecken, und wenn Liz

ausgegangen war, was beinahe immer der Fall war, so pflegte sie ihre üble Laune an ihrer jüngeren Enkelin auszulassen; boshafte Schimpfereien und heftige tätliche Angriffe wechselten miteinander ab. Sie hatte ihre beiden Enkel durch diese sanften zärtlichen Mittel grossgezogen, aber Liz hatte sich davon emanzipiert; sie hatte sich selbst Respekt zu verschaffen gewusst und beanspruchte die heiligen Rechte des Brodverdieners, die sie mit der geballten Faust oder ihren zehn Fingernägeln verfocht. Liz war freigebig, leidenschaftlich, energisch und verschmitzt, uud Jessamy lernte sie bald als ihre einzige Planke in stürmischer See betrachten. Ein beständiger Schreck verfolgte sie — die Glaskugel auf dem Kamin. Oft sah sie die Alte murmelnd über ihren Tarot-Karten sitzen; aber noch hatten keine Klienten die schmutzige Behausung besucht und Jessamy bangte vor ihrem Kommen. Man würde von ihr fordern die Rolle der Jess zu spielen, und sie würde es nicht tun -- nein, sie würde es nicht tun. Nun begann sie zu verstehen welche Schwierigkeiten die Verstorbene zu überwinden hatte und fühlte ein sonderbares, halb zärtliches, halb verächtliches Mitleiden mit den physischen Schwächen und Mängeln, die die Erinnerung an die befreite Seele enthielten. Sie konnte sich ihres schwachen Gehirns und ihrer geschwächten Nerven nicht entäussern, aber sie konnte sich wohl weigern an der Schurkerei teilzunehmen.

Das Haus, in welchem Ardens wohnten, war an die verschiedensten Parteien vermietet, verschieden im Grad der Armut. Rauhe Stimmen schallten auf dem Treppenflur, Zänkereien waren an der Tagesordnung, Unmässigkeit war zur Regel geworden, die nur durch einige wenige Ausnahmen bestätigt wurde; die Wirtin hatte die saloppe Gutmütigkeit der selbst Laxen; es gab dort keine Schönheit, keine Bequemlichkeit im Leben. Diese Menschen waren alle vom gleichen unliebenswürdigen Typus. Es war ein erbarmungswürdiges Los für Jessamy Mainwaring, mit Verstand und Bildung bei so zarter Gesundheit und schwachen Nerven. Ihre Einsamkeit hatte etwas Grosses an sich, sie schrack vor den übrigen Mitbewohnern des Hauses zurück, und diese fühlten sich dadurch beleidigt, denn Jess war sanft und gutmütig gewesen und hatte mit ihren Kindern gespielt und sie „abgewartet", wenn sie sich wohl genug dazu fühlte.

Es gab für Jessamy nur einen einzigen Platz im Hause, wo sie Ruhe finden konnte, ein kleines Fenster oben am Treppenflur, das nach Westen sah. Daneben lag ein Zimmer; sie wusste nicht, wer darin wohnte; es war jemand, der sehr ruhig war, und die Tür war immer geschlossen. Jessamy kauerte an diesem Fenster am Abend des zehnten Tages. Es war ein glutroter Sonnenuntergang und sie beobachtete ihn schweigend. Sie hatte sich an diesem Tage hinausgestohlen um Vasarhély zu suchen, den sie für den geheimnisvollen

Urheber ihres Elends hielt. Sie fand endlich sein Haus und erhielt dort die Auskunft, dass er England verlassen habe, — das liess sie wieder in dumpfe Verzweiflung zurückfallen.

Sie kauerte am Boden und betrachtete den Sonnenuntergang. Liz war „auf Arbeit“ als Wäscherin und Plätterin, sie würde nicht vor einer Stunde zurückkommen. Jessamy hatte es gelernt ihre Gegenwart als Schutz gegen die alte Frau zu empfinden. Sie hörte Tritte auf der Treppe, ein leichter Schritt, rasch und springend. Es kam näher — noch näher, erstieg die Treppe unter ihr, es musste wohl der Bewohner des verschlossenen Zimmers sein. Plötzlich hielt er inne, dann begann er wieder langsam und schwerfällig, bis eine Gestalt sichtbar wurde, schwindlig und taumelnd, es war ein Mann; — und als er die oberste Stufe erreicht hatte, tappte er vorwärts.

Jessamy sprang auf; sie nahm es als ganz selbstverständlich an, dass ein Bewohner von Red Cross Court nie ganz nüchtern sei.

„Bleiben Sie!“ sagte eine Stimme schwach und mühsam. „Bleiben Sie — ich — ich bin nicht betrunken. Ich bin“ — die Gestalt schwankte und fiel ohnmächtig zu Boden.

Jessamy sah, dass der Mann krank war; die Frau in ihr fühlte Mitleid und den Wunsch zu helfen, um so mehr noch, als die Stimme so angenehm gewesen war, eine frische jugendliche Stimme mit wohlklingender Färbung. Sie öffnete die Tür des Zimmers — ein sehr kahler Raum — kein Bett, nur eine Matratze in einer Ecke, ein Stuhl, ein Tisch, ein alter Koffer, Tinte, Federn und Manuskripte, Manuskripte wohin man sah, mit einer sauberen weitläufigen Handschrift bedeckt und sorgsam zusammengebunden.

In der Ecke stand ein Wasserkrug; sie trug denselben hinaus, kniete nieder und lockerte des Mannes Hemd am Halse; es war ein ganz junger Mann mit einem schmalen, stark markierten braunen Gesicht, sensitiven Lippen und tief gespaltenem Kinn. Sie sprengte ihm Wasser in das Gesicht und fächelte ihm solange Luft zu, bis er die Augen aufschlug und sie ansah.

„Bin ich ohnmächtig geworden?“ murmelte er, „das kommt vom Treppensteigen.“ Sein Gesicht verriet aber, dass er hungerte.

„Ich bin wieder wohler“, fuhr er fort „ich danke Ihnen vielmals. O, Sie sind Jess Arden, nicht wahr?“

„Ja, kommen Sie mit in Ihre Stube, ich will Ihnen den Krug tragen.“

Neugier, wer er wohl sein möge, erwachte in ihr, und verlieh ihrem Leben einen schwachen Reiz. Er sah sie halb erstaunt an, dann trat er ein, sie folgte ihm und setzte den Krug nieder.

„Sind Sie wirklich nun wohler?“

„Ja, es ist mir ganz gut.“

Er setzte sich nieder und ergriff nervös seine Feder. Jessamy zögerte.

„Schreiben Sie?“ fragte sie, und wieder traf sein erstaunter Blick ihr Gesicht.

„Ja,“ sagte er. „Ich schreibe. Narr, der ich bin.“

„Warum?“

„Warum schreibe ich? Weil ich ein Narr bin. Weil ich glaube, dass ich etwas zu sagen habe, und keiner darauf hören will.“

Er sprach zu sich selbst, erhob sich und ging rasch auf und ab im Zimmer.

„Aber Sie sollen hören“, rief er plötzlich, seine Augen auf sie heftend, „so Gott mir helfe, Sie werden mich hören. Ich werde Sie zwingen.“

„Ich meinte nicht, warum Sie schreiben; ich fragte, was Sie schreiben?“

Er sah überrascht auf.

„Poesie“, sagte er, „Mondschein!“

Er lachte wieder; ein Lachen, das sich nicht gut anhörte.

„Ist das alles Poesie?“

„Ja, wollen Sie — o, was für ein Idiot bin ich.“

„Warum?“

„Weil ich eben fragen wollte, ob Sie etwas von mir hören wollen.“

„O! — Wie gern — wenn Sie mir etwas vorlesen wollten.“

Er setzte sich nieder, ergriff das Papier, das ihm am nächsten lag und begann. Bald vergass er ganz des Mädchens Gegenwart, erregt von der Freude des Schaffens, besessen von einer Leidenschaft, die ihn weit über die enge Dachkammer hinaus trug, über allen Mangel, allen Hunger, über die Einsamkeit, über alle bitteren Enttäuschungen hinaus. Endlich hielt er inne. Seine Augen waren verwirrt, geblendet von einem Übermass von Licht. Er legte das Papier nieder und die Hand über die Stirn.

„Sie müssen Sie hören“, rief Jessamy aus, fortgerissen von allem, was sie umgab. „Wenn sie nicht hören, sind sie taub – stocktaub.“

Er sah heftig auf.

„Sie!“ sagte er. „Sie — sind Sie nicht Liz Arden's Schwester?“

Jessamy zögerte, — der Zauber der Poesie umgab sie, dann sagte sie weich:

„Ja — ja, ich bin — Liz Arden's Schwester.“

„Ich habe nie vorher mit Ihnen gesprochen.“

„Mir ist es dennoch so.“

„Kannten Sie mich?“

„Nein. Ich kenne nicht einmal Ihren Namen.“

„Carol Rowe. Ich wohne hier schon seit drei Monaten. Ich

kam nach London, um mein Glück zu machen; und Sie sehen ich bin auf dem nächsten Weg zu — was?"

Er lachte wieder, ein Lachen trüber als ein Seufzer, und sah auf die beschriebenen Papiere. Plötzlich beugte er seinen Kopf darüber und sass da, am ganzen Körper bebend. Jessamy stahl sich hinaus und schloss leise die Tür. Es gibt Momente, die man allein durchleben muss mit seinem Schmerz, mit seinem Gott, und jeder Blick, der in solche Stimmungen dringt, ist ein Sakrileg.

Aber in den folgenden Tagen erfuhr Jessamy mehr von Carol Rowe, der ein mittelloses Genie von zwanzig Jahren und der Sohn eines Landmanns war; er hatte die Bekanntschaft des Herausgebers eines radikalen Blattes seiner Vaterstadt gemacht und, obwohl selbst kein Politiker, aber entflammt von dem Aufruhr eines jungen noch nicht anerkannten Talentes gegen bestehende Zustände, die es nach der Natur der Dinge niederhalten, hatte er eine boshafte spitzfindige Satire gegen ein konservatives Mitglied gerichtet, die zur Zeit der Wahlumtriebe im besagten radikalen Blatt erschien. Das konservative Mitglied war der Gutsherr von Rowe senior. Infolge dieser unglücklichen Komplikation war Carol Rowe gezwungen seine Heimath zu verlassen und sich nach London zu wenden. Dort angekommen, arm, unbekannt, ohne Freunde sank er in immer tiefere und tiefere Armut, denn wer gab sich in diesem geschäftigen Verkehr und Wandel die Mühe zu sehen, ob der hungrig aussehende, schäbig gekleidete Bursche, der Pakete trug und Abschriften anfertigte, nur um sich Tinte, Feder und Papier kaufen zu können — und Brod, ein im Himmel geborenes Genie oder ein dünkelhafter Skribifax und Galimatias war?

Niemand hörte auf ihn! Sein Vater sandte ihm seine Briefe zurück, welche die Sehnsucht seine Botschaft zu verkünden dem Stolz des hungernden Jungen abgezwungen hatte; und Carol Rowe wurde so arm, dass er in einer Dachstube in Red Cross Court wohnen musste und noch im Rückstand mit seiner Miete war.

Jessamy's Sympathie war für Carol wie ein Trunk frischen Wassers in der Wüste, und sie übte einen grösseren Einfluss auf ihn aus, als sie wusste; es war der Schmerz und Kummer in ihren Augen, der ihn einen Eid schwören liess, ihn niemals wieder wachzurufen, nachdem dies eine Mal der Zorn, die Bitterkeit und die Grösse seines Elends ihn hinausgetrieben hatten, um Vergessen zu suchen in der leichten verhängnissvollen, seelenzerstörenden Weise, die in Red Cross Court üblich war.

Eines Tages stieg sie hinauf zu seiner Dachstube mit einer Bestellung von der Wirtin und fand ihn träg dasitzend, den Kopf in den Händen begraben. Er sprach nicht, als sie ihn anredete und

sie trat näher und legte ihre langen schmalen Finger auf seinen Arm; er sah auf, seine Augen waren voll Tränen.

„Ich kann nicht schreiben," sagte er gebrochen.

„Sie können nicht schreiben, weil Sie vor Kälte fast erstarrt sind — und halb verhungert."

„Grosser Gott! Wir sind nichts als Körper! Es gibt keine Seele! Es gibt keinen Gott!"

„O, stille doch!"

„Es gibt nichts! Ich tue erbärmliche Arbeit aus Mangel an Brod! Sie wollen nicht hören — und — ich — ich bin schwach — ich bin gebrochen — mit mir ist es aus — ich gebe das Spiel auf!"

„Ach, nicht doch, Carol — noch nicht!"

„Noch nicht? Ja ich tue es, Jess. Da wäre eine Arbeit für mich, aber ich werde sie nicht tun."

„Was ist es?"

„Unten wohnt ein Mann, der in einem Lokal singt, sie nennen es die „Mausefalle". Kennen Sie es?"

„Nein, aber ich denke Liz wird es kennen."

„Ja, gehen Sie nicht dahin, Jess. Er würde mich bezahlen, wenn ich ihm Verse schreibe, die er singen könnte."

„Warum schreiben Sie keine?"

„Weil ich es nicht kann."

„Nicht können! Sie können alles schreiben, was Sie wollen."

Carol legte seine Hand auf die ihren.

„Jess, Liebe" sagte er. „Wir sind Freunde, Du und ich — ich hätte nie geglaubt, dass ich hier einen Freund finden würde. Bitte Du mich nicht solche Verse zu schreiben, kleine Freundin."

„Sage mir . . ."

„Dieser Bursche will etwas um das Publikum zu fangen, um die Leute lachen zu machen. Weisst Du was da für die Zuhörer in der Mausefalle passt?"

„Ja."

„Ich kann es nicht tun, Jess — ich — ich könnte lügen — ich könnte stehlen — ich könnte jemand umbringen — wenigstens fühle ich es zu können, wenn es gälte das zu retten, was Gott mir gab, — aber das — das — kann ich nicht. Es ist Sünde gegen den heiligen Geist — es gibt keine andere."

Es war ganz still eine Weile.

„Sage mir" fuhr Carol wieder fort, „soll ich hinunter gehen in die Mausefalle und diese Verse verkaufen, oder soll ich hier bleiben — und verhungern?"

Jessamy streckte beide Hände aus und er ergriff sie.

„Bleib hier", sagte sie.

„Ich bin froh, dass Du es sagst, ich danke Dir. Es gibt keine

Vergebung für diese Sünde, für eine Lästerung gegen den Gott in der eignen Seele des Menschen."

Er setzte sich und kritzelte träge auf einem Stück Papier herum; sie kauerte sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden an seine Seite; das war Jess Arden's übliche Stellung.

„Weisst Du, dass Du mich verblüffst?" sagte Carol Rowe.

„Wie meinst Du das?"

„Weil Du wie zwei Menschen bist, nicht wie einer; und der zweite — es ist ein Wunder, dass man den zweiten hier findet."

Jessamy antwortete nicht.

„Wenn Du es Dir überlegst," sagte er nachdenklich, „wir sind eigentlich alle zweifach, glaube ich. Zweifach! wir sind mehr als das, dreifach, vierfach, nur innen —".

„Was glaubst Du das innen ist?"

„Da ist das Heiligste des Heiligsten, der Schein Gottes. Es liegt ein Sinn, ein tiefer wahrer Sinn in der alten jüdischen Mythe, welche die Theologen missverstehen."

Jessamy Meinwaring war erschüttert. Jess Arden war abgespannt, zu stumpf um Alles fassen zu können. Sie hustete und schloss ihre Augen.

„Müde, Jess?"

„Ja, sehr müde."

Die Stimme von Liz, die ihrer Schwester Namen rief, störte das Paar. Jessamy erhob sich und ging. Liz hatte einen gebackenen Fisch zum Abendbrod mitgebracht und sie schwelgten in dem Genuss.

Für Carol kam am nächsten Tag Erlösung von seinem Leid, ein Brief, ein unerwarteter, verblüffender Brief von einem unbekannten Protektor — eine Unterredung, und der junge Mann schied von Red Cros Court fast wahnsinnig vor Freude und Hoffnung, und Jessamy blieb zurück.

Carol, der vergötterte, gefeierte Egoist hatte augenscheinlich seine schlanke grau-äugige Freundin ganz vergessen. Er versprach zu schreiben, zurück zu kommen, aber er hielt sein Wort nicht und Jessamy trauerte ihm in der Stille nach.

Fortsetzung folgt.

Ivy Hooper.

Rundschau.

Eine neue Theorie vom Magnetismus. — Auf der Kasseler Naturforscherversammlung im Sept. vorigen Jahres teilte in einer Sitzung der physikalischen Abteilung Herr Ingenieur Zacharias (Charlottenburg) seine neuen Ansichten und Versuche über die Ursachen der magnetischen Erscheinungen mit. Seine Resultate nähern sich so sehr unsern Anschauungen und sind so geeignet unsre Ätherforschungen zu stützen, dass wir eine Darstellung dieser Untersuchungen, wie sie s. Z. das Berl. Tageblatt brachte, unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen: „Zacharias will in „mechanischen Vorgängen" die Ursache des Magnetismus erblicken. Es wird Sache der Fachmänner sein, diese Ideen auf ihre Haltbarkeit zu prüfen. In hohem Masse bemerkenswert sind die Mitteilungen auf alle Fälle.

„Angeregt durch Aurel Anderssohn, begann der Vortragende bereits 1880 magnetische Untersuchungen, welche bis Mitte dieses Sommers, also über einen Zeitraum von zwanzig Jahren, fortgesetzt wurden, und die ihn schliesslich zu ganz neuen Entdeckungen und der Erfindung eigenartiger Magnete geführt haben. Die Untersuchungen begannen mit einem Elektromagneten, wie derselbe bereits 1850 von Romershausen als „Topfmagnet" und „Mantelmagnet" beschrieben ist. Sowohl die grosse Kraftsteigerung bei Anwendung des eisernen Mantels um die Drahtspule als auch die Feilspanbilder in senkrechter wie wagerechter Richtung führten sofort zu dem Ergebnis, dass die überall in der Literatur vorhandene Behauptung des Vorhandenseins zweier „Pole" am Eisenkern und Eisenmantel nicht zutreffend sei.

„Es wurden systematisch die verschiedensten Konstruktionen von Elektromagneten untersucht und auf diese Weise festgestellt, dass die bisherige Anschauung über magnetische „Influenz" und das „Verlegen" der sogenannten „Pole" an die Enden beliebiger Seitenschenkel oder Polschuhe ebensowenig zutreffend sein kann, vielmehr die Bewegungsrichtung der magnetischen Kraft lediglich von den Drahtspulen abhängig ist, und das Eisen ausserhalb derselben nur einen Widerstand für die nach dem Magneten und dessen Eisenkern gerichteten Kraft bildet. Vortragender weist auch an der Hand zahlreicher photographischer Aufnahmen und danach gefertigter Wandtafeln nach, dass ein eiserner Anker an einem Magnetismus selbst nicht zum Magneten wird, wie man bisher behauptete, beziehungsweise annahm, sondern dass auch in diesem

Falle das Eisen nur ein **Widerstand** ist. Die Ansshauung, dass Eisen andererseits die sogenannten Kraftlinien gut leite, könne ebensowenig richtig sein. Da die alte Anschauung über die Anziehung heute als überwundener Standpunkt anzusehen sei, so bliebe zur Erklärung der magnetischen Kraft nur das Eintreten einer **Druckdifferenz** übrig, welche durch die nach dem Eisenkern hin wirkenden **Ätherwellen** erzeugt wird. Wie dieser magnetische Druck zu stande kommt, weist Herr Zacharias am Schlusse seines Vortrages an Hand von grossen Feilspanbildern nach. Der Zusammenhang zwischen Licht, Wärme, Elektrizität und Magnetismus wurde ausser den bereits bekannten Tatsachen noch besonders nachgewiesen durch Brechung und Reflexion magnetischer Wellen in Prismen, Linsen und Hohlspiegeln aus Eisenblech.

„**Der Magnetisierungsvorgang**: Betrachten wir das räumliche Feilspanbild eines geraden Elektromagneten, so sehen wir in der Richtung der Achse des Eisenkerns eine gerade Linie, um welche zahlreiche Kurven sich befinden, die zwischen den beiden Enden des Eisenkerns mehr oder weniger stark gekrümmte Bogen bilden. Je nach der aufgewendeten magnetisierenden Kraft (den Amperewindungen) sind diese Bogen mehr oder weniger ausgebaucht. Das Magnetfeld nimmt im Feilspanbilde sichtbar mit wachsender Kraft an räumlicher Ausdehnung zu, und mit ihr die Krümmung der Flächen, in denen sich die Feilspäne anordnen. Die elektrische Bewegung in den Drahtspulen auf dem Eisenkern erzeugt durch ihre Zentrifugalkraft eine entsprechende Bewegung sowohl des intermolekularen als auch des freien Äthers. Wir erhalten infolgedessen in der Mitte die sogenannte Indifferenzzone und an den Enden Ätherdruck als die magnetische Kraft (die Anziehung der Pole). Die Rotation des Äthers im magnetischen Felde erzeugt auch im Eisenkern ein gewisses Äthervakuum, je höher dieses wird, um so grösser ist die Kraft an den Enden des Kerns. Für das Vorhandensein einer solchen Rotation sprechen verschiedene Erscheinungen, wie auch die Bewegung der Elektrizität in den Drahtspulen an sich schon. Beim Gleichstrom findet die Rotation in gleicher Richtung, beim Wechselstrom in wechselnder Richtung statt, das Vakuum und damit die Kraft ist in beiden Fällen vorhanden, während die sogenannte Polarität beziehungsweise Richtkraft je nach der Rotationsrichtung sich ändert.

„Nicht allein die Feilspanbilder zwischen beweglich aufgehängten Magnetnadeln und diesen genäherten Stabmagneten zeigen diesen Antrieb und Abtrieb der Magnetnadel, sondern auch ein um seine Mitte rotierender Gleichstromhufeisenmagnet lässt erkennen, wie die Feilspäne in Kurven teilweise herangeschlendert werden. Sehr gut lässt sich der Antrieb und Abtrieb zwischen Stabmagnet und Magnetnadel auch mit zwei rotierenden Kugeln zeigen, von denen eine an einem Faden hängt. Bei Gleichlauf stossen sie sich ab, bei Entgegenlauf bleiben sie beisammen, hieraus hat man früher die sogenannte Anziehung und Abstossung bei Magneten hergeleitet. Betrachten wir in diesem Sinne nicht allein die zahlreichen vom Vortragenden aufgenommenen photographischen Spektra an Magneten und insbesondere diejenigen in natürlicher Grösse an Starkstrom-Elektromagneten, so ist klar, dass die Gestalt des Eisenkerns für die magnetische Kraft

keine besondere Rolle spielt nnd beim Hnfeisen oder an Polschnhen nicht an deren Enden „verlegt“ wird, sondern dass wir in allen Fällen das Magnetfeld als ein Rotationsellipsoid zu betrachten haben.

„Magnetismus ist also ein Bewegungsvorgang nnd kein Zustand, hiervon kann auch der Danermagnet keine Ausnahme machen. Hierauf lassen schon dessen ganz ähnliche Spektra schliessen. Beim Magnetisieren entziehen wir dem harten Stahl in seiner Oberfläche etwas Äther und erzeugen so eine Druckdifferenz. Es fragt sich nur, wie die Bewegung des Äthers am Dauermagnet aufrecht erhalten wird. Hierüber konnte Vortragender ohne weiteres keinen Aufschluss finden. Erst die Entdeckung der Empfindlichkeit aller Stoffe gegen Ätherwellen des Liehtes, insbesondere der Wärme, und die Erfindung ganz neuartiger apolarer Magnete zeigten, dass die Stoffe stets von Ätherschwingungen umgeben sein müssen, sodass mechanische Einwirkungen durch Ätherwellen leicht nachweisbar wnrden, was bei gewöhnlichen Magneten nicht der Fall ist. Diese bisher ganz unbekannten Vorgänge wurden an verschiedenen Versuchsobjekten demonstriert. Der Unterschied zwischen Elektromagnet und Dauermagnet scheint aber darin zu liegen, dass bei dem ersteren eine künstliche Ätherbewegung durch den elektrischen Strom erzeugt wird, die beim letzteren durch die Eigenschwingungen der Stahlmoleküle in Verbindung mit dem intermolekularen Äther zu stande kommen. Da Eisen bekanntlich den magnetischen Wellen Widerstand bietet, so haftet es nicht allein an Magneten aller Art, sondern lenkt auch eine bewegliche Magnetnadel durch teilweisen Druckausschluss ab. Das weitere Eindringen in die Physik der Moleküle und die eingehende experimentelle Erforschung der hier dargestellten Vorgänge, zu denen dieser Vortrag Anregung geben soll, wird uns über mancherlei Fragen noch Aufschlüsse geben, die sich hieran knüpfen lassen. Es mag noch nicht alles, was aus den Versuchen gefolgert ist, bis ins einzelne absolnt korrekt sein, im Prinzip, so behauptet Herr Zacharias, dürfte sich schwerlich dagegen etwas einwenden lassen.“

Die Aussendung von Strahlen durch Pflanzen glaubt Dr. Eduard Meyer (Paris) neuerdings nachgewiesen zu haben. Wie der genannte Forscher nach einem Bericht des Prometeus mitteilt, hat die Annäherung eines schwach fluoreszierenden Schirmes an Pflanzen ein verstärktes Aufleuchten zur Folge. Brachte man den Schirm in die Nähe der grünen Pflanzenteile, also des Stengels und der Blätter, so trat das Aufleuchten dentlicher hervor als bei der Annäherung an die Wurzel. Diese eigenartige Erscheinung steht offenbar mit der Tätigkeit oder Entwicklung der lebenden Pflanzenzelle in Zusammenhang. Lässt man beispielsweise Kressesamen in einem Glase keimen, so leuchtet ein angenäherter Fluoreszenzschirm auf, so dass man ein Glas, dessen Inhalt in voller Keimung begriffen ist, leicht von einem anderen unterscheiden kann, welches eben erst mit Samen beschickt worden ist. Setzt man Blätter, Wnrzeln, Zwiebeln oder keimende Knollen der Einwirkung von Chloroformdämpfen aus, so wird — wohl infolge der teilweisen Lähmung der Zellsubstanz — das Aufleuchten des Schirmes wesentlich geschwächt. Dr. Meyer glaubt aus seinen Experimenten schliessen zu dürfen, dass die Planzen

gewisse Strahlen aussenden, wie dies ja vor kurzem zwei französische Forscher in Nancy in gleicher Weise bezüglich des Menschen selbst behauptet haben.

Zwei neue leuchtende Elemente. Professor Baskerville von der Universität Neu-Carolina hat das für Glühstrümpfe verwandte Thorium in zwei neue Elemente zerlegt, die er nach dem Entdecker des Thoriums Berzelium und nach seiner eigenen Vaterstadt Carolinium nannte. Beide Elemente, das eine im Niederschlage von rosa, das andere von grüner Farbe, zeigen, wie Baskerville im Newyorker Chemikerklub nachwies, eine Leuchtkraft, die durch mit Tuch bedeckte Kupfer-, Messing-, Eisen- oder Glasröhren dringt. Baskerville beabsichtigt, seine Experimente mit Professor Neesen von der Universität Berlin fortzusetzen.

Ein seltsamer Stoff. — Kryostase. — Eine Mischung von merkwürdiger Eigenschaft wird in der „Pharm. Zeitung" angegeben. Sie stellt einen Körper dar, der in der Kälte schwitzt und in der Wärme erstarrt, wird als Kryostase bezeichnet, und besteht aus gleichen Teilen Phenol, Kampher und Saponin, zu welcher Mischung ein wenig Terpentinöl gesetzt wird. Der hierdurch entstehende Körper besitzt die erstaunliche Eigenschaft, im Gegensatz zu allen anderen bekannten Körpern in der Kälte flüssig zu werden und in der Wärme zu erstarren. Eine grosse Familie von Körpern kennt man ja schon lange, welche bei niederen Temperaturen flüssig, in der Hitze fest werden, es sind dies die Eiweisstoffe; aber wenn Eiweiss einmal fest geworden ist, so ist kein Aufenthalt in der Kälte vermögend, das Gerinnsel wieder flüssig zu machen, wie es tatsächlich bei der Kryostase der Fall ist. *(Techn. Rundsch.)*

Wie wurde Jesus verurteilt? — Eine Arbeit „il processo de Gésu" von G. Rosadi wirft diese Frage auf, nach welcher juristischen Form Jesus verurteilt worden sei. Bisher war man der Ansicht, dass Jesus vom Synedrium zu Jerusalem rite verurteilt wurde. Rosadi dagegen weist nach, dass diesem gar keine derartigen Befugnisse zukamen. Vielmehr widerspricht die Überlieferung völlig den damaligen Rechtszuständen und lässt nur die Erklärung zu, dass hier ein durchaus willkürlicher Akt gesetzlich inkompetenter Leute vorliegt. Der Verfasser schliesst seine Ausführungen mit den Worten: „Jesus wurde also verhaftet von Leuten, die gar kein Recht dazu hatten und wurde nicht durch die einzig zuständige Behörde verurteilt. Seine Hinrichtung war demnach keine Ungerechtigkeit, sondern ein Justizmord." Wir wollen dem noch hinzufügen, dass uns zunächst über die bestehenden Gerichtsverhältnisse der Talmud im Traktat Synhedrin orientiert. Danach war die Gerichtsverhandlung, welche in Jerusalem in Gegenwart von 71 Richtern stattfand, eine umständliche und sorgfältige. Eine Hinrichtung durfte erst 40 Tage nach der Verurteilung stattfinden. Die bei den Juden bestehenden Todesstrafen waren der Tod durch den Strang, durch das Schwert, durch Verbrennen (man goss dem Verurteilten geschmolzenes Blei in den Mund) und durch Steinigen. Letzterer Tod trat bei Gotteslästerung ein. Es erscheint nun zweifelhaft, dass eine solche Gerichtssitzung stattgefunden hat. Ebenso erscheint es zweifelhaft, dass Jesus von den Römern verurteilt worden ist, da ja diesen gar kein Grund für eine solche Verurteilung vorlag. Die Römer waren

gegen das Sektenwesen der von ihnen unterjochten Völkerschaften gleichgiltig, und würden sicher sich nicht zu einem so sinnlosen Mord hergegeben haben, zumal ohne sorgfältige Verhandlungen. Jedenfalls bedarf die Frage nach dem Prozess Jesu noch einer gründlichen Aufhellung, damit ersichtlich wird, ob der irdische Mensch Jesus überhaupt einen Tod in angegebener Weise erlitten hat. Uns erscheint die symbolische Erklärung viel plausibler und genügt dem religiösen Gefühl vollkommen. Die Kreuzigung ist nichts anderes als die notwendige Verkörperung des Geistes in der Materie, die wir alle durchmachen müssen, um zum „Vater", zur Erkenntnis, zu gelangen.

Eine Geisteroper. — Anfang März wurde in der psychischen Gesellschaft Luce e ombra in Mailand eine Oper aufgeführt, welche durch automatische Niederschrift entstanden ist. Den Söhnen des Senators Amato, beides Medien, wurde der Text von einem „Geist" mit Namen Felix, die Musik von einem andern „Geist" mit Namen Jo mitgeteilt. Prof. Grappeo verarbeitete die Melodien zu einem Ganzen. Die Musik soll angenehm sein, der Beifall war allgemein und gross. Jedenfalls ist dies Ereignis eine passende Ergänzung zur Schlaftänzerin, zum Kapitel über die Tätigkeit des Unterbewusstseins und seine Impressionsfähigkeit auf physischer wie metaphysischer Seite.

Die Oper „der Buddha" von Max Vogrich wurde im März d. J. zum ersten Male aufgeführt. Die Kritik schreibt darüber: „Bei glänzender Inszenierung und Darstellung hatte das Stück einen starken Erfolg. Das Werk behandelt den Sieg der alles überwindenden Liebe über die Lehre von der grossen Entsagung von allen irdischen Genüssen, und zwar in kraftvoller dramatischer Steigerung, welcher auch die charaktervolle musikalische Gestaltung entspricht, die sowohl für die Farben schmeichlerischer Sinnlichkeit der Tropenpracht, als auch für die höchsten Seeleneffekte Ausdrucksmittel besitzt. Das ernste zeitgemässe Stück ist das Werk eines tüchtigen, erfindungsreichen Talents."

Deutscher Spiritisten-Verein. — In Köln hat sich unter der Aegide der Herrn Feilgenhauer von der Zeitschrift für Spiritismus ein „Deutscher Spiritisten-Verein" gebildet, der alle Interessenten für Okkultism, Animism, Spiritualism, Davis, Kardec, Psychism, Theosophie, kurz alle, welche „die Existenz eines Spiritus (Seele, Geist) behaupten, der über der Materie steht, und dem sie deshalb auch Unsterblichkeit zuschreiben, vereinigen soll."

Die Statuten sagen: Der „Deutsche Spiritisten-Verein" bezweckt die wissenschaftlich exakte und experimentelle Erforschung der spiritistischen Phänomene, die Anerkennung und Gleichberechtigung der psychologischen Wissenschaft als solcher seitens und mit den übrigen Fachwissenschaften der Neuzeit und die Unterstützung seiner Mitglieder durch Rat und Tat, sowie die allgemeine Förderung und Ausbreitung der spiritistischen Bewegung. a) Der „D. S.-V." will daher nicht einseitig lokaler Natur sein oder einen Bund der in seinem Wirkungsgebiet bestehenden lokalen Vereinigungen, gleich welchen Namens, ins Leben rufen oder diesen ihre lokalen Mitglieder zu seinen Gunsten entziehen, sondern viel mehr denselben ihre volle Selbständigkeit gewährleisten derart, dass jeder Spiritist unbeschadet seiner lokalen u. s. w. Zugehörigkeit zu einer solchen Vereinigung,

bezw. einem Bunde oder sonstigen Verbande, zugleich Mitglied des „D. S.-V.“ sein kann. b) Der „D. S.-V.“ sieht ferner im Hinblick auf die Verschiedenartigkeit seiner Mitglieder und innerhalb des Rahmens seines Gesamtwirkens die Sonderteilung seiner Tätigkeit in eine (populär) belehrende, eine (wissenschaftlich) forschende und eine (wohltätig) unterstützende vor, überlässt aber die spezielle Ausübung dieser einzelnen Zweige in erster Linie den zahlreichen, allerorten bestehenden und noch entstehendenen lokalen Vereinigungen, Gesellschaften und Zirkeln entsprechender Art, denen nach Kräften allzeit fördernd zu Seite zu stehen, er andererseits bereit ist. — c) Der „D. S.-V.“ will seiner allgemeinen, Spiritismus, Animismus, Okkultismus, Psychologie und Theosophie umfassenden Natur nach, sämtliche Anhänger der nichtmaterialistischen Weltanschauung des deutschen Sprachgebietes zu gemeinschaftlichem Kampfe um Anerkennung und Gleichberechtigung vereinigen und seinerseits im Vereine mit den ihre Sprachgebiete wieder umfassenden Vereinigungen des Auslandes gleicher oder ähnlicher Natur und Organisation einen Zusammenschluss der Spiritisten der ganzen Welt anstreben. Für die Mitgliederbeiträge hat man vier Stufen gebildet, die je 1, 2, 4, 12 Mk. zu zahlen haben. Man kann auch für 100 Mk. lebenslänglich Mitglied werden. Wir stehen der Neubildung freundlich gegenüber, wie allen Bestrebungen, welche unsere Anschauungen oder derselben ähnliche verbreiten. Leider hat sich aber bisher aus allen diesen Bestrebungen nur jämmerliches Cliquenwesen entwickelt, weshalb diese Gründungen von kurzer Dauer sind. Wir wollen wünschen, dass das Feilgenhauersche Unternehmen nicht diesen left-hand path beschreitet. Wir werden über die Entwickelung des D. S.-V. zu Zeiten berichten.

Die nächsten Hefte. — Aus Raummangel konnten wir die metaphysischen Tagesereignisse in diesem Heft noch nicht besprechen. Wir holen dies im nächsten nach und werden dort über die Schlaftänzerin, den Tilsiter Magnetismus-Prozess, die Hellseherin Wilhelmine Fässler, den Besuch der Theosophin Frau Musaeus-Higgins aus Ceylon in Berlin u. A. berichten. —

Totenschau — Edwin Arnold †. — Ende März starb in London im Alter von 72 Jahren der Dichter der „Leuchte Asiens“ (Light of Asia) Sir Edwin Arnold, der Lorbeer gekrönte Ritter des Sterns von Indien. Mit ihm scheidet aus dem Kreise der Freunde orientalischen Denkens und Fühlens eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten. Seine Leuchte Asiens, welche das Leben Buddhas und seine Lehre schildert, hat wie kein zweites literarisches Werk für das Bekanntwerden des Buddhismus in der Abendwelt gewirkt. Wenn es in Europa und Amerika jetzt möglich ist die buddhistische Kirche zu propagieren, so hat Sir Ed. Arnold den Boden dafür bereitet. (Deutsche Übersetzung von K. Wernicke [Reclam] und Dr. A. Pfungst [Friedrich].) Arnold ist als Dichter, Gelehrter (er nahm an den Ausgrabungen des Assyriologen George Smiths teil) und als Journalist (Mitherausgeber des Daily Telegraph) bekannt.

Otto Böhtlingk †. — Am Karfreitag ist in Leipzig, wo er seit 1885 seinen Aufenthalt genommen, Otto Böhtlingk, der Altmeister der indischen Philologie, gestorben. Böhtlingk ist 89 Jahre alt geworden. Er hat seine beiden Freunde und Studiengefährten, die Sanskritforscher Albrecht Weber und Rudolf Roth

überlebt, von denen der eine, der Tübinger Roth, mit ihm zusammen eines der gewaltigsten Werke tiefer Gelehrsamkeit und unermesslichen Fleisses, das grosse, siebenbändige Sanskrit-Wörterbuch herausgab. Von seinen übrigen Arbeiten seien genannt: Die „Acht Bücher grammatischer Regeln Paninis“, die „Indischen Sprüche“, die Übersetzungen von Kalidasas „Sakuntala“ und von dem Schauspiel „Das irdene Wägelchen“, das Werk über „Die Sprache der Jakuten“ und die Abhandlung über den „Accent im Sanskrit“ — Namen und Titel für die grosse Mehrheit des Publikums, Denksteine der Forschung für die Fachgelehrten. — Otto Böhtlingk war in Petersburg im Jahre 1815 geboren. Er studierte in Berlin und Bonn, kehrte 1842 nach Petersburg zurück, wo er die höchsten wissenschaftlichen Würden erreichte und siedelte 1868 nach Deutschland über, um erst in Jena, dann in Leipzig seinen Studien zu leben. Ein seltener Gelehrter und zugleich ein echter Weiser ist in ihm dahingeschieden. *„B. T.“*

Samuel Smiles †. — Am 16. April verschied in Kensington im Alter von 91 Jahren Samuel Smiles, der Verfasser der moralisch-politischen Schriften: Selbsthilfe, Charakter, Pflicht, Sparsamkeit und Leben und Arbeit. In England war die Wirkung seiner Arbeiten eine nachhaltige, obwohl seine Persönlichkeit keine hervorragende zu nennen ist.

Peter Hille †. — Eine der seltsamsten Dichtergestalten unserer Tage ist plötzlich von uns geschieden. Peter Hille, der unsern Lesern aus den älteren Jahrgängen der Sphinx noch in gutem Andenken sein dürfte, ist am 7. Mai im Gross-Lichterfelder Kreiskrankenhaus gestorben. Am 3. Mai zu nächtlicher Stunde fand man den Armen blutüberströmt auf dem Bahnhof Zehlendorf, von da schaffte man ihn zunächst nach seiner Wohnung in der Neuen Gemeinschaft nach Schlachtensee und von dort, da sein Zustand bedenklich war, nach Gr.-L. Er ist immer ein eigenartiger Mensch gewesen. Seine Ideen hat er nie recht zu einem grossen Werke verdichten können, aber selbst die unscheinbarsten Dinge gewannen unter seiner Feder Licht und Farbe. Ein Schulfreund der Gebrüder Hart in Münster (aus Erwitzen b. Driburg gebürtig), hatten ihm diese ein Heim im Hause der Neuen Gemeinschaft in Schlachtensee geschaffen und sorgten für den für das äussere Leben völlig ungeschickten Mann. Seine Werke, meist nur aus aphoristischen Stücken bestehend, werden jetzt für eine Gesamtausgabe geordnet. Hille war so recht der Typ des Hypersensitiven, dem seine psychische Veranlagung zum schweren Karma wurde. Er wanderte einsam durchs Leben und ging einsam in das andere hinüber. Ihm sei ein liebes Gedenken gewidmet! —

Lucian Pusch †. — Zudem kommt aus Breslau die Nachricht, dass Anfang Juni der als spiritualistischer Schriftsteller und Lehrer bekannte Professor Dr. Lucian von Pusch sich in einem Anfall von Irrsinn aus dem Fenster seiner Wohnung gestürzt und getötet hat. Wer mit ihm in Korrespondenz stand und ihn sonst näher kannte, wusste, dass man in ihm einen jener Unglücklichen zu bemitleiden hatte, deren mediale Fähigkeiten sie nicht nur für das Leben untauglich machen, sondern auch den Weg zum Irrsinn bedeuten. Möchte er jetzt befreit von einem krankhaft veranlagten Körper einen Lohn finden, den sein ehrliches Streben verdient.

Literatur.

Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.

Hans Kordon, Ist Professor Max Dessoir sachverständig? Eine kritische Betrachtnng. Lorch 1904. (—.50)

Diese treffliche, mit dem Schwnng der Überzeugung abgefasste kleine Schrift verdient alle Beachtung. Wie wenig Dessoir als Sachverständiger im Rothe-Prozess, gleichviel wie man das Medium benrteile, gelten konnte, haben auch wir s. Z. erklärt und Kordou zeigt das znnächst an den Auslassnngeu Dessoirs über „das Weseu der Materie", „die Jahrtausende alte wissenschaftliche Erfahrung uud Feststellnng" darüber, wie sich der Professor in imponierenden Worten veruehmen liess. Dessoir dachte bei ihnen offenbar an die Undurchdringbarkeit der Materie, eine ganz allgemeine Erfahrung der normalen Sinnlichkeit, zu deren Nachweis es keiner grossen wissenschaftlichen Gelehrsamkeit je bedurft hat. Wo etwas Stoffliches den Raum erfüllt, da kann nichts anderes sein. Von dieser Eigenschaft der Materie hätte Dessoir richtiger gesprochen, als von ihrem Wesen. Ihr Wesen liegt jenseits der Erscheinungswelt, ist metaphysisch wie Ursprung und Wesen alles Seienden. Und weil das Wesen der Materie durchans metaphysisch ist, so ist auoh die Eigenschaft jener sinnlichen Wahrnehmnng keineswegs ausreichend klar; deun, wenn es anch im Wesen aller sinnlichen Existenzeu liegt, dass sie nur von einem Platze znm andern verdrängt werden, aber nicht denselben Raum mit anderen Existenzen einnehmen können, so ist damit über die Möglichkeit schnellstor Auflösnngen materieller Dinge uud ebenso schneller Wiederherstellungen uichts entschieden. Dass die Natnr, wie der gemeine Verstand sie kennt, schlechtweg das Wesen der Natnr sei, ist unter a''en Umständen Verblendung uud ganz nnphilosophisch. Dies ist es, was anoh Kordon mit Zurückgehen auf die Philosophie aller Zeiten verdentlicht nnd weil der gesamte so wertvolle Erfahrungsokkultismus geistverödend ist ohne philosophischen Okkultismus und die Verjüngung vou Philosophie nnd Metaphysik vom Okkultismus gar nicht zn trennen ist, so hat sich mit seiner leichtfasslichen Schrift Kordon viel Verdienst erworben. Sodaun wendet sich Verf. gegen Dessoirs Wendung in der „Woche", dass von den Okkultisteu Vorgänge behauptet werden, „die sonst in der Erfahrung aller Menschen aller Zeiten sich nicht finden". Gegen diese fahrlässige Kriegführung hat Kordon leichtes Spiel und die vielen und guten Zengnisse, mit denen er den Gegner zu Boden wirft, zn vermehren wäre ebenso billig wie überflüssig. — Eiu Punkt ist es jedoch, in dem ich mit Kordon

nicht einer Meinung hin und, obschon er in seiner Schrift keine wesentliche Rolle spielt, möchte ich doch, nachdem ich meine Ansicht hierüber nicht ohne Nachdruck öfter wiederholte, und Stadtpfarrer V. Traub (Stuttgart) daranf in seiner antiokkultistischen Schrift „Wider den Spiritsmus" einging, etliche Worte hierüber sagen. Kordon spricht wieder von dem einfachen Beweise der Unsterblichkeit durch den Spiritismus. Das Vorhandensein wie die Möglichkeit solches Beweises habe ich stets geleugnet, doch diesen Mangel geradezu als Vorzug des innerlichen Menschen (siehe Übers. Welt 1903, 369) bezeichnet, der nicht bloss durch äussere Nachweise über dasjenige sichergestellt werden darf, wofür er die „letzte Überzeugung" im eignen Gemüte gewinnen soll. Darum spreche ich von kostbaren Hinweisen, nicht von Beweisen des Okkultismus. Ist es aber gleichviel, ob unsere Erfahrungswissenschaften aus der Natur sich lauter sinnliche Gründe gegen Seele und Unsterblichkeit entnehmen, wie es jetzt der Fall oder ob die Erfahrung die gewichtigsten Stützen für unsere Transzendenz aus der supranormalen Psychologie gewinnen? So fragt nur ein Tor. Nur ein Tor kann die Übereinstimmung zwischen theoretischem Wissen und metaphysischen Bedürfnissen für nichts achten. Da wir uns ja gern und nicht ohne Grund auf Kant berufen, möchte ich eine Stelle aus der „Kritik der reinen Vernunft" (Kehrbach, S. 567) zu der meine Ansicht stimmt, hersetzen: „Ich bin zwar nicht der Meinung, welche vortreffliche und nachdenkende Männer (z. B. Sulzer) so oft geäussert haben, da sie die Schwäche der bisherigen Beweise fühlten: dass man hoffen könne, man werde dereinst noch evidente Demonstrationen der zwei Kardinalsätze unserer reinen Vernunft: es ist ein Gott, es ist ein künftiges Leben, erfinden. Vielmehr bin ich gewiss, dass dieses niemals geschehen werde. Denn, wo will die Vernunft den Grund zu solchen synthetischen Behauptungen, die sich nicht auf Gegensätze der Erfahrung und deren innere Möglichkeit beziehen, hernehmen?" Die Seele als Substanz ist eben kein Gegenstand der Erfahrung, über den man mit innerer logischer Begründung etwas ausrechnen kann. Trotzdem hat Kant schon in der „Kritik der reinen Vernunft" die Unentbehrlichkeit von Gott und Unsterblichkeit für unsre reine Vernunft, die „intelligible Welt" als das Weltwesen häufig und bestimmt genug hervorgehoben.

Dr. Walter Bormann.

Traub, Ph., Stadtpfarrer in Stuttgart, Tod und Zwischenzustand. — Spiritismus. Zwei religiöse Vorträge. 2. Aufl. Stuttg. 1004. (—.50)

Man kann wohl annehmen, dass Herr Stadtpfarrer Traub die herrschende Ansicht der protestantischen offiziellen Kirche ausspricht. Deshalb wollen wir einen Augenblick bei seinen Vorträgen verweilen. Er erkennt den Todeszustand (also den Zustand der vom Körper abgeschiedenen Seele) als einen Zwischenzustand zwischen der Gnadenfrist (dem Leben im Körper) und dem Jüngsten Gericht. Darin sind die Abgeschiedenen noch nicht in der Vollendung der Herrlichkeit oder Verdammnis, sondern sie „werden darin aufbewahrt wahrscheinlich ohne lebensvolle Entwickelung, leib- und zeit- und werklos in seliger Gottesnähe oder unseliger Gottesferne zur Vollendung bei der Wiederkunft Christi". Ferner heisst es: „Mit dem Tod und Zwischenzustand ist also tatsächlich schon über

das Los des Menschen entschieden. Aber diese Entscheidung macht das Endgericht nicht überflüssig." Die Seele hat „ihr Selbstbewusstsein und eine gewisse Wahrnehmungsfähigkeit, sie erinnert sich ihrer Taten und Schicksale, ihrer Freuden und Leiden. Ja, ihre Werke folgen ihr nach. Wir bleiben, was wir innerlich geworden." Das wäre so ungefähr die liebliche Aussicht, die wir nach Herrn Traub zu erwarten haben. Es ist nur ein Glück, dass das, was kommt, nicht von ihm abhängig ist, sondern dass die Liebe oder Gott, wie man will, die Welt regiert. Gott quält die Menschen nicht, wie Herr Traub dies glaubt. Denn ist es nicht eine bodenlose Menschenschinderei, wenn ich Menschen, die aus Unwissenheit ein Unrecht tun, oder die aus Krankheit etwas Böses anstiften, denn alle „Sünde" ist eben in der Disharmonie und Schwäche begründet, wenn ich all diese armen Leute in einen Zustand, in dem ihnen die Möglichkeit genommen sein soll sich zu bessern, versetze und ihnen beständig ihre Erbärmlichkeit oder Trefflichkeit vor Augen halte, und wenn dies dann meiner Ansicht nach genügend lange gedauert hat, dann werden diese nun wohl windelweich Geschundenen erst ordentlich ewig verdammt, die andern bekommen das Zuckerplätzchen nun wirklich, das ihnen Jahrtausende lang vorgehalten worden ist. Solch barbarische, raffiniert grausame Vorstellungen gibt die christliche Geistlichkeit dem deutschen Volke, als von Gott oder Gottes Sohn verkündigt als geistigen Halt (!?). Keine Hand rührt sich, kein Mund regt sich, um solche Lästerung der Religion Christi zu bestrafen oder zu rügen. Ist unser Volk wirklich so marklos und stumpf geworden? —

Ich meine, wer nichts Rechtes vom Leben nach dem Tode zu sagen weiss, der könnte unbeschadet seiner Stellung diese Unkenntnis ruhig eingestehen und lieber schweigen und von denen lernen, die die Sache geschickter anfassen, anstatt solche Dinge vorzubringen. Die Verantwortlichkeit eines Pfarrers ist eine sehr grosse und man sollte mit ihr nicht so leichtsinnig spielen. Wir sind der ganz bestimmten Ansicht, dass diese Irrlehren auf Herrn Traub zurückwirken werden, und dass er sich in keiner Weise den Folgen seiner Lieblosigkeit wird entziehen können, Diese Lieblosigkeit wird ihn solange verfolgen auch bis ins Jenseits hinein, bis er eingesehen hat, dass Gott die Liebe ist, und dass die Liebe so lange arbeitet, bis der Mensch sich ihr zuwendet, hier oder im postmortalen Zustand, und dass die Liebe Keinen zum ewigen Stillstand kommen lässt, dass sie vor allem Keinen zur ewigen Verdammnis verurteilt, denn wer sich versündigt, irrt und bedarf der Liebe um vom Irrtum loszukommen, nicht aber der ewigen Verdammnis. Und der Zustand nach dem Tode kann nicht ein Zustand des Stillstandes sein, weil alles in der Liebe ruht, also in Gott, also auch jene Abgeschiedenen. Und Liebe ist nicht Hemmung der Entwickelung, sondern Förderung. —

Über die Kenntnisse vom Leben der Seele nach dem Tode verbreiten wir uns später in ausführlichem Artikel. Nun zum zweiten Vortrage Traubs. Hier finden wir eine Verurteilung des Spiritismus aus folgenden Gründen: 1. weil vier Fünftel Betrug sind; 2. weil er noch keine einzige neue Offenbarung gebracht hat; 3. weil wir zur Erklärung der „spiritistischen" Tatsachen die Geister Ver-

storbener nicht brauchen; 4. weil er überaus schädlich ist; 5. weil seine Vorstellungen von Gott, Christus und den Geistern durchaus unwürdige sind; 6. weil er keine Brücke zum Christentum sein kann, sondern sogar vielfach christentumsfeindlich ist. „Wer nicht dem in Christo geoffenbarten Gott vertraut, Gott ohne sein Wort haben will, fällt dem Aberglauben anheim.“ Und ferner heisst es: „Unsere Aufgaben der Heiligung und Nächstenliebe sind viel zu gross und kräftig, als dass wir an solchen Zerrbildern Gefallen fänden; das Vertrauen auf den Vater im Himmel ist uns viel zu beruhigend, als dass wir uns von nervösem Geisterspuk umtreiben lassen möchten.“ Das ist alles geeignet unsern Beifall zu finden mit der Einschränkung, dass das Urteil in allem über das Ziel hinausschiesst und vielfach auf die von Herrn Traub für christlich gehaltene Anschauung besser passen dürfte. Der Spiritismus hat für uns den Wert einer Erweiterung unserer Naturerkenntnis und als solche unser Interesse. Dass er mit der Zeit andere Formen annehmen wird, die nicht mehr das Kindische an sich haben wie jetzt noch vielfach, glauben wir auf Grund der Annahme einer steten Entwickelung unseres geistigen und leiblichen Lebens als sicher behaupten zu dürfen.

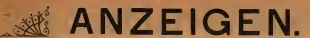
Marvin, F. R., the last words (real and traditional) of distinguished men and women, coll. from various sources. New York 1902. (7.—)

Es ist wirklich von eigenartigem Interesse zu hören, wie verschiedenartig die berühmten Männer der Weltgeschichte in die letzten Worte vor dem Tode ihre Vergangenheit, die Hoffnung auf die Zukunft oder ihre unmittelbaren Empfindungen hineingelegt haben. Es ist aber schmerzlich daraus zu entnehmen, dass die Wenigsten mit vollem Bewusstsein in den transzendentalen Zustand der Seele eingegangen sind. Bei den meisten übertönt die Ergebung in Gottes unabänderlichen Ratschluss alle anderen Gedanken. Viele sind auch ohne Vorbereitung vom Tod überrascht worden, so z. B. Rich. Wagner. Beethoven erkennt, dass er im Himmel sein Gehör wiederfinden soll, und Kant's letzte Worte fassen das Innenleben des grossen Philosophen zusammen in die ergebnisvolle Erkenntnis: Es ist gut! — — Das Buch gibt uns eine grosse und ernste Lehre: dass wir nicht rasten dürfen in der Verbreitung aller Erkenntnisse, die geeignet sind, den Menschen bewusst in den körperlosen Zustand überzuführen, um nicht allein für ihn den Tod zu erleichtern, sondern ein für allemal den Tod zu überwinden durch eine Steigerung des Bewusstseins über das zeitliche hinaus, nicht erst später im Jenseits, sondern schon hier, solange wir noch im Körper weilen. Dann wird auch der Tod für uns die Schrecken verloren haben, da unser höheres Bewusstsein durch den Eintritt des körperlichen Verfalles nicht wesentlich getrübt werden wird und wir noch im Körper das Bewusstsein der Ewigkeit erreichen. —

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).









Theosophische Literatur.

Anderson, J., Reïnkarnation . . . . 4.—
Arnold, Edw., d. Leuchte Asiens (Reclam) —.80
Besant, A., die uralte Weisheit, Grundzüge der theosoph. Lehren . . . . 5.—
—, im Vorhofe 1.50
—, der Mensch und seine Körper . . 1.—
—, die Zukunft, die unser wartet . . 1.
—, der Tod und was dann? . . . . 3.—
—, Reïnkarnation oder Wiederverkörperungslehre . . . . 3.—
—, die sieben Prinzipien od. Grundteile des Menschen. geb. . . . . . . 3.—
—, Geburt und Entwickelung der Seele 1.—
—, Karma 1.20
—, d. Denkvermögen. Seine Beherrschg., Entwickelung u. richtige Anwendung 3.—
—, d. Entwickelung d. Lebens u. d. Form 3.60
—, Geist und Welt. 7 Vorträge . . . 2.—
—, building of the Kosmos and other lectures 2.20
—, the Self and its sheaths 1.80
—, the Path of Discipleship. 1896 . 2 20
—, the three Paths to Union with God 1.20
—, Four great Religions: Hinduism, Zoroastrianism, Buddhism, Christianity 2.20
—, Dharma, or the meaning of Right and Wrong 1.80
—, the Story of the Great War; a condensed engl. prose version of the Mahabharata, the great epic of India 4.—
—, Avataras 2.20
—, Occultism, Semi-Occultism and Pseudo-Occultism . . . . 1.—
—, Emotion, Intellect and Spirituality 1.—
—, Individuality . . . . 1.—
—, Annie Besant, an Autobiography. Illustr. . . . . 5.—
—, Translation of the Bhagavad Gita 2.—
—, Theosophy and Imperialism . . . 1.—
—, ancient Ideals in modern life . . 2.20
—, some problems of life . . . . . 2.—

Collins, Mabel, Licht auf den Weg . 1.20
—, grüne Blätter . . . . —.60
—, das Lied von der weissen Lotos . 1.80
—, Lust und Schmerz . . . . . . —.50
—, durch das goldne Tor 1.50
Hartmann, Franz, Dr. med., weisse und schwarze Magie . . . . 7.—
—, Mysterien, Symbole und geistig wirkende Kräfte . . . . 7.—
—, Abenteuer unter den Rosenkreuzern 2.50
—, Karma . . . . 4.—
—, denkwürdige Erinnerungen . . . 4.—
—, unter den Adepten. M. 3 Bildnissen 3.—
—, unter d. Gnomen i. Untersberg. geb. 7.—
—, Erkenntnislehre der Bhagavad Gita 3.—
—, Jehoshua, der Prophet v. Nazareth 4.—
—, Geheimlehre in der christl. Religion 4.—
—, Lebendig begraben; Untersuchg. üb. Natur und Ursachen des Scheintodes 2.—
—, Geheimschulen der Magie u. occulte Uebungen . . . . 1.—
—, die Mystik in Goethes Faust . . 3.—
—, Th. Paracelsus als Mystiker . . . 2.—
—, Th. Paracelsus, s. Leben u. s. Lehren 3.—
—, Th. Paracelsus' Medizin . . . . 3.—
—, populäre Vorträge über d. Geheimwissenschaft. Bd. I 1.80, Bd. II 2.—, zus. 3.80
—, der Yoga-Schlaf (Samadhi) . . . —.50
—, die Symbole der Bibel . . . . . 2.—
—, Reïnkarnation . . . . —.60
Jasper, Niemand, Briefe, die mir geholfen haben . . . . 2.—
Judge, W. Q., das Meer der Theosophie 3.—
Leadbeater, C. W., Die Devachan-Ebene 1.20
—, Träume, theosoph. Studie . . . . 1.—
—, die Astralebene, ihre Szenerie, ihre Bewohner und ihre Phaenomene . . 1.40
—, unsichtbare Helfer . . . . . . 1.—
—, Man visible and invisible, examples of different types of men as seen by means of trained clairvoyance. With frontispiece, 3 diagrams and 22 coloured illustrations, 141 pages. cloth 12.—

Theosophie. Occulte Lehre. Orientalische Philosophie.

Leadbeater, C. W., an Outline of Theosophy . . . 1.20
—, the Christian Creed. . . . 2.—
—, Clairvoyance . . . 2.20
Lloyd, J. U., Etidorhpa, oder das Ende der Erde. 2 Bde. 10.— geb. . . 8.—
Mead, G. R. S., Simon Magus. Englisch 5.50
—, Orpheus. Englisch . . . 5.—
—, the Gospel and the Gospels . . . 5.—
—, Apollonius of Tyana . . . 4.—
—, Plotinus. Englisch . . . 1.20
—, Fragmente ein. verschollenen Glaubens. Skizze über die Gnostiker . 10.—
—, Pistis Sophia, a gnostic Gospel. transl. 8.—
Molinos, M., der geistige Führer . . 2.—
Cooper-Oakley, Traces of a Hidden Tradition in Masonry and Mediaeval Mysticism. . . . 4.—
Oupneckhat, deutsch v. Dr. med. Mischel 9.—
Papus (Dr. med. G. Encausse), traité elem. de Magie pratique . . . 12.—
—, traité elem. de Science occulte . . 5.—
Rochas, A. de, l'exteriorisation de la Sensibilité . . . 7.—
—, l'exteriorisation de la Motricité . . 8.—
Subba Rao, die Philosophie der Bhagavad Gita . . . 3.—
Das Lebenselixir . . . 1.50
Hübbe-Schleiden, Dasein als Lust, Leid und Liebe . . . 3.—
Schopenhauer's Werke (Griesebach) 6 Bde. . . . 9.—
Scott-Elliott, Geschichte von Atlantis . 2.—
—, man's place in the Universe, a summary of Theosophic study . . 2.20
Sinnett, A. P., natures mysterios . . 2.20
—, the Growth of the Soul . . . 5.50
—, die esoterische Lehre, oder Geheimbuddhismus . . . 4.—
—, Karma, an occult novel . . . 3.—
—, the Rationale of Mesmerism . . . 3.—
Sankaracharya, das Palladium der Weisheit . . . 3.—
—, Tattwa Bodha (Daseinserkenntnis). 1.—
—, Atma Bodha (Selbsterkenntnis) . . —.50
Vivekananda, Karma Yoga . . . 2.—
Kerning, Christentum . . . 1.50
—, Schlüssel zur Geisteswelt . . . 1.50
—, Weg zur Unsterblichkeit . . . 1.—
—, Testament . . . —.30
—, Lichtstrahlen aus dem Orient . . 3.—
—, Weisheit des Orients . . . 2.—
Eckartshausen, die wichtigsten Hieroglyphen fürs Menschenherz. 2 Bde. 2.20
—, mystische Nächte . . . 1.60
—, Kosti's Reise von Morgen gegen Mittag . . . 1.60
—, die Wolke über dem Heiligtum . —.60
Waite, the Doctrine and Literature of the Kabalah . . . 8.—
—, true history of the Rosicrucians . 10.—
—, the occult Sciences . . . 10.—
—, the life of Louis Claude de Saint Martin 10.—
Wynn Westcott, numbers, their occult power and mystic virtues . . . 4.—
Donnelly, Atlantis . . . 1.60
Deussen, Elemente der Metaphysik . . 4.—
—, System des Vedanta . . . 18.—
—, Die Upanishads . . . 24.—
—, Die Sutras des Vedanta . . . 18.—
Du Prel, C., Philosophie der Mystik . 10.—
Eliphas Levi, Le grand Arcane . . . 12.—
—, Le clef des grands mystères . . . 12.—
—, Le livre des Splendeurs . . . 7.—
—, La science des Esprits . . . 7.—
—, Catéchisme de la Paix . . . 4.—
—, Clefs majeurs et clavicules de Salomon 12.—
—, Dogme et Rituel de la Haute Magie 18.—
—, Histoire de la Magie . . . 12.—
Garbe, Sankhya-Philosophie . . . 12.—
Hartmann, Ed. v., Ausgew. Werke. 9 Bde. 42.—
—, Kategorienlehre . . . 12.—



Goethe.

Vom Wiener Goethe-Denkmal von Prof. Edmund Hellmer.

Mit gütiger Erlaubnis der Hofkunstverleger F. Hauer & Kirmse, Berlin.

„Wenn man die Leute reden hört, so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füsse gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurecht komme. In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Produkt rein menschlicher Kräfte. Versuche es doch nur einer und bringe mit menschlichem Willen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafaël oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse."

Goethe, 1832.

Mollah Schah und der orientalische Spiritualismus. *)

Der Mann, über welchen im folgenden berichtet werden soll, ist eine höchst interessante Erscheinung, insofern wir ihn vermutlich als Vertreter einer mystischen Richtung anzusprechen haben, welche aus der Vereinigung abendländischer und indischer Mystik hervorgegangen sein dürfte. Nominell gehört er dem Islam an. Nun ist aber die reine ursprüngliche Lehre Mohammeds wohl zu allem andern eher geeignet als zu einer Vereinigung mit den Prinzipien der idealistischen Philosophie. Erst als die Araber auf ihren religiösen Eroberungszügen mit Nationen der arischen Rasse zusammentrafen und solche unterwarfen, nahmen etliche geistig Hochstehende unter ihnen einige von den Anschauungen der Besiegten in sich auf und suchten solche, so gut es gehen mochte, mit ihrer Religion zu vereinen. Bei Unterjochung des Sassanidenreiches kam der Islam vermutlich in Kontakt mit den letzten Anhängern der Lehre Manis und bei der Eroberung Kleinasiens mit versprengten Überbleibseln der Gnostiker. Aus einer oft gewaltsamen Amalgamierung ihrer Lehren mit denen Mohammeds ging alsdann die mohammedanische Mystik hervor, welche in der Sekte der Sufis wohl ihren Glanzpunkt erreichte. Die Hauptvertreter dieser sind die Dichter-Philosophen Mewlana Dschelaleddin Rumi, Farid Eddin Attar und Mahmud Schebisteri. Als darauf der Islam seinen Siegeslauf nach Indien richtete und sich dies Reich uralter rein arischer Kultur unterwarf, kam er in Kontakt mit dem Buddhismus und vor allem mit den verschiedenen Philosophenschulen des Brahmanismus, als deren hauptsächlichste Vedanta, Samkya und Yoga anzusprechen sind.

Unter der Regierung des religiös toleranten Grossmoguls Schah-Dschihan (1627—1658) war es denkenden Mohammedanern möglich,

---

*) Journal asiatique. Paris, Lafitte. Tome XIII. No. 49. Fevrier 1869. Auszug und Uebersetzung aus der Abhandlung M. A. von Kremers.

sich mit den Schätzen der indischen Geisteswelt vertraut zu machen, ohne dass sie Gefahr gelaufen wären, von dem Fanatismus der Orthodoxen bedroht zu werden. Damals lebte jener Mann, von welchem im folgenden die Rede sein soll. Über ihn hat M. A. von Kremer im Februarhefte des Journal Asiatique von 1869 berichtet. Ich gebe im Nachstehenden einen deutschen Auszug aus dieser interessanten Arbeit ohne weitere Kommentation meinerseits. Nur das Eine möchte ich erwähnen, dass der unglückliche Kronprinz Dara-Schikoh, welcher unter den Schülern Mollah-Schahs eine bedeutende Rolle spielt, und welcher später von seinem berühmten oder besser gesagt berüchtigten Bruder Aurengsib des Thrones und Lebens beraubt wurde, die mohammedanischen Gelehrten seiner Zeit veranlasste, die wichtigsten Upanishaden des Veda ins Persische zu übersetzen. Dieses Werk, betitelt Oupnek'hat, wurde von dem Franzosen Anquetil Duperron gegen Ende des 18. Jahrhunderts ins Lateinische übersetzt, und durch seine Übersetzung wurde das Abendland zum ersten Male mit den alten Geistesschätzen Indiens bekannt.

Soviel hierüber. Wir wenden uns nunmehr ohne weiteres zur Arbeit Kremers. Er berichtet:

In einem persischen Manuskripte, welches ich vor einem Jahre in London erworben habe, fand ich die Geschichte des Lebens und der Lehren von Mollah Schah, niedergeschrieben von Tewekkul-Beg, einem seiner Schüler. — Zuerst gibt Tewekkul-Beg uns die Geschichte seines Noviziates in der Mystik. Sie lautet folgendermassen:

„Nachdem ich durch Vermittelung des Akhond Mollah Mohammed Sa'yd in den engeren Kreis des Mollah Schah eingeführt worden war, wurde mein Herz infolge meines häufigen Verkehres mit dem Scheikh von dem sehnlichen Wunsche ergriffen, das erhabene Ziel der mystischen Wissenschaft zu erreichen, und ich fand bei Nacht keinen Schlaf, bei Tag keine Ruhe. Da verwandten sich mehrere von Akhond Mollahs besten Freunden bei ihm zu meinen Gunsten und ersuchten ihn, er möge sich für mich bei dem Meister verwenden, damit dieser mir sein Wohlwollen angedeihen lasse. Akhond Mollah tat es auch, jedoch der Scheikh gab ihm zur Antwort: „Ich weiss wohl, dass Tewekkul-Beg die mystische Berufung hat, und dass es ihn betrüben muss, wenn er sieht, wie alle seine Gefährten eingeweiht werden, während er von der Initiirung ausgeschlossen bleibt; aber er ist nicht unabhängig. Sein Vater ist ein Offizier und Vasall Itikad-Khans, ein Türke, ein alter Soldat, der keine Ahnung von der Mystik hat. Wollte ich nun seinen Sohn, dessen Herz ganz von der heiligen Sache erfüllt ist, in die praktische Mystik einweihen, so würde es dieser auch so machen wollen wie die übrigen. Er würde den Dienst aufgeben und sich vom Treiben der Welt zurückziehen. Und wenn mich sein Vater

alsdann zur Rede stellen würde, was könnte ich ihm antworten? Das ist der Grund, warum ich ihn nicht einweihen möchte."

Diese Antwort bestärkte mich in meinem Vorhaben. Zwar war ich noch nicht vermählt; dass aber meine Eltern sich meinem Vorhaben widersetzen würden, wusste ich bestimmt. Der Gedanke machte mich ganz unglücklich, und ich beschloss, mir nichts merken zu lassen, aber bei der ersten Gelegenheit zu entfliehen. Zufällig wurde um diese Zeit Itikat-Khan, der Gouverneur von Kaschmir abberufen und durch Zafer-Khan ersetzt. Ich dankte dem Himmel für dies günstige Ereignis, welches mir wie von der geistigen Welt geschaffen schien, um mein Herz wieder froh zn machen.

Als Itikat-Khan Kaschmir verliess, folgte ich meinem Vater, welcher ihn begleitete nnd reiste mit ihm bis Hyrapur, welches zwei Tagereisen von Kaschmir entfernt ist. Dort angekommen, liess ich mein Ross und mein Gepäck im Stiche und floh in die Wüste, wo ich mich verbarg. Erst nach zwei Tagen, als die Karawane ihren Weg fortsetzte, kehrte ich nach Kaschmir zurück. Einem Mitgliede der Karawane hatte ich ein Schreiben gegeben, in welchem ich die Motive meiner Flucht darlegte, mit der Bitte, es meinem Vater znkommen zu lassen, sobald sich der Zug wieder auf den Weg gemacht hätte. Mein Vater kehrte sofort um, in der Absicht, mich wieder einzufangen. Doch zwang ihn die Ungunst der Witterung, davon abzustehen und sich schweren Herzens der Karawane wieder anzuschliessen. Ich dagegen wandte mich unverzüglich nach Kaschmir und begab mich sofort zu Akhond Mollah Sa'yd mit der Bitte, mich bei Mollah-Schah einzuführen.

Der Meister empfing mich mit der Frage, weshalb ich meinen Vater verlassen hätte. Ich entgegnete: „Sicherlich weiss es der Meister schon!" Nun nahm Akhond Mollah Sayd das Wort und sagte: „Warum fragt ihr? Das Zeichen seiner göttlichen Berufung steht auf seinem Antlitz geschrieben. Was wollt ihr, das er tue? Ihr wolltet ihn nicht einweihen, bevor er auf alles verzichtet habe. Nun hat er dies getan und will sich ganz euch weihen."

Die ganze folgende Nacht brachte ich schlaflos zu, und sagte hunderttausend Male das Kapitel 112 aus dem Koran her. In einigen Tagen kam ich ans Ziel. Bekanntlich ist in diesem Kapitel der grosse Name Gottes enthalten, und durch die Kraft dieses Namens werden jedem, der diese Stelle hunderttausend Male liest, seine Wünsche erfüllt. Ich stellte dabei die Bitte, dass der Meister mich erhören möge. Und wirklich konnte ich mich von der Wirksamkeit dieses Mittels überzeugen; denn kaum hatte ich das Kapitel zum hunderttausendsten Male durchgelesen, als das Herz des Meister von Zuneigung zu mir erfasst wurde, und er seinem Schüler Senghin Muhammed den Auftrag gab, mich in der nächsten Nacht zu ihm

zu führen. Während dieser ganzen Nacht konzentrierte er seinen Willen auf mich, indess ich die Aufmerksamkeit auf mein eigenes Herz richtete; aber der Knoten meines Herzens öffnete sich noch nicht.*) So gingen drei Nächte dahin, während deren er mich zum Gegenstande seiner geistigen Aufmerksamkeit machte, ohne dass ein Erfolg zu spüren gewesen wäre. In der vierten Nacht sagte Mollah-Schah: „In dieser Nacht werden Mollah-Senghin und Sahli-Beg, welche sehr zu exstatischen Zuständen geneigt sind, ihren Geist auf den Neophyten richten.“ Sie gehorchten dem Befehle; und ich blieb die ganze Nacht über aufrecht sitzen, das Antlitz gen Mekka gewandt und konzentrierte während dieser Zeit meine geistigen Fähigkeiten auf mein Herz. Zur Zeit der Morgenröte empfand ich etwas Licht und Klarheit in der Herzgegend, aber ich konnte weder Farbe noch Form unterscheiden. Nach dem Morgengebete begab ich mich mit den beiden Genannten zum Meister, der mich grüsste und sie fragte, was sie aus mir gemacht hätten. Sie antworteten: „Fragt ihn selber.“ Nun forderte er mich auf, meine Eindrücke zu beschreiben. Ich sagte ihm, dass ich im Herzen eine Helligkeit verspürt hätte, und nun wurde der Scheikh lebendig und sagte mir: „Dein Herz enthält eine Unmasse von Farben, aber es ist so verdüstert, dass die Blicke dieser beiden Krokodile im unendlichen Ozean der mystischen Weisheit es nicht hell oder durchsichtig haben machen können. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich dir zeigen werde, wie man es aufhellt.“ Mit diesen Worten hiess er mich, ihm gegenüber Platz nehmen, während ich mich gleichsam in einer Art von Trunkenheit befand; und dann befahl er mir, in meinem Innern sein Bild mir geistig vorzustellen. Er verband mir die Augen und forderte mich auf, alle meine geistigen Fähig-

*) Der merkwürdige Ausdruck „Es löst sich des Herzens Knoten“ stammt aus den Upanishaden, wo er mehrfach zu finden ist. Vgl. beispielsweise:

Kath. Up. 6, 15: Wenn alle Knoten sich spalten,
Die umstricken des Menschen Herz,
Dann wird, wer sterblich, unsterblich.

Mund. Up. 2, 1, 10: Ja, Purusha ist dies Weltall,
Werk, Tapas, Brahman, Unsterbliches.
Wer dieses weiss, verborgen in der Höhle (des Herzens)
Der sprengt, o Teurer, des Nichtwissens Knoten.

Mund. Up. 2, 2, 8: Wer jenes Höchst-und-Tiefste schaut,
Dem spaltet sich des Herzens Knoten,
Dem lösen alle Zweifel sich,
Und seine Taten werden Nichts.

Chand. Up. 7, 26, 2: (Es ist vom Schauenden die Rede). Rein ernährt er sich, und rein ist er; bewahrt, weil rein, die Lehre treu; weil er sie treu in der Erinnerung bewahrt, wird ihm zuteil die Lösung aller Knoten.

(Zitiert nach P. Deussen. Sechzig Upanishads des Veda.)

keiten auf mein Herz zu konzentrieren. Ich gehorchte, und in einem Angenblicke öffnete sich mein Herz durch die göttliche Gnade und und den geistigen Beistand des Scheikh. Da sah ich, dass sich in meinem Innern etwas wie ein umgekehrter Kelch befand. Und nachdem dieser Gegenstand wieder aufgerichtet war, erfüllte ein Gefühl unbegrenzter Seligkeit mein ganzes Wesen. Ich sagte meinem Meister: „Ich sehe in meinem Innern ein getreues Abbild dieser Zelle hier, und es kommt mir so vor, als ob da ein zweiter Tewekkul-Beg vor einem zweiten Mollah-Schah sich befände.“ Er erwiderte: „Es ist gut. Die erste Erscheinung, die sich Deinem geistigen Blicke darbietet, ist das Bild Deines Meisters, Deine Kameraden, die andern Novizen, waren von andern mystischen Uebungen in Anspruch genommen. Aber, was mich betrifft, ist das nicht der erste derartige Fall, der mir begegnet.“

Nun befahl er mir, die Binde von den Augen zu nehmen; ich tat es und sah ihn nun wieder mit meinem körperlichen Auge vor mir sitzen, er hiess mich, aufs neue die Augen verhüllen, und wieder sah ich ihn mit meinem geistigen Auge. Voll Staunen rief ich: „Meister, wenn ich mit meinen körperlichen oder mit meinen geistigen Augen schaue, jedesmal sehe ich euch!“

Inzwischen sah ich eine strahlende Gestalt auf mich zukommen, und als ich den Meister davon benachrichtigt hatte, trug er mir auf, die Gestalt um ihren Namen zu fragen. Ich stellte im Geiste diese Frage, und die Gestalt antwortete mir mit der Stimme des Herzens: „Ich heisse Abd Alkadir Ghilany!“ Ich hörte diese Antwort mit meinem geistigen Ohre. Der Meister riet mir nun, den Heiligen um seinen geistigen Beistand und um seine Hilfe zu bitten. Ich tat es, und die Erscheinung antwortete mir: „Meinen geistigen Beistand habe ich dir schon bewilligt. Daher hat sich der Knoten deines Herzens gelöst.“

... Dann sagte mir Mollah-Schah: „Die geistige Welt hat sich dir in ihrer ganzen Schönheit geoffenbart, bleibe also sitzen und gehe ganz unter in den Wundern dieser unbekannten Welt.“

Ich hielt mich genau an die Vorschriften des Meisters, und von Tag zu Tag enthüllte sich die geistige Welt mehr vor mir. Am folgenden Tage sah ich die Figur des Propheten und seiner besonderen Begleiter, und Legionen von Engeln und Heiligen zogen an meinem innern Blick vorüber. So flossen drei Monate dahin; dann öffnete sich mir die Sphäre, wo jede Farbe vergeht, und nun verschwanden alle diese Bilder. Während dieser Zeit erklärte mir der Meister unaufhörlich die Lehre von der göttlichen Einheit und der mystischen Intuition; die absolute Wirklichkeit indessen wollte sich mir noch immer nicht offenbaren. Erst nach ungefähr einem Jahre kam mir dies Wissen von der absoluten Wirklichkeit im Zusammen-

hange mit der Erkenntnis meines eigenen Daseins. In diesem Augenblicke enthüllten sich meinem Herzen folgende Verse und kamen mir sozusagen unbewusst auf die Lippen:

Ich wusste nicht, dass der vergängliche Leib etwas anderes als Wasser und Lehm sei.
Ich kannte die Fähigkeiten des Herzens, der Seele und des Leibes noch nicht.
O Jammer, dass ohne dich all diese Zeit meines Lebens verflossen ist.
Du warst ich, und ich wusste es nicht!

Als ich Mollah-Schah diese poetische Inspiration vorlegte, freute er sich darüber, dass sich endlich meinem Herzen der Gedanke von der göttlichen Einheit offenbart habe, und er sagte zu seinen Vertrauten: „Tewekkul-Beg hat aus meinem Munde die Lehre von der göttlichen Einheit gehört, und er wird nimmer dies Geheimnis verraten; sein innerer Blick ist geöffnet; die Sphäre der Farben und Bilder hat sich ihm gezeigt; und dann ist ihm die Sphäre enthüllt worden, wo alle Farben verbleichen. Wer einmal diese Phasen durchlaufen hat und zur absoluten Wahrheit gelangt ist, der lässt sich nicht mehr durch eigene Zweifel oder durch solche, die ihm Skeptiker nahelegen, irgendwie irreführen.“

Die Einheit zu sehen, das gehört nicht ins Bereich des irdischen Auges,
Wenn das innere Schauen ihm nicht die Kraft dazu leiht.

Der Scheikh bewahrte diese Verse in seinem aussergewöhnlich starken Gedächtnisse.

Inzwischen hatte sich mein Vater, der mit seinem Vorgesetzten in Dehli wohnte, an Mollah-Schah mit der Bitte gewandt, er möge mich veranlassen, mich wieder meinen Verwandten anzuschliessen. Infolge dessen sprach dieser zu mir: „Die Vereinigung mit Gott ist dir zugefallen; mein Geist ist damit zufrieden, und der Lauf der Zeit wird nichts daran ändern. Gehe, Freund, reise nach Dehli, wo deine Verwandten dich mit grosser Ungeduld erwarten. Ob du hier bist oder fern, nichts kann meine Gesinnung ändern.“

So verliess ich den Scheikh, in dessen Lehre ich zwei Jahre lang gewesen war und ging nach Dehli zu meinen Eltern.“

Dies ist ein Auszug, welchen Kremer aus dem persischen Manuskripte Tewekkul-Begs möglichst wortgetreu gibt. Er fährt dann fort:

Um zu zeigen, welche Uebereinstimmung in den verschiedenen Derwisch-Orden (in Bezug auf die Erzeugung mystischer Phänomene) existiert, gestatte ich mir, hier einen Auszug aus dem Brevier der Nakchbendy-Derwische einzuschalten. Die Litaneien bestehen in der ununterbrochenen Wiederholung der Worte: „Es gibt keinen Gott ausser Allah, und Muhammed ist sein Prophet.“ Beim Hersagen dieser Worte wird der Oberkörper regelmässig hin und her gewiegt.

Die Regel erheischt, dass der Betende diese Worte in einem Atem ausspricht, und dass er die letzte Hälfte der Phrase so lang dehnt, als ein Atemzug es gestattet. Wenn er dann endlich eine Pause macht, um Atem zu schöpfen, muss er wohl darauf Obacht geben, dass er sich zwischen zwei Atemzügen nicht zerstreuen lasse, sondern er muss im Gegenteil seine geistige Exaltation bewahren, damit keine Unterbrechung zu spüren sei. Wenn er in dieser Uebung endlich zur einundzwanzigsten Wiederholung kommt, ist die Frucht erreicht, die in der Teilnahme des Schülers an der Extase besteht und in der Befreiung von den Banden der Materie.

Wie man sieht, sind es immer analoge Manipulationen, welche in Anwendung kommen. Tewekkul lehrt uns, dass folgende Methode, welche auch Mollah-Schah anwandte, die bei den Kadiry-Derwischen gebräuchliche sei, welchen er angehörte. Die Ausdrücke Tewekkuls sind allerdings sehr dunkel: „Man drückt — sagt er — jede Wurzel der äusseren Sinne mit beiden gepressten Händen zusammen, während man zugleich den Atem anhält; und man verharrt in diesem Zustande so lange, bis sich die Wurzel der inneren Sinne zu öffnen beginnt.“ (Kremer sagt, dass er diesen dunkeln Passus ohne Kommentar in möglichst wortgetreuer Uebersetzung gebe.)

Tewekkul verliess seinen Meister um das Jahr 1634; und wir verlieren ihn auf etwa 10 Jahre aus dem Gesicht. Erst gegen 1644 kehrt er nach Kaschmir zurück. Er war im Dienste des Prinzen Shoudja von Bengalen gewesen. Jetzt aber gab er seinen Posten auf und widmete sich noch einmal seinem alten geistigen Führer, Mollah-Schah, der ihn mit offenen Armen empfing. Sein Aufenthalt in Kaschmir dauerte ungefähr ein Jahr. Da sagte eines Tages der Meister zu ihm: „Dein Beruf ist der des Kriegers. Ich werde dir einen Empfehlungsbrief an den Prinzen Dara-Schikoh mitgeben. Nimm ihn und versuche dein Glück.“ Tewekkul bat aber den Scheikh, dass er noch einige Zeit bei ihm bleiben dürfe. Dieser bewilligte es und schrieb indessen einen Brief an die Prinzessin Fatimah, die Lieblingstochter des Kaisers Schah-Dschihan, in welchem er der Gunst der Prinzessin die in Dehli weilende Mutter seines Zöglings empfahl. Diese nahm sich der alten Frau an, und Tewekkul blieb noch ein Jahr lang bei seinem Meister. Dann begab er sich an den Hof des Prinzen Dara-Schikoh, des ältesten Sohnes des Kaisers und erhielt hier eine Hauptmannstelle. Später hatte er noch oft Gelegenheit, seinen geliebten Lehrer wiederzusehen, da der Prinz in beständiger Verbindung mit ihm stand nnd sich mit Vorliebe Tewekkuls als Boten bediente. Später vermählte er sich und stieg unter Kaiser Aurengsib noch zu hohen Ehren.

Es ist zu bemerken, dass Tewekkul, obgleich Angehöriger der

religiösen Brüderschaft des Mollah-Schah, dennoch die Freiheit hatte, den Beruf einzuschlagen, auf welchen ihn seine Geburt und seine Befähigung hinwiesen. In dieser Beziehung ist der Orient immer liberaler als das Abendland gewesen. Wer in eine religiöse Gemeinschaft eintrat, wurde darin nicht festgehalten und mit unauflöslichen Gelübden gefesselt, wie es in den klösterlichen Gemeinschaften des Christentumes der Fall ist. Er ist nicht zum Cölibat verdammt, noch auch durch einen unbegrenzten Gehorsam gegen den Ordensgeneral gefesselt. Im Gegenteile, ein junger Mann, der sich einem Derwisch-Orden anschliesst, darf jeden Augenblick aus demselben austreten, mit voller Unabhängigkeit einen Beruf wählen und sich verheiraten.

Tewekkul bietet uns nun dies interessante Beispiel, dass das Mitglied eines Derwisch-Ordens später ins weltliche Leben hinaustritt, ohne dadurch die für diese Orden charakteristische Gesinnung zu verlieren, diese Vorliebe für die Mystik, von der er während seines an strengen Prüfungen und Kasteiungen reichen Noviziates durchdrungen worden war. Erstaunlich ist die aufrichtige Anhänglichkeit, die leidenschaftliche Ergebenheit, welche er für seinen Meister auch nach langen Jahren der Trennung bewahrt, und die das dauernde Leben in der Welt nicht abzuschwächen vermag.

Auf alle Fälle muss Mollah-Schah ein sehr hervorragender Mensch gewesen sein, ein selbstständiger Geist, wenn er so lebhafte und dauernde Gefühle erwecken konnte. Schliesslich erfahren wir aus der Erzählung Tewekkul-Begs, dass der Meister auch auf eine grössere Anzahl von Menschen ohne Unterschied einen derartigen Einfluss auszuüben verstand. Der Prinz Darah-Schikoh und die Prinzessin liess auf seinem Grabe in Lahore eine Kapelle, von einem Blumengarten umgeben, errichten. Hunderte von Menschen aus allen Lebensstellungen blieben ihm bis zum Tode ergeben. Folgende biographische Skizze liefert dafür verschiedene Beispiele.

Mollah-Schah wurde im Jahre der Hidschra 992 (1584 n. C.) im Dorfe Erkessa bei Rustak im Lande Badakhschan geboren, einer unzugänglichen Gebirgsgegend im Norden jener Alpenkette, welche der indische Kaukasus genannt wird. Seine Familie, von mongolischem Ursprunge, scheint ein gewisses Ansehen genossen zu haben, sein Grossvater war Dorfrichter. Im Alter von 22 Jahren verliess der junge Mann Eltern und Heimat und begab sich nach Balkh, welches damals der geistige Mittelpunkt Zentralasiens war. Er lag dort den Studien ob und machte in kurzer Zeit grosse Fortschritte, besonders in der arabischen Sprache. Darauf verliess er Balkh, ging nach Süden, und hielt sich in Kaschmir auf, wo er seine gelehrten Studien fortsetzte; aber ein unstillbarer Drang zog ihn zur absoluten Wahrheit. Und da er merkte, dass er dazu einen

geistigen Führer brauchte, entschloss er sich nach Lahore zu gehen, wo damals Scheikh Miyanmyr, ein berühmter Theosoph, lebte.

Der Empfang, welchen er fand, war nicht sehr ermutigend; zuerst wies ihn Miyanmyr zurück, später aber liess er sich durch die Ausdauer des jungen Mannes umstimmen und gab ihm mystische Uebungen auf nach den Vorschriften der Kadiry-Derwische. Diese Uebungen erheischen, dass man mit beiden Händen die äusseren Sinne erdrückt unter Anhalten des Atems, und dass man so lange in diesem Zustande verharrt, bis die inneren Sinne sich zu öffnen beginnen.

Mollah-Schah fuhr mit diesen anstrengenden Uebungen 24 Stunden lang fort. Am nächsten Morgen begab er sich, wie die Sage geht, zum See von Lahore, um dorten ein Stück Leinwand zu waschen. Plötzlich befand sich eine Gestalt an seiner Seite, welche zu ihm sagte: „Der Friede sei mit dir, der du die Wahrheit suchest!" Er aber war so in seine Meditationen versunken, dass er nichts hörte. Da sagte die Erscheinung mit lauter Stimme: „Mollah-Schah, du grüssest mich nicht. Wisse, dass ich der Prophet Khizr bin; Gott hat mich über alle Heiligen gesetzt, und jeden heiligen Mann, der aus der Finsternis auf den Pfad des Lichtes geführt wird, besuche ich und frage ihn, ob er einen Wunsch hat. Der Allmächtige hat dich auserwählt und in die Schar seiner Erlesenen zugelassen; ich bin zu dir gekommen, um dich zu fragen, ob du einen Wunsch hast oder dir eine Gnade ausbitten willst." Aber Mollah-Schah verharrte im Schweigen und warf nicht einmal einen Blick auf die Gestalt. Da rief die Erscheinung: „Warum betrachtest du mich nicht? Weshalb bittest du mich um nichts? Denn deshalb bin ich zu dir gekommen." Mollah-Schah antwortete voll Ernst: „Ich habe bereits einen Beschützer und unfehlbaren Führer, der mir alle meine Wünsche erfüllt. Geh und störe mich nicht in meinen Meditationen."

(Wenn die Spiritisten von heute ähnlich handeln wollten, so würden wohl die meisten Geister in Bälde auf Nimmerwiedersehen verschwinden!)

Da lobte der Prophet den Geist der Enthaltsamkeit des jungen Theosophen und verschwand.

Als Miyaumyr von dieser Vision Kunde erhielt, liess er Mollah-Schah zu sich kommen und befahl ihm, einige Nächte lang vor ihm sich hinzusetzen, ohne jemals die Augen zu schliessen. Er gehorchte so pünktlich, dass er nicht ein einziges Mal die Augen schloss. Schliesslich, im Augenblicke, wo sich die Liebe Gottes zum ersten Male seines Wesens bemächtigte, hatte er ganz auf den Schlummer verzichtet. (?) Und als er einmal des Nachts wie gewöhnlich so dasass, in tiefes Sinnen versunken, da öffnete sich vor ihm die Pforte, und die Wurzel der inneren Sinne begann zu spriessen. Er schaute

in diesem Augenblicke die geistige Welt, die Propheten und Heiligen und unterhielt sich mit ihnen durch das Organ der geistigen Sprache. Von Tag zu Tage wurde diese göttliche Erleuchtung intensiver, und getreulich teilte er es seinem geistigen Führer mit, dessen Staunen keine Grenzen hatte.

Die unerträgliche Hitze Lahores sagte dem Naturell Molla-Schahs nicht zu, und so entschloss er sich, diese Stadt zu verlassen und nach Kaschmir überzusiedeln. Dort lebte er in peinlicher Innehaltung des Schwures, den er in die Hände seines Meisters abgelegt hatte, unter andauernden Kasteiungen: Nachts blieb er aufrecht sitzen, das Antlitz gen Mekka gewandt, unter Tags dagegen durchwanderte er die Haine und einsamen Orte, wie es die Regel des Ordens Miyanmyrs vorschrieb. Seine Behausung war eine enge Zelle, und obgleich mehrere seiner Freunde ihn um die Erlaubnis gebeten hatten, ihm eine grössere aufführen zu dürfen, so schlug er es dennoch aus. Er vermied es, neue Bekanntschaften zu machen und hielt sich sogar von seinen vertrauten Freunden ferne.

Mit Anfang des Winters, der in Kaschmir sehr rauh ist, verliess er diese Stadt und begab sich nach Lahore, dort blieb er ein halbes Jahr und reiste dann wieder nach Kaschmir zurück. Er hatte die Gewohnheit, sich an einem Donnerstage nach dem Gebete auf den Weg zu machen und kam dann gewöhnlich am Ziele seiner Reise am nächsten Donnerstag rechtzeitig zum Gebete an. Er wanderte so schnell, um auch nicht ein einziges Gebet zu versäumen. Die Entfernung zwischen Lahore und Kaschmir beträgt zum Gehen vierzehn Tage, er aber durchlief den Weg in weniger als achten ganz allein.

Mehrere Jahre führte er ein solches Leben, bis er alle Grade der Askese durchlaufen hatte, aber zum höchsten Ziele der mystischen Weisheit, welche man als Vereinigung mit Gott oder Selbsterkenntnis bezeichnet, wollte ihn sein geistiger Führer nicht zulassen, sondern sprach davon immer nur in Rätseln, unter anderm etwa so: „Studiere dich selber und dein eigenes Herz unaufhörlich, denn dein höchstes Ziel ebenso wie der, welchen du verehrst, ist in dir selber.“

Im Jahre der Hidschra 1038 (1627 n. Chr.) kehrte er wie gewöhnlich von Lahore nach Kaschmir zurück und kasteite sich ohne Unterlass, als sich ihm eines Tages durch besondere Gunst der Gottheit und ohne Beistand eines geistigen Führers das gewünschte Bild enthüllte. Unter diesem Ausdrucke verstehen die Mystiker in ihrer Sprache die Vereinigung mit Gott und die Erfassung des absoluten Wesens, ein Ausdruck, der gleichbedeutend mit Erkenntnis seiner selbst ist.

(Schluss folgt.)

Dr. R. Wedel.

Die bewusste Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen. *)

Mit der nachfolgenden Abhandlung soll keineswegs ein Beitrag für oder gegen das Problem der Freiheit des Willens geliefert werden. Darüber sind ja die Akten schon längst geschlossen, dass von Freiheit des Willens nur in transzendentalem Sinne gesprochen werden kann, nicht aber in bezug auf das irdische Dasein. In diesem ist vielmehr alles und jedes, auch das kleinste und unscheinbarste Wesen dem allmächtigen Kausalitätsgesetz unterworfen, und jede Handlung infolgedessen notwendig bedingt. Da wir, im grossen und ganzen, uns der Triebfedern und Motive unsres Handelns bewusst werden, sogar mit Ueberlegung und Nachdenken, das eine zu tun und das andere zu lassen beschliessen, also scheinbar frei nach unsrem Willen entscheiden, dennoch aber wissen, dass ein freier Entschluss unmöglich ist, so fragt es sich, ob nicht die Handelnsmotive durch ein mit Bewusstsein begabtes Etwas herbeigeführt werden. Welchen Namen wir nun diesem Herbeiführenden beilegen, ob wir es „Schicksal“ nennen, oder „Karma“, „transzendentales Subjekt“, „Ober-Ich“, oder wie Ed. v. Hartmann „Unbewusstes“, wobei dieses dann aber ein für unser sinnliches Bewusstsein „Unbewusstes“ wäre, nicht aber an sich, das bleibt sich gleich; die Quintessenz der Frage liegt darin, ob dieses wirkende, unser Schicksal leitende, an sich bewusst oder unbewusst ist.

Die Auffassungen der einzelnen philosophischen und religiösen Systeme über das mehr oder weniger vorhandene, oder auch gar nicht existierende Bewusstsein dieses „metaphysischen Urwesens“, wie ich es nennen will, sind sehr verschieden ausgefallen. In neuerer Zeit hat man sich zumeist mehr für das blinde und unbewusste Wirken des „metaphysischen Urwesens“ ausgesprochen. — Ich habe diese letztere Benennung gewählt, um den Streit zwischen Individualismus und Universalismus zu vermeiden, da es für die vorliegende Betrachtung gleich ist, ob die menschliche Individualität sich sofort in der Weltsubstanz auflöst, oder ob die Verlöschung erst nach verschiedenen postmortalen Daseinsformen erfolgt, der Ausdruck „metaphysisches Urwesen“ lässt sich aber sowohl auf die transzen-

*) Vergl. dazu N. M. R. Bd. X Seite 122, 191, 293.

dentale Weltsubstanz anwenden, wie auch auf „den Geist eines jeglichen Menschen, der ausserhalb ihm wohnt und seinen Stuhl in die oberen Sterne setzt", wie Paracelsus sagt.

Ist dieses Urwesen nun ein bewusstes, und somit auch sein Handeln ein wohlberechnetes und bedachtes? Ich glaube, auf diese Frage mit „Ja" antworten zu müssen: denn nicht nur, dass wir in allen Erscheinungen der Natur, infolge der teleologischen Endresultate eine notwendig mit Bewusstsein gestaltende Kraft anzunehmen gezwungen sind, offenbart sich uns dieses geradezu raffiniert bewusste Handeln des Urwesens mit den auf uns bezüglichen Verkettungen in gewissen Träumen. Ich meine hier nicht jene Träume, in denen uns irgend welche zukünftigen Ereignisse mitgeteilt werden (durch diese Vorhersagungen wird nur die Notwendigkeit des Geschehens experimentell festgestellt, nicht aber die bewusste Herbeiführung von Seiten des Urwesens) gleichviel ob diese Geschehnisse nach Stunden, Tagen oder Jahren eintreten, vielmehr meine ich jene Träume, die von den Menschen als Warnung aufgefasst, gerade das herbeiführen, was sie verhüten sollen.

Nehmen wir beispielsweise die Oedipus-Sage. Freilich ist es hier das delphische Orakel, welches die verhängnisvolle Weissagung erteilt, die zur Aussetzung des Oedipus führt, und somit alles Folgende veranlasst. Dieser Unterschied ist aber in Wahrheit keiner, denn die Priesterin war nichts anderes als eine ekstatische Träumerin. Gerade in diesem Falle wird uns das bewusste Wirken des „metaphysischen Urwesens" noch besonders deutlich, indem hier die scheinbare Warnung einer an der Sache unbeteiligten zugeht. Infolge des Orakels wird Oedipus ausgesetzt, die Eltern glauben ihn verdorben und gestorben, er aber von einem Hirten aufgefunden, wird an den Hof des Korinther-Königs gebracht, der ihn als Eigen annimmt. Später hört Oedipus, dass die, welche er seine Eltern glaubt, es nicht seien. Er wandert nach Delphi um näheres zu erkunden. Dort aber wird ihm hierüber keine Auskunft, sondern durch die Priesterin die gleiche Warnung, welche seine Eltern erhielten, dass er den Vater töten und die Mutter heiraten werde. Oedipus in der Meinung, dass das Korinther Königspaar doch seine Eltern sind, beschliesst, diese zu meiden, und setzt seine Wanderung fort. Er begegnet seinem leiblichen Vater in einem Hohlwege, es kommt zum Streit, und er erschlägt den alten Mann. Hierauf nach Theben gelangend, befreit er die Stadt von der Sphinx und erhält zum Lohn dafür mit der Hand der Königin, seiner Mutter, das Thebanische Königreich. Erst nach Jahren, nachdem er mit der Königin, seiner Mutter, mehrere Kinder gezeugt, wird ihm durch Teiresias offenbart, dass seine Gattin zugleich seine Mutter ist, und dass er es

war, der den alten König getötet. Das nun folgende interessiert hier weiter nicht.

Bei näherer Betrachtung der Geschichte des Oedipus wird man finden, dass gerade das Orakel, also die scheinbare Warnung, dazu beitrug, das Geschick des Thebanischen Königsgeschlechtes zu erfüllen. Die Eltern des Oedipus hofften durch Aussetzung des Kindes dem drohenden Unheil zu begegnen, bewirkten aber nur, dass der Sohn, den wahren Sachverhalt nicht kennend, den Vater erschlug und ohne Bedenken die Mutter ehelichte, was, wenigstens das Letztere, nie hätte eintreten können, wenn er die Eltern gekannt.

Aehnlich ist der Vorgang in Schillers „Braut von Messina". Auch hier wird auf Grund der falschen Warnung des Traumes des Königs von Messina die Tochter ausgesetzt. Die Gattin aber, deren Traum günstig gedeutet wird, weiss die Aussetzung zu vereiteln, und lässt die Tochter heimlich erziehen. Beide Träume gehen in Erfüllung. Die Tochter vereint die Herzen beider Söhne, die in Liebe zu ihr entbrennen, da sie sie nie als Schwester kennen gelernt, überhaupt die Existenz einer solchen nicht geahnt haben. Doch auch der andere Teil der Prophezeihung bestätigt sich, indem diese Liebesglut der Söhne zu dem gleichen Wesen zur verzehrenden Flamme wird, die beide tötet. Wir sehen also hier statt eines Traumes deren zwei, die durch ihren scheinbaren Widerspruch bewirken, dass die Tochter nur in der Verborgenheit aufgezogen wird, was gerade das verderbliche Ende der Brüder herbeiführt, welche die Schwester, jeder ohne das Wissen des anderen, kennen und als Weib lieben lernen. Der tragische Abschluss wäre vermieden worden, wenn die Schwester mit ihnen aufgewachsen wäre. Aber er sollte nicht vermieden werden! Und gerade in der In-Scene-Setzung dieser Unvermeidlichkeit erkennen wir das bewusste Handeln des „metaphysischen Urwesens".

Damit man nun aber nicht zu dem Schlusse kommt, dass, weil ich zur näheren Erläuterung meiner Behauptung zwei Sagen oder Legenden, die aber der Erfahrung nachgebildet sind, benutzt, meine Meinung keinen realen Wert habe, sondern ebenfalls nur eine legendarische oder schemenhafte Ansicht sei, so will ich noch einige ähnliche, verbürgte Fälle aus neuerer und neuester Zeit zur Betrachtung stellen.

Den einen berichtet Prof. Dr. Maximilian Perty. Ein junger Florentiner träumte, dass er die Hand in den Rachen eines vor einer Kirche stehenden steinernen Löwen stecke, und dieser ihn beisse. Am nächsten Morgen, als er mit Kameraden an dieser Kirche vorüberging, belustigte ihn der Gedanke, dass ihn ein steinerner Löwe gebissen. Um die Absurdidät des Traumes zu beweisen, steckte er die Hand in den Rachen des Löwen, doch so-

gleich erblasste er, und zog sie mit einem Aufschrei zurück. Eine im Rachen des Löwen verborgene Viper hatte ihn gebissen. Nach wenigen Stunden erfolgte sein Tod. — Auch hier war der Traum die Veranlassung zu der verhängnisvollen Handlung, da ohne diesen der junge Florentiner wohl kaum auf den abgeschmackten Gedanken gekommen wäre, einem steinernen Löwen die Hand in den Rachen zu stecken.

Den anderen Fall teilt Rhoda Broughton in der „Sphinx“ mit. (1893). Dort sieht die bei einem Gutsbesitzer und dessen Gattin zu Besuch weilende Freundin der letzteren in der ersten Nacht ihres Aufenthaltes im Traum die bereits vollzogene Ermordung des Ehepaares, und erkennt den nach Wertsachen suchenden Mörder. Am Morgen, ob ihrer Schreckgesichter ausgelacht, führt man sie, um die Grundlosigkeit ihrer Angst darzutun, zu den Arbeitern. Sie erkennt jedoch in einem dieser den im Traum geschauten Mörder. Beängstigt reist sie ab. Der Gutsbesitzer, innerlich gleichfalls etwas frappiert, erkundigt sich näher nach dem erst kürzlich eingestellten Arbeiter, und erfährt, dass dieser träge, trunk- und streitsüchtig sei. Er entlässt ihn unter voller Bezahlung des Lohnes. Der Arbeiter begeht hierauf, teils aus Rachsucht, teils aus Habgier, an dem Gutsbesitzer und dessen Frau das Verbrechen. Diese glaubten ihn längst aus der Gegend fort und sich sicher. — — Hier hat die durch den Traum angeregte plötzliche Entlassung des Arbeiters die, wenn überhaupt schon gehegte Absicht des Mordes zur Reife gebracht.

Also wiederum hat der Traum gerade das herbeigeführt, was er anscheinend zu verhüten bestimmt war.

Bei allen angeführten Fällen wird man das übereinstimmende Merkmal finden, dass der Traum das Mittel der Vollendung des Geschickes des Träumers oder derjenigen Personen wird, auf welche er Bezug hat. Es ist, als habe das „metaphysische Urwesen“ in Hinsicht, dass auf keinem anderen Wege dem Bewusstsein die zu seinem vorher bestimmten Abschluss der derzeitigen Form notwendigen Motive dargeboten werden konnten, den Umweg durch den Traum gewählt, sodass nunmehr die Geschehnisse in vollster Oeffentlichkeit und von dem Bewusstsein selbst dirigiert, sich abspielen. Dieses aber, trotzdem es sich selbst den Dolch geschliffen, der seiner irdischen Form ein Ende bereiten soll, vermeint dennoch der Gefahr entgangen zu sein, bis diese den nichts ahnenden Dirigenten ihrer selbst überfällt und zerschmettert.

Man wird vielleicht behaupten, dass derartige Fälle in ihrer Seltenheit nichts zu beweisen vermögen. Erstens aber sind diese Fälle nicht so vereinzelt, als vielfach angenommen wird. Zweitens kommen uns in Bezug auf die gewöhnlichen und alltäglichen Geschehnisse des Lebens die beeinflussenden und lenkenden Träume

und Beeindruckungen nur mehr als Ahnungen oder Gefühlsimpulse zum Bewusstsein. Es mögen also viel mehr scheinbar von aussen sich uns nahende Motive aus uns selbst entspringen, als wir zu beurteilen und nachzuprüfen im Stande sind. Die Vorkommnisse jedoch, welche eine Nachprüfung ermöglichen, gebieten eine solche, da wir nur durch derartige Beobachtungen in den Stand gesetzt werden, Rückschlüsse auf die Beschaffenheit des „metaphysischen Urwesens“ zu ziehen.

Dass aus den oben angeführten Tatsachen auf eine Eigenschaft des Urwesens, und zwar die des Bewusstseins und der bewussten Handlungsweise geschlossen werden kann, dürfte nicht mehr in Frage gestellt werden können. Haben wir doch folgende Sachlage: eine träumende Person erschaut im Traum ein für sie unangenehmes Begebnis. Die Person selbst kann in diesem Falle die Traumbildnerin nicht sein, da keinerlei Ursache zur Erregung dieses Traumes in ihrem Wachbewusstsein liegt. Sodann erkennt sie auch nur das Begebnis, nicht aber zugleich die Unmöglichkeit der Verhinderung, wie das sonst bei gewöhnlichen hellseherischen Träumen der Fall ist. Im Gegenteil wird sie nunmehr alles tun, den Eintritt des Ereignisses zu verhindern. Jedoch ihre Bemühungen bewirken gerade das Gegenteil. Dieses Endresultat ist aber kraft des Kausalitätsgesetzes notwendig bedingt und dem Schicksale der betreffenden Person eigentümlich verbunden. Auch der einleitende Traum ist in das Netz der Kausalität mit eingewoben. In der Art und Weise dieses Traumbildes nur zeigt sich uns, dass es einem bewusst Wirkenden entspringen muss. Dieses bewusst Wirkende ist zunächst das Kausalitätsgesetz; ob wir als dessen Grundlage die Weltsubstanz annehmen, oder dieses selbst als die letztere erklären, oder ob wir uns das transcendentale Bewusstsein der eigenen Psyche, welches die Projektion des Traumes zur Schicksalsvollendung der irdischen Person für erforderlich hält, davon beeinflusst denken, das bleibt sich gleich. Für uns ist maasgebend, dass das den Traum projicierende Etwas dessen Ausgang kennt, den Traum auch nicht als Warnung giebt, sondern ihn darstellt wohl wissend, dass der Mensch dem Ende zu entrinnen suchend, es herbeiführen wird.

Zu dieser Voraussicht ist nun aber unbedingt bewusstes, vorbedachtes, berechnendes Denken notwendig. Eine blinde Kraft vermag wohl etwas notwendig herbeizuführen, nicht aber mit derartiger, wie hier gezeigter Absichtlichkeit auf ein schliessliches Endresultat hinzuarbeiten. Das „metaphysische Urwesen“, welches Grundform aller Lebenserscheinungen, gleichviel ob ich dieses individualistisch oder universalistisch erkläre, ist, besitzt sonach Bewusstsein, und zwar nicht eines minderen sondern eines ziemlich hohen Grades, der sogar das menschliche überragen muss, da wir, wie uns die

angeführten Begebenheiten zeigen, nur die Geschobenen sind, welche das Urwesen lenkt und leitet. Was aber der einen Lebensform zugrunde liegt, das wird auch allen anderen gleichfalls zugrunde liegen, mögen sie uns nun wahrnehmbar oder nicht wahrnehmbar sein. Die das Weltall bewegende Kraft ist sonach eine bewusste, und folglich ist auch jede ihrer Erscheinungsformen mit einem dieser entsprechenden Bewusstsein begabt, und fügt sich bewusst in die wirkende und auf sich wirken-lassende Reihe der Dinge ein. Infolge der allgemeinen Kausalverknüpfung der Erscheinung wird daher jede Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen nicht nur eine anscheinende, sondern eine mit Bewusstsein wirkende und bewirkte sein.

Hans Freimark.

„Jede Produktivität höchster Art, jedes Aperçu, jede Erfindung, jeder grosse Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in Niemandes Gewalt und ist über alle irdische Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäss zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses."

Goethe. 1828.

Goethe über Astrologie.

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Grusse der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So musst du sein, dir kannst du nicht entfliehen."

— — — — — — — — — — —

„Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille."

Die metaphysische Grundlage von Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen!" *)

(Kapitel V: Ueber die Götterwelt.)

In der Götterwelt will Wagner uns die intellektuelle, menschliche Welt schildern und uns davon ein grossartiges künstlerisches Bild entwerfen, welches uns zeigen soll, wie es um diese Welt bestellt ist. Vermittels unserer Intelligenz gewinnen wir über die erdrückende Mannigfaltigkeit des Daseins einen gewissen Einfluss. Erst durch Intellektualismus gewinnen wir ein Mittel, um die unendliche Reihe der Erscheinungen wenigstens in bestimmten Grenzen zu überblicken; erst durch die feine Ausbildung der intellektuellen Welt schaffen wir uns ein Begriffssystem, flechten wir uns im bildlichen Sinne ein Netzwerk, in dessen Maschen ein gut Stück des Daseins zu unserer Betrachtung hängen bleibt. Nur so vermögen wir Wissenschaft zu treiben, indem wir die durch Abstraktion vereinfachte Mannigfaltigkeit nach gewissen Prinzipien einteilen, nämlich Gleichartiges nach Gruppen zusammenfassen, um auch diese wieder zu einer höheren Ordnung zu verbinden, bis wir schliesslich wenigstens einen grossen Teil des vorüberrauschenden Lebensstromes unter einem einzigen Gesichtspunkte in Beziehung zu dem Grundprinzipe, Grundgesetze zu beurteilen vermögen. Es ist also schon etwas Göttergleiches um die intellektuelle Welt, denn in ihr heben wir uns über die rinnenden Wellen der unendlichen Flut von Erscheinungen empor, gewinnen eine hohe Warte, von welcher wir festen Fusses auf das wogende Meer des Lebens herabblicken, um nach unserer Einsicht darüber zu bestimmen.

Jede Wissenschaft hat nun ihren speziellen Stoff, doch die Philosophie als „die Summe aller Wissenschaft" [1], als die Wissenschaft aller Wissenschaften hat eben den gesamten Stoff, der im Dasein

*) Ich verweise zunächst auf den Literatur-Nachweis im XI. Band, No. 3, Seite 105 und habe hier hinzuzufügen: F. N. = Fr. Nietzsche. Unzeitgemässe Betrachtungen Bd. II. Richard Wagner in Bayreuth. Leipzig, Naumann. (2. Aufl.) — P. D. = P. Deussen. Das System des Vedanta. Leipzig, Brockhaus. 1883. — L. F. = L. Feuerbach. Das Wesen des Christentums. Leipzig, 1841.

[1]) R. 59. Wagners Ausdruck.

überhaupt vorliegt, zu ihrem Problem und wird alles nach einem Grundsatze κατ' ἐξοχήν ordnen müssen, damit wir in einer Weltauffassung die Herrschaft über die Welt gewinnen. Der Philosoph der Zukunft also erst kann als absoluter Herr und Gebieter allezeit die Welteniräume durchstreifen, da das All ihm untertan ist, da er über alles zu verfügen weiss. In Wagners Dichtung ist es Wotan, der auf die Gewinnung solcher Weltweisheit ausgeht.

Die Intelligenz in ihrer höchsten Steigerung spricht sich aber aus im Selbstbewusstsein, indem wir uns erst in ihm mit Absicht von der uns umgebenden Natur unterscheiden. Das „Ich" ist gewissermassen die uns eigentümliche Form unseres Wesens, es ist das Gefäss unseres Seins, in welchem wir alle unsere Einsichten sammeln; ihm entnehmen wir schliesslich auch immer wieder, wie Waffen aus dem Arsenale, die Gesetze und Urteile, nach welchen wir die Natur eben zu beherrschen vermögen. Während das Tier, welches wohl Bewusstsein, aber kein Selbstbewusstsein hat, sich mit der Natur abfindet, können wir nach unserem Eigendünken über die Natur[1]) verfügen, sie uns dienstbar machen. In dieser Unterscheidung des „Ich" vom „Nicht-Ich" stellen wir unsere eigene Daseinsform der unendlichen Natur, der Materie schlechthin gegenüber, indem wir das Chaos zwingen, für uns Form anzunehmen.

Im eigentlichen Sinne „leben" heisst nun aber, in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen völlig aufgehen; es heisst also, sich nicht von ihnen unterscheiden, sodass die naive Naturanschauung, so wie sie uns durch unsere Sinne vermittelt wird, dem Leben noch am nächsten steht. Schopenhauer nennt daher diese einfachste Form der Erkenntnis mit Recht „die Erkenntnis κατ' ἐξοχήν oder die Urerkenntnis"[2]), da sie gewissermassen noch unmittelbar am Rande des dahinströmenden Lebensstromes ihre Weisheit schöpft, aus dem Urwasser, dem Urquell trinkt, an dessen Ufern Erda sitzt und sinnt. Diese Urerkenntnis ist die ewige Nährmutter aller in der intellektuellen Welt gewonnenen Einsicht.

Selbst unsere höchsten Vernunftbegriffe sind kein freies uns a priori mitgegebenes Eigentum, sondern müssen ebenfalls auf konkrete, der Natur entnommene Erfahrung zurückgeführt werden. Wie aus dem unmittelbaren Lichte der Sonne in den geborgten Widerschein des Mondes, gehn wir von der anschaulichen, unmittelbaren, sich selbst vertretenden und verbürgenden Vorstellung über zur Reflexion, zu den abstrakten, diskursiven Begriffen der Vernunft, die allen Gehalt — nur von jener anschaulichen Erkenntnis und in Beziehung

---

[2]) Präzise gesagt. über die Materie etc.

[3]) A. Sch. II. Vom Verhältnis der anschauenden zur abstrakten Erkenntnis. S. 89 ff. 94.

auf dieselbe — eben auf die Urerkenntnis — haben."[1]) Erda bleibt also Walterin selbst der höchsten menschlichen Einsicht, die wir je zu erringen vermögen. Es geht also — all unser Wissen — auf Urerkenntnis zurück, wie sie durch Anschauung aus dem Leben selbst gewonnen werden muss.

Gelingt es uns also, durch die Bildung von Begriffen zwar über die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen mehr und mehr Herr zu werden, dieselbe durch Abstraktion in immer höherem Grade zu vereinfachen, so müssen wir uns doch in gleichem Masse vom eigentlichen Leben lossagen. Die Rangordnung unserer Begriffe, d. h. die von Stufe zu Stufe umfassendere Art der Begriffe gewinnen wir ja, indem wir immer mehr von den sinnlichen Bestandteilen absehen. Je höher und erhabener der Begriff also in der intellektuellen Welt eingereiht ist, eine umso entferntere Beziehung hat er zu der einzelnen Erscheinung; oder, wie Schopenhauer so korrekt sagt: „je mehr wir uns — unter — ihm, desto mehr können wir uns — in — ihm vorstellen.[2]) In der intellektuellen Welt ist uns also eine unwirkliche, erdachte Begriffswelt erstanden, die sich der fühlenden Wahrnehmung, dem naiven Genusse des Lebens mehr und mehr entfremdet hat; wir treten in derselben eigentlich aus dem Leben heraus, um es von aussen zu betrachten, gleich vornehmen Zuschauern in den Logen. Wir sperren uns mehr und mehr von der Urerkenntnis ab; wir irren ab vom Quell alles wahren Lebens, an welchem Erda sitzt, um dafür an eingebildeter Eigenart zu gewinnen. Wahrhaft neue Einsichten gewinnen wir niemals durch Analyse, sondern stets durch Synthese.

Zu Streitern der Gottheit oder auch zu Verfechtern der Wahrheit, wie sie hervorgeht aus dem Grunde alles Seins, werden wir allein durch Urerkenntnis, denn wenn ihr auch eine sinnfällige Grenze gesetzt ist, so stehen wir doch mit der fühlenden Wahrnehmung, mit der sinnlichen Anschauung am Eingang zum Wesen der Dinge. Es ist das metaphysische Bedürfnis, welches dazu anhält, uns an den Toren der intelligiblen Welt aufzustellen und ungestüm Einlass zu fordern; wir wollen die Erscheinung mit ihrer sinnfälligen Grenze für nichts achten, sondern nehmen sie stets nur als Symbol, hinter deren deckendem Schleier das Wesen der Dinge verborgen ist. Wir ahnen letzteres jedesmal hinter dem sinnlichen Bilde, hinter der Erscheinung, da diese doch nur das leichte, vergängliche Kleid ist, welche den Wesenskern zeitlich umhüllt. So mag die zeitliche Form oder die Erscheinung[3]) vergehen, doch das Geheimnis alles Lebens,

---

[1]) A. Sch. I. 72.

[2]) A. Sch. II. 74.

[3]) Es ist natürlich genau zu unterscheiden zwischen Erscheinung und Form, denn während die erstere vergänglich dahinschwindet, so stellt uns gerade die

wie es hinter der Hülle in der intelligiblen Welt verborgen ist, bleibt frei, im ewigen Wechsel als Triebkraft desselben bestehen. Diese Kraft zeigt sich uns zwar in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, wie sie unter dem Zwange der Kausalität in unendlicher Reihe vor unseren Sinnen vorübergaukeln, doch immer neu und jung geboren werden sie aus der uns unter keiner sinnlichen Form fassbaren, freien Wesenheit des intelligiblen Daseinsschosses.

Wir mögen uns also noch so mühen, so werden wir doch niemals die geheimste Lebenskraft mit Händen greifen, sondern immer wieder greifen wir die — zeitliche — Form oder die Erscheinung; wir gehen zwar darauf aus, in das ewige Leben, so wie es frei von aller Erscheinung in der intelligiblen Welt, im Reiche Gottes[1]) besteht, einzugehen, aber immer wieder doch schaffen wir uns die zeitliche Form; immer wieder doch sehen wir, empfinden wir unseres eigenen Daseins Form. Wir zwängen alles wieder in die Form, welche Form ist unseres eigenen Selbst, da wir allein alle Erkenntnis durch dieses unser Selbst vermitteln können. Alles um uns her ist uns schliesslich das, was uns unser eigenes Selbst ist; dieses Selbst ist der Ton, aus welchem der Inhalt aller unserer Erkenntnis geknetet ist. Wir suchen also das „— Andere —“: „das Leben, so wie es frei von aller sinnlichen Erscheinung“ im Wechsel dahineilt, und immer wieder treffen wir unser eigenes Selbst.

Wir wollen heraus aus diesem Selbst, heraus aus diesem circulus vitiosus, und immer wieder doch machen wir die unleidliche Entdeckung, dass uns der Kreis unseres Selbst gefangen hält. Es ist unsere stündliche Schmach, dass wir über unser eigenes Selbst nicht hinauskommen, sondern immer wieder nur uns selbst finden. In Bitterkeit und Grimm zerschlagen wir immer wieder das zeitliche Gefäss der Erscheinung, um sie doch endlich einmal ganz zu vernichten, doch immer wieder schiebt sich eine Hülle zwischen uns und das — „Andere“, — sodass wir nicht den Grund des Lebens schauen, sondern Form von — unserer — Form, also Erscheinung. So erregt das metaphysische Bedürfnis einen Sturm in uns, der sich niemals legt.

Der Vedanta der Inder stellt dieses Vordringen von einer Stufe

---

Form den Ewigkeitswert der Dinge dar. Sie ist die überwundene Erscheinnng, die vergeistigte Natur, denn die Erscheinung ist ungeordnete, höchstens nach zeitlichen Zwecken geordnete Materie wie in der Technik, während die Form die nach ihrem inneren Wesen gestaltete Materie darstellt. Ich schicke dies hier nur in einer Anm. voraus, um mir Vorwürfe zu ersparen; eingehend kann ich den direkten Gegensatz zwischen Erscheinung und Form erst an geeigneterer Stelle behandeln, wenn ich die unversöhnliche Feindschaft zwischen Nibelnngen und Göttern darzulegen haben werde.

[1]) Kant. Kritik der praktischen Vernunft. I. T. II. B. II. Hauptst. (Reclamsche Ausg. S. 164.)

zur nächsthöheren Stufe der Erkenntnis, zu immer höherer Vergeistigung der Materie in ewiger Form bildlich dar, indem er eine Hülle nach der anderen abstreift, und immer wieder doch enthüllt sich uns das eigene Selbst.[1]) Er unterscheidet: 1. das aus Nahrung (aus Materie) bestehende Selbst; in diesem steckt wie in einer Kapsel 2. das odemartige Selbst; in diesem 3. das manasartige Selbst; in diesem 4. das erkenntnisartige Selbst; in diesem endlich als innerstes 5. das wonneartige Selbst.

Dieses erst ist meine Seele, kleiner als ein Reiskorn oder Gerstenkorn oder Senfkorn oder Hirsekorn oder eines Hirsekornes Kern, aber auch grösser als die Erde, grösser als der Luftraum, grösser als der Himmel, grösser als diese Welten; denn das All ist aus ihm hervorgegangen, die Weltesche ist aus seiner Kraft erwachsen. Auch Christi Wort bietet uns zwei Gleichnisse, die uns die Macht der Seele, des — „Anderen" — des Absoluten verkünden sollen, wenn er einmal sagt: „So ihr Glauben habt als ein Senfkorn, — so möget ihr sagen zu diesem Berge: Heb' dich von hinnen dorthin! So wird er sich heben, und euch wird nichts unmöglich sein." Dann aber wieder! „Das Reich Gottes ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete auf seinen Acker; — welches das kleinste ist unter allen Samen —; wenn es aber erwächst, so ist es grösser als die Kräuter und wird ein Baum (die Weltesche), sodass die Vögel des Himmels kommen und nisten in seinen Zweigen." [2]) Dieses Kleinste also ist das Allwirkende, Allwünschende, das Allschmeckende, das Allumfassende, Schweigende, Unbekümmerte; es ist Brahman, das Absolute, das Nichts und das All, zu dem ich werden soll. In diesem Brahman, dem rein Göttlichen allein ist die Mannigfaltigkeit in dem Einen gegründet, denn „dieses Ganze ist nur für einen Gott gemacht." [3]) Es ist nach Wagners Ausdruck im Ringe das — „Andere" [4]) — der höchste Geist, so wie er nach langer Zeiten Lauf körperlos in vollendeter Schönheit bestehen wird und von Leid nicht mehr getroffen werden kann, denn Lust und Schmerz berühren nur das in den Körper gekleidete Leben.

(Fortsetznng folgt.) *Dr. Hch. von Lessel.*

---

[1]) P. D. 52 ff. — Vergl. ferner: Swâmi Vivekânanda. Gibt es einen persönlichen Gott? Vedânta-Philosophie, herausgeg. v. E. A. Kernwart. Heft IX; 79 ff.

[2]) Worte Christi, herausgegeben von H. S. Chamberlain, München, Bruckmann. W. 4, 29.

[3]) Goethe. Faust I. Studierzimmer. V. 1426, 27. — Vergl. ferner dazu: W. Bormann. Dieses Ganze ist nnr für einen Gott gemacht. Uebers. Welt IX; No. XVII; 321. XVIII; 341. XIX; 361. XX; 381. XXI; 401. XXII; 421. — Ueber die stetig steigende natürliche Umwertung aller Werte im Wirken zur höheren Einheit vergl.: Fröhlich, J. Dr., das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und der Geist des Christentums.

[4]) Vergl. auch R. 41.

Maler Schad-Rossa, der Interpret der Psyche! *)

„Mensch, du kleiner! Da ertappst du dich nun wieder bei dem engherzigen Unterfangen mit dem hergebrachten Massstab äusseren Könnens an das Erhabene, Unmessbare heranzutreten. So wirst du also bleiben, so lange diese deine Füsse irdischen Boden treten, so lange deine Augen noch nach aussen schauen. Ehe du über die Schwelle trittst, fragst du: „Wie gross wird sein Können sein?" — So also bist du!" —

Denselben Raum habe ich so oft mit den mannigfaltigsten Gefühlen betreten, dieselben Wände, die mich nun umgeben, haben so Weltweitunterschiedenes mir schon gesagt, nie aber war dort meine Verzagtheit so stark, nie meine Kleinheit so gross, wie vor den Werken Schad's. —

Sagte ich es nicht — das Erste — die Frage nach dem Können! — Ein einziger Blick ringsum noch von der Schwelle aus, ehe man dem Gehalt einer einzelnen Schöpfung nahetritt, sagt uns, dass wir es mit der souveränsten Meisterung der Materie zu tun haben. Man hat vom „Experiment" von „Ungleichem Wert" der Technik gesprochen, das war „klein". Sieht man denn nicht, dass das, was er uns zu sagen hat, getönt durch seine starke Eigenheit, eben so und nicht anders gesagt werden kann?

O! schon sind wir mit ihm hinter die Hülle äusserer Kundgebung getreten, ganz im Bannkreis seines Wesens, das hinausschwingt in das Unbegrenzte. Dort lebt die Sehnsucht nach dem Wissen der kommenden Phasen des Seins, die uns allen — sofern wir nicht zu den völlig Unerwachten gehören — vor dem geistigen Auge schweben; erst vag und mattumrissen, bis wir den Focus erkennen, um den sich bestimmt und bestimmter das Kommende kristallisiert. So schauen wir seine Berge der Sehnsucht; — demütig und voll Erwarten. Excelsior! ruft es uns entgegen! Höher, immer höher, durch das Unbekannte der Vollendung zu! So leben wir mit ihm in der „Wonne", die sich in der Manifestation heisser, glutvoller Reife darstellt, alles von Sonne und Licht getragen, durchsättigt; darüber aber zittert ein rosiger Ton, der leise aus der Welt

*) Zur Paul-Schad-Ausstellung im Kunstsalon von Schulte, Berlin.

der Sinne in geistige Regionen überklingt. Abgeklärtheit! Grosse, stille Freude! Die Wonne, die unseren Aetherleib umbadet, wenn er sich emporschwingt in sein wesenverwandtes Element!

Als klingender Akkord steht sein Menschenpaar vor uns! Mann Weib, das schöpferische Prinzip, die Dominante! Unsichtbar umschlossen von dem Ovum, in dem sich Nehmen und Geben, Erschöpfen und Erfüllen vollzieht!

Dort tönt uns Dantes „Lasciate ogni speranza" in seinen „Verfluchten" entgegen. Das sind sie, die Momente grenzenloser Verzweiflung, die uns packen, wenn wir immer wieder straucheln und fallen auf dem schmalen Pfad, der zur Erkenntnis führt. O, diese Stunden, wo wir mutlos Selbstvernichtung üben möchten. Nicht an dem armseligen Häuflein Ton! Nein, erlöschen und ausradieren möchten wir unser kleines, getrenntes Sein aus dem harmonischen Bauplan des Alls! O Ohnmacht! Es gibt keine Vernichtung, weder hier, noch „drüben", nur ewigen Wechsel, ewige Wandlung! Es gibt kein Getrenntsein!

Er führt uns durch „Einsamkeiten", die Klingen und Tönen sind zu der „ewig heiligen" Stille, zu Stätten, wo wir Laotse's „Wu Wei", die Tätigkeit in der absoluten Ruhe, das unaufhaltsame Schwingen in der festgebannten Form erkennen lernen. Dieses in jeder Form lebende, jede Form umkreisende rhythmische Schwingen haben wir auch nur in einer anderen Tonart, in einem anderen Tempo ausgesprochen in seinem „Reigen". Diese Paralelle mag manchem wohl paradox erscheinen. Doch, wenn wir erkennen, dass alles Sein, alle Ruhe, alle Bewegung aus der einen Ur-Einheit strömt, so bleibt im Grunde alles das „Eine" auch in der Differenziation. Freude und Schmerz — Licht und Schatten — Gutes und Böses stellen sich uns nur als unterschiedliche Schwingungsgrade dar, ebenso wie Ruhe und Bewegung. — Dieselbe Empfindung des alles durchdringenden Rhythmus haben wir auch in seinem „Am Bachesrand". Wie die Gestalten den Abhang hinabeilen, leicht, geschmeidig, von einem inneren Impuls getrieben, das ist die leicht fliessende, wellende Bewegung des Baches. — Eine Feierstunde verleben wir mit Schad-Rossa vor seinem „Schönen Tag". In kristallheller Ruhe und Klarheit tritt er uns aus dem massiven Gefüge des Rahmens entgegen; seine Zartheit durch den Kontrast der Umschliessung noch gehoben. Auch hier wieder Ruhe und Bewegung! Rhythmus! Man nimmt die Wärme und den Duft in sich auf wie lebendigen Atem. Man fühlt das Sinnen und das Jubilieren in der Luft, während das Auge träumend bei dem innigblauen Enzian am Bergesabhang verweilt.

„Freies Menschentum" das ist sein Menschentum! Mensch-sein unter den Grossen und den Kleinen — in getreuer Erfassung seiner

Mission — in willigem und bewusstem Beugen unter das höchste Gesetz; denn es gibt keine Freiheit ohne die Erfüllung des Gesetzes. Nur im Erkennen des Getragen-seins liegt unsere Freiheit!

So leben wir mit dem Künstler das ewige Auf und Nieder, in uns wogt das Pulsen des All-Lebens! So treten wir im feierlichen Rhythmus der „Todessymphonie" im Schatten schwerer Fittiche vor das verschlossene Tor, das vor uns noch neue Lebensmysterien birgt; weihevoll, mystisch setzt das Erlösungsmotiv ein, anschwellend, alles mit sich fortreissend wächst es an zum sieghaften Sanctus. Gross, hehr vom Licht der Ewigkeit umflossen steht die Seele in der „Erlösung" auf einsamem Felsen; unter sich Abgrund, Kampf, Ueberwindung. Alles ist durcheilt, durchkostet, alles gelebt und erfahren. Und leise verklingt das Benedictus, in dem ewig tönenden „Und Ihr werdet sein wie Gott!"

Helene Zillmann.

═══ Nachschrift: Eine Schad-Rossa-Ausstellung findet im Okt. in Frankfurt a. M., im Nov. in Wiesbaden statt. Wir machen unsere Freunde auf diese Veranstaltungen aufmerksam! Schad's Atelier befindet sich in Steglitz b. Berlin. ═══

„Es ist schon oft ausgesprochen und ist vollkommen richtig, dass der ganze Unterschied zwischen einem Genie und den übrigen Menschen darin besteht, dass es meistens ein Kind bleibt, das mit grossen Augen und unendlichem Erstaunen im Bewusstsein nicht seiner hohen Bedeutung, sondern seiner unbegrenzten Unwissenheit und zugleich seiner Macht in die Welt blickt."

John Ruskin.

„Jede menschliche Handlung ist um so besser, ehrenwerter und prächtiger, je mehr sie in Hinblick auf die Zukunft geschieht. Dieses Vorausblicken in die Zukunft, dieses stille, sichere Ausharren neben andereren Eigenschaften sondern den Menschen von der Menge ab und bringen ihn Gott näher; an jedes Werk, an jede Kunst ist dieser Massstab anzulegen."

John Ruskin.

„Möchte jedes Morgenrot einen Lebensanfang und jedes Abendrot gleichsam sein Ende bedeuten, und möchte jedes dieser kurzen Menschenleben die Spur eines Liebeswerkes hinterlassen, das an anderen verübt ist, eines Aktes der Selbstverleugnung und hinzuerworbenen Wissens."

John Ruskin.

Mystische Maurerei.

(Kapitel VI. Die Geheimlehre: die siebenfache Natur des Menschen.)

Wir können von dem Leben, dem Willen, dem Verlangen und der Liebe als von Prinzipien sprechen, die sich in der Natur manifestieren und an ihren Resultaten erkannt werden. In sich mögen sie keine bestimmte Form haben, aber sie sind nichtsdestoweniger wirkend. Diese Prinzipien können die Form des menschlichen Körpers annehmen, wie Wasser die Form des Gefässes annimmt, in welchem es enthalten ist. Und dennoch hat Wasser als Körper keine bestimmte eigene Form. Ebenso ist es mit den Prinzipien, welche wir betrachten. Sie sind metaphysische Begriffe, keine greifbaren Dinge, aber sie sind Ursachen, welche zu greifbaren Resultaten führen.

Es wurde schon gesagt, dass jedes Prinzip in Beziehung zu einer Ebene, einem Planeten und einer Rasse steht; und dass die menschlichen Prinzipien auf jeder Ebene in Verbindung mit siebenfachen okkulten Kräften stehen. Es ist auch gezeigt worden, wie die Substanzen der verschiedenen Ebenen von der „Dominante" durchdrungen sind, welche die Vibration jeder Ebene bestimmt. Bezüglich der allgemeinen Entwickelungsart des Menschen und der Beziehung der Anthropogenesis zur Kosmogenesis mag hier bemerkt werden, dass während der verschiedenen „Abkühlungs- und Erhärtungsprozesse, durch welche die Erde aus dem „Feuernebel" oder aus der „nebeligen Masse", die von der modernen Wissenschaft anerkannt wird, ihren jetzigen Zustand erlangt hat, lange Jahrtausende verstrichen und verschiedene bestimmte Stufen erreicht worden sind. Die Geheimlehre lehrt, dass der Mensch, wie die Erde, potentiell im Feuernebel existierte, und dass er bis in den Stoff entwickelt wurde pari passu mit der Erde, die er bewohnt, und von welcher er ein integrierender Teil ist.

Jedes menschliche Wesen ist daher eine Miniatur-Erde (Mikrokosmos), die sich innerhalb der grösseren Erde (Makrokosmos) entwickelt. Das ist eine der Bedeutungen von Hesekiels „Räder in Rädern". Im metaphysischen Sinne ist jedes sogenannte Atom des

Stoffes in gleicher Weise zusammengesetzt und geht durch einen ähnlichen Prozess. Man kann daraus ersehen, dass der Schlüssel zum ganzen Entwickelungsprozess die „Analogie“ ist. Es muss natürlich aus einem solchen Prozess und aus der intimen Beziehung eines Menschen zu jedem Prinzip, jedem Prozess und jeder Ebene resultieren, dass er das Ganze abkürzt, und dass durch die Ausdehnung des Bewusstseins und die Differentiation durch seine lange Erfahrung, wenn die Vollendung der Entwickelung erreicht ist, der Mensch eins mit dem All sein wird. Wissen und Sein wird Eins in ihm sein. Das ist genau das, was Herbert Spencer als die Vollendung der menschlichen Entwickelung hingestellt hat, aus der absolute Kraft und höchstes Wissen resultieren. Stellt man dieser Ansicht der unendlichen Möglichkeiten und transzendentalen Bestimmung des Menschen jene einer exoterischen Religion oder materialistischen Wissenschaft gegenüber, so steht die alte Weisheitsreligion allein als die göttlichste Offenbarung da, welche die Menschheit je empfangen hat.

Während des Lebens des Menschen im tierischen Körper auf der physischen Ebene ist er aus sieben Prinzipien zusammengesetzt. Diese sind Atma, Buddhi, Manas, Kama, Astralkörper, Lebensprinzip und physischer Körper. Sie sind hier in der Reihenfolge vom Höchsten zum Niedrigsten, vom Geist zum Stoff herab genannt. Die ersten drei, Atma, Buddhi, Manas, werden durch ein Dreieck symbolisiert. Dies ist die älteste dem Menschen bekannte Dreiheit und ist der Ursprung aller Dreieinigkeiten in allen exoterischen Religionen der Welt. Wie schon erklärt, bezieht sich der im Dreieck geschriebene Unaussprechliche Name auf das Eine Universelle Prinzip, das vor der Schöpfung war und hinter aller Entwickelung liegt. Christos wird das Wort genannt, ist aber nicht Ain Soph. Atma im Menschen repräsentiert Ain Soph im Kosmos. Daher wird es ein „Funken der Gottheit“ genannt; sie sind Eins im Wesen. Atma, Manas und Buddhi repräsentieren Vater, Sohn und Heiligen Geist. Als Christus „zum Vater aufstieg“ erhob er sein Bewusstsein zur siebenten oder Atmischen Ebene und wurde in der Tat (nicht länger nur im Wesen) Eins Mit Gott.

Diese drei Prinzipien im Menschen bilden zusammen die spirituelle Seele, den unsterblichen Teil des Menschen; während Atma-Buddhi das Höhere Selbst bildet, den latenten oder potentiellen Gott im Menschen. Die niedere Körper-Vierheit, Lebensprinzip, Formenkörper und Kama (oder Wunschkörper) werden durch ein Viereck symbolisiert. Um dies klar zu machen, wollen wir sagen, dass sich das Dreieck im Viereck inkarniert: das heisst, die Seele (das Geistige) „steigt in den Stoff herab“. Schon in einem früheren Kapitel ist erklärt worden, welches die ordnungsgemässe Beziehung der sieben

Prinzipien ist. Der Körper ist das Vehikel des Lebens; Leben ist das Vehikel Kamas; Kama ist das Vehikel des Manas; Manas ist das Vehikel Buddhis, und Buddhi ist das Vehikel des Atma. Das ist die ordnungsgemässe Beziehung oder Reihenfolge der Prinzipien. Aber wie bereits bewiesen ist der Mensch keine blosse Aggregation von Prinzipien, ebensowenig wie er eine zusammengesetzte Aggregation von Atomen, Molekülen oder Zellen ist. Genau wie Atome Moleküle bilden, Moleküle Zellen, Zellen Gewebe, Gewebe Organe und Organe den ganzen Körper aufbauen, so sind die Prinzipien, während sie eine ähnliche ordnungsgemässe Reihenfolge bewahren, gleichzeitig in Beziehung zum Ganzen organisiert; das heisst, das Ego, der Denker, vereinigt mit seinem Vehikel, dem Körper.

Die Physiologie hat festgestellt, dass bestimmte Funktionen von bestimmten Organen vollzogen werden, und dass gewisse Gruppen sensorisch und andere motorisch sind: dass es koordinierende Zentren der Bewegung oder der Empfindung gibt, wie das Kleingehirn, die Medulla oder die sensorischen Ganglien und hat Gedanken, Erinnerung, Vernunft und Willen dem Grosshirn angewiesen. Aber weder Physiologie, noch moderne Wissenschaft sind imstande gewesen sich den leisesten Begriff von dem zu machen, was Gemüt oder Seele wirklich sind über die Funktionen der Organe oder die Resultate der Organisation hinaus. Empirische Tatsachen im Hypnotismus zeigen, dass tatsächlich Prozesse stattfinden, die man unter kein bekanntes physiologisches Gesetz klassifizieren kann.

Der Punkt, an welchem das Dreieck das Viereck berührt, d. h. wo die spirituelle Seele ihr Verbindungsglied mit dem physischen Körper herstellt, ist das Gemüt. Kama (das vierte Prinzip, Appetit, Verlangen, Leidenschaft etc.) wird nicht im oberen Dreieck gefunden, sondern ist das Erste im Viereck, der niederen Vierheit, und dieses Kamaprinzip wird das Vehikel von Manas genannt. Aus dieser Verbindung resultiert Kama-Manas, und das Zentralorgan dieses vereinigten und dualen Prinzipes ist das menschliche Gehirn. Hier ist die Vereinigung von Gedanken und Empfindung, oder Wissen und Fühlen, die Vereinigung des Wunsches zu wissen mit dem Wunsch zu fühlen. Hier ist ferner der Ursprung, Sitz und die Natur des Selbstbewusstseins im Menschen. An der oberen Seite des Vereinigungspunktes haben wir den Willen; auf der niederen Seite das Verlangen. Die Vereinigung von Manas mit Kama, von Gemüt mit Verlangen wird das „niedere Gemüt" (niederer Manas) genannt, weil es immer die persönliche Gleichung einschliesst. Man lasse die Vereinigung bestehen, aber man überwinde den Wunsch und mache ihn unpersönlich, und befreie dadurch das Höhere Gemüt. Die Glieder der persönlichen Gleichung sind mit der höheren vereinigt oder verschmolzen. Das ist das Eins-Sein des niederen Menschen

mit dem göttlichen: oder Christus eins mit dem Vater. Solange das niedere Gemüt in den Banden des Wunsches festgehalten wird, kann der Mensch das Gute oder Wahre nicht suchen oder unterscheiden. Er fragt „Was ist gut für mich?“ Vom Wunsch oder persönlichen Hang befreit, forscht und sucht er nur nach dem, was gut und wahr an sich ist. Wenn dieser Zustand erreicht und gewohnheitsgemäss beibehalten ist, so sagt man, sei das Viereck im Dreieck eingeschlossen; die ganze niedere Natur sei eins mit dem Göttlichen oder der geistigen Seele geworden. Die Erkenntnis und Macht des Menschen ist nicht länger mehr durch die niedere Ebene, oder den Körper des Menschen beschränkt und umgrenzt, sondern durch Regeneration (Selbstüberwindung) diese Ebene überschreitend und in der Menschheit vollkommen werdend, erlangt der Mensch die Göttlichkeit. Mit anderen Worten er wird Christus. Das ist die Bedeutung, das Ziel und die Vollendung der menschlichen Evolution; und diese Philosophie erklärt den einzig möglichen Prozess, durch welchen dieselbe erlangt werden kann. Der vollkommene Mensch ist Christus: und Christus ist Gott. Das ist das Geburtsrecht und die Bestimmung jeder menschlichen Seele. Das wurde in allen grösseren Mysterien des Altertums gelehrt, aber die exoterischen Glaubensbekenntnisse des Christentums, die von den Parabeln und Allegorien abgeleitet sind, in welchen diese Lehre vor den Unwissenden und Profanen verborgen wurde, haben diese höchste Vollendung nur Jesus allein zuerkannt und sie für den Rest der Menschheit dunkel und unmöglich gemacht. An Stelle dieser grössten Lehre, die dem Menschen jemals offenbart wurde, haben die Theologen die Erlösung durch den Glauben an Menschengeschaffene Glaubensbekenntnisse gesetzt, und die Autorität der Kirche „zu binden und zu lösen auf Erden wie im Himmel“. Das Gesetz ist anulliert, die Gerechtigkeit entthront, das Verdienst ignoriert, Bemühungen entmutigt und Sektiererei, Atheismus und Materialismus sind die Resultate.

Jede wirkliche Einweihung ist ein innerlicher, kein äusserlicher Vorgang. Die äussere Zeremonie ist tot und nutzlos, nur insoweit als sie symbolisiert uud illustriert, und dadurch den inneren Wechsel klar macht, gut. Die Zeremonie instruiert, aber sie kann nicht umbilden. Umbilden heisst regenerieren, und das erreicht man durch Versuche, durch Anstrengungen, durch Selbstüberwindung, durch Sorgen, Täuschungen, Fehlschläge und eine tägliche Erneuerung des Kampfes. So muss der Mensch „an seiner eigenen Erlösung arbeiten“. Die Vollendung der Einweihung ist der vollkommene Meister, der Christus, denn diese sind ein und dasselbe. Sie sind das Ziel, die vollkommene Vollendung der menschlichen Entwickelung.

Was bedeutet nun mit dieser Anschauung von der menschlichen Entwickelung und im Lichte der modernen Wissenschaft „ein Meister

sein"? Nicht ein mythischer Meister, kein so heiliger, so göttlicher, so unfassbarer, um der Gegenstand blinder Verehrung allein zu sein und für unsere Nachahmung unerreichbar, ein Idol, ein Fetisch, sondern ein Meister, den wir verehren, lieben, und dem wir uns vor allem nähern, dem wir nachstreben können; ein älterer Bruder, ein mitleidiger Lehrer, ein Helfer der menschlichen Rasse.

Durch beständigen Kampf und täglichen Widerstreit hat der Meister sich selbst überwunden. In aufeinanderfolgenden Leben auf Leben hat er Erfahrungen gesammelt. Sicher ist er ein „Mann der Sorgen und dem Gram verwandt" gewesen. Er hat alle Probleme aufgegriffen, alle Wissenschaften studiert, alle Litaneien erschöpft, alle Philosophien verstanden, alle Künste geübt. Auf jedem Schritt hat er der Menschheit mehr und mehr geholfen, und die Befriedigung seines eigenen Verlangens immer weniger und weniger gesucht. So mit allen niederen Lebenslagen vertraut, durch schmerzliche Versuche, bittere Konflikte, häufige Niederlagen, getäuschte Hoffnnngen, fast verzweifelnd, hat er endlich das Selbst vollständig verleugnet und ist „für die Welt tot" geworden. Das ist die „Grosse Entsagung". Ein unendliches Erbarmen für alles, das lebt, ergreift Besitz von seiner Seele, und ein unendlicher Frieden lässt sich in seinem Geist nieder.

„Glaube Du nicht, dass das Sitzen in dunklen Wäldern, in stolzer Abgeschiedenheit und getrennt von Menschen, glaube Du nicht, dass das Leben von Wurzeln und Pflanzen, das Stillen des Durstes mit dem Schnee der grossen Bergkette, glaube Du nicht, o Schüler, dass dies zu dem Ziel endlicher Befreiung führen wird."

„Tritt aus dem Sonnenlicht in den Schatten, um Raum für Andere zu machen." . . .

„Aus der Knospe der Entsagung vom Selbstsein entwickelt sich die süsse Frucht der gänzlichen Erlösung."

„Des selbstsüchtigen Frömmlers Leben hat keinen Zweck. Wer nicht für das Werk lebt, welches ihm bestimmt ist, hat vergebens gelebt."

„Auf diese Art wirst Du in vollem Einklang sein mit allem, das lebt, und die Menschen lieben, als ob sie Deine Brüder und Mitschüler wären, die Anhänger eines einzigen Lehrers, die Söhne von einer einzigen lieben Mutter."

„Das Erbarmen spricht und sagt: „Kann es eine Seligkeit (für Dich) geben, wenn alles, das lebt, leiden muss? Sollst Du gerettet werden und der Schmerzensruf der ganzen Welt fortdauern?"

Dr. med. J. D. Buck.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Das Leben im Metaphysischen Hauptquartier. — Seit unserer Übersiedelung von der Karlstrasse nach unseren schönen Räumlichkeiten in der Ringstrasse hat sich der Besuch unseres Zentrums immer mehr gesteigert, so dass wir gezwungen sind, um allen unseren Freunden und ihren Wünschen gerecht zu werden, eine Besuchsordnung einzuführen. Wir bitten alle unsere Besucher sich danach richten zu wollen und nicht zu denken, dass gerade der Einzelne davon eine Ausnahme macht. Werden die Besuche zur rechten Zeit gemacht, so können wir allen gerecht werden.

Wir setzen also unsere Besuchszeit auf Dienstag, Donnerstag, Sonnabend von 4—6 Uhr. Wer um diese Zeit nicht kommen kann, soll eine Postkarte schreiben (Gross-Lichterfelde gehört nicht zur inneren Postzone, also 5 Pfennig-Karten!) und anfragen, wann wir ihn bei uns sehen können, er wird sofort entsprechende Nachricht erhalten. Auch sind wir (mit Ausnahme der Mittagszeit zwischen 1—4) telephonisch durch Amt Gross-Lichterfelde No. 196 (Vieweg) zu erfragen.

Unangemeldete Besucher können wir ausserhalb der Sprechstunden nicht annehmen! (Ausgenommen sind natürlich Anmeldungen akuter Krankheitsfälle, wo sofortige Hilfe nötig ist.)

Auswärtige Besucher bitten wir rechtzeitig anzufragen, wann wir für sie zu sprechen sind und die Adresse nicht zu vergessen, damit wir ihnen schreiben können!

Ferner bitten wir, jeder Anfrage und Korrespondenz, worauf eine Antwort gewünscht wird, das Rückporto beizufügen. Wir verbrauchen alljährlich ein kleines Kapital an Porto, welches für theosoph. Zwecke sich nutzbringender verwenden liesse. Dem Einzelnen fällt die Ausgabe an Porto sicher nicht schwer. Bei uns summiert es sich nach und nach in das Leistungsunmögliche. Also bitte Rück-Porto, richtige Adresse und auch richtige Frankatur der Briefe und Karten. Mit Strafporto belastete Sendungen nehmen wir von jetzt ab nicht mehr an! —

Ferner bitten wir unsere Zeit nie länger als unbedingt nötig ist, in Anspruch zu nehmen. Die Hilfe, die wir Jedem gewähren, der sie sucht, wird den Anderen geschmälert, wenn der eine unsere Zeit unnötigerweise verbraucht.

Man vergegenwärtige sich doch stets, dass wir in theosophischem Sinne arbeiten und dass deshalb unsere Freunde uns helfen müssen unsere umfang-

reichen Pflichten und Arbeiten zu fördern. Damit leisten doch auch sie ein gut Teil theosophische Arbeit. Die Förderung unserer grossen Aufgaben kommt doch nur der theosophischen Bewegung zugute, für die ich persönlich nun seit nahezu 17 Jahren arbeite.

Die zahlreichen Kranken, welche bei mir Hilfe suchen, bitten wir im Auge zu behalten, dass wir nicht für den Einzelnen allein zur Verfügung sind, sondern für eine grosse Zahl Leidender, dass sich also der Einzelne geduldig dem Getriebe einzufügen hat, und sich am meisten fördert, wenn er sich den bei uns herrschenden Einteilungen, die auch in seinem Interesse getroffen sind, unterordnet. Auch er kann in seinem schwachen Zustand durch Entwickelung seines Liebe- und Mitleidempfindens für seine Mitleidenden und durch den Wunsch ihnen zu helfen, sich und andere fördern.

Wenn sich jeder, der zu uns in Beziehungen tritt, klar macht, wo unsere Aufgaben liegen: nämlich in der Erweckung des geistigen Lebens in den Schwachen, und Stärkung desselben in den Schwankenden, der wird auch mit hineingezogen werden in die grosse Harmonie, in der wir nur kleine Zahnräder sind, und anfangen einen Begriff davon zu bekommen, was es heisst „im Gesetz zu stehen".

* * *

Es wird unsere Leser gewiss interessieren von Einigen zu hören, die im letzten Halbjahr uns aufsuchten. Wir erwähnen nur die, deren Tätigkeit allgemeineres Interesse beansprucht. So erfreute uns schon im Frühsommer das Eintreffen unseres lieben Freundes Dr. med. Franz Hartmanns aus Florenz. Sein Kommen bedeutet für uns immer ein Wiederaufleben der Zeiten H. P. Blavatsky's; ist er doch der einzige in Deutschland, der mit jener nun schon in historische Fernen entrückenden Zeit intimer verknüpft war, und dessen geistige Mission es war, der Übermittler dieser Zeit für uns zu werden. Die Kreise der Theosoph. Gesellschaft und das ganze Wesen der Theosoph. Propaganda sind aber recht andere geworden. Auch der alte Stamm der Theosophen Blavatsky'scher Zeit hat sich gewandelt. Die geistigen Ströme, die unsere, sagen wir einmal „äusseren theosoph. Führer" früher in ganz ausserordentlichem Masse mit Kraft erfüllten, können diese oft nicht mehr erreichen. Und so macht sich bei diesem und jenem ein Suchen nach jenen Strömungen bemerkbar. Dass dieses Suchen mit schweren Fehlgriffen in der Propaganda u. A. verknüpft ist, wundert uns nicht; die rechte Intuition ist eben ins Schwanken gekommen. Der äussere Schein jener alten Zeit mit ihren geistigen Einflüssen soll aufrecht erhalten werden, und so reisst eine unglückselige Scheintheosophie immer mehr in unseren Reihen ein. In dieser Stimmung wirkt das Auftreten Hartmanns, wenn es auch je nach den ihm entgegengebrachten Gefühlen nicht immer gleichmässig ist, erfrischend und regenerierend. Er, dessen okkulte Erfahrungen weit über die unseren hinausgehen, der also über viele Dinge recht wohl aus eigener Erfahrung sprechen könnte, weisst immer wieder darauf hin, wir sollten nur von dem sprechen, was wir wirklich erfahren haben und uns um das „Leben" kümmern, und nicht die Spekulationen theosophischer Buchschreiber nachreden. Er betont immer wieder mit bewunderungswerter Geduld wie die Erkenntnis des

Höchsten erst erlangt sein muss, ehe wir jene Ausblicke in die verborgenen Schatzkammern des Lebens tun können. Die Streiflichter, welche einer hier und da auffängt, sind noch lange keine Weisheit und Erkenntnis.

Auch in diesem Jahre ist Hartmanns Wirken, ohwohl er weniger als sonst öffentlich gesprochen hat, allenthalben in seinem guten Geiste fühlbar. —

Auch der Frauenkongress, der nach der Versicherung der Beteiligten einen ganz ausserordentlichen Erfolg in der Frauenbewegung bedeuten soll, hat seine Wellen bis zu uns geschlagen. Insonderheit sind es drei Frauengestalten, die uns in ihrem Wirken und Streben näher getreten sind.

Da ist in erster Linie Prinzessin Rohan, in deren Heim in Florenz alljährlich Freund Hartmann den italienischen Winter verbringt. Sie veranstaltete in Berlin einen Abend, an welchem die Tierschutzfrage erörtert wurde. Sie selbst steht unserer Bewegung treu zur Seite, ist doch ihr Haus ein internationales Zentrum der theosoph. Bewegung geworden.

Weiter führte uns der Kongress die Präsidentin May Whright Sewall zu, in der wir eine hochbedeutende Frau mit weitem Blick für die Zukunft der Frauenbewegung kennen und schätzen lernten. Sie ist die Präsidentin des Weltbundes der Frauenvereine auf 5 Jahre gewesen (jetzt Vicepräsidentin), und ist es ihrer wackeren, ich darf wohl sagen ganz in theosophischem Sinne geleisteten, einigenden Tätigkeit zu danken, dass die Frauen aller Länder in so reger Sympathie miteinander stehen. Auch die Berliner Frauenkreise verstand sie vor Jahren zu einigen. Von ihr und ihrem selbstlosen Wirken könnte unsere Bewegung viel lernen! Die Stunden, die wir in unseren Räumen mit ihr in ernstem Gespräch verbringen durften, werden uns stets unvergesslich sein.

Und die dritte Frau, die ebenfalls unserer Bewegung angehört, ist unsere liebe Freundin Frau Marie Musaeus-Higgins, die Gründerin und Leiterin der Musaeus-Schule für singhalesische Mädchen in Colombo auf Ceylon. Sie befand sich auf einer Vortragstour in Amerika, welche auf ihr echt theosophisches Unternehmen in Colombo aufmerksam machen sollte, als Mrs. Wright Sewall sie um ihre Hilfe für den Frauenkongress bat. Bereitwillig kam sie mit ihr nach Berlin und hat auch hier interessante Vorträge gehalten. Wir müssen bei ihrer Tätigkeit länger verweilen, da wir hier ein theosoph. Unternehmen kennen lernen, das nicht nur Anerkennung, sondern auch tätige Unterstützung verdient. Mrs. Higgins war mit H. P. Blavatsky befreundet. Auch ist sie die Gründerin der ersten theosophischen Loge gewesen, welche sich von der in New York gegründeten Theosoph. Gesellschaft abzweigte, der Blavatsky-Lodge in Washington. Doch wollen wir unser Augenmerk auf die Schule in Ceylon richten. Frau Higgins erzählte darüber ausführlich in einfacher, aber lebendiger Weise, die uns an das liebenswürdige Erzählertalent des Volksmärchen-Musaeus erinnerte, dessen Verwandte sie ja ist. Da die Schilderung zu umfangreich ist, um hier Platz zu finden, werden wir ihr im nächsten Hefte Raum schaffen und das Portrait von Frau Higgins hinzufügen. Nachdem Frau Higgins sich von den Anstrengungen des Frauen-Kongresses erholt hat und ihren Urlaub zur Auffrischung ihrer durch den langen Aufenthalt in den Tropen geschwächten Gesundheit in Wismar

verbracht haben wird, wird sie Anfang kommenden Jahres, wie wir von ganzem Herzen wünschen, mit neuen Kräften ihre Tätigkeit in der Musaeus-school in in Colombo wieder aufnehmen. —

Ein weiterer interessanter Besuch war die Hellseherin Frau Wilhelmine Fässler aus Zürich. Sie war auf einer Reise begriffen, die ihre Gabe weiteren Kreisen bekannt geben sollte. Sie hatte in München und Wien Proben ihres Könnens abgelegt und reiste über Berlin, Hamburg wieder in ihre Heimat zurück. — Frau Fässler hat bei uns eine Sitzung abgehalten, zu der ca. 40 Personen geladen waren. Vorher wurde von uns eine Reihe von privaten Untersuchungen mit ihr angestellt. Wir möchten ihr an dieser Stelle unsern Dank aussprechen für die Bereitwilligkeit, mit der sie die mannigfachen Versuche ausgeführt hat. Über das Resultat können wir uns ungefähr so zusammenfassen: Frau Fässler hat eine gute Fähigkeit sich mit einem Menschen in magnet. Rapport zu versetzen, und durch diesen Rapport im eignen Körper die körperl. Zustände des Betreffenden zu empfinden. Darin hätten wir ihre Hauptfähigkeit zu erblicken. Ihre Krankheitsdiagnosen sind, abgesehen von den bei solchen Experimenten stets vorhandenen Störungen (äusserer Natur, disharmon. aurische Strömungen, unbewusster Widerstand des Untersuchten etc.), geeignet als Hilfsmittel bei ärztlichen Untersuchungen zu dienen. Dr. Jung an der psychiatrischen Klinik in Burghölzli (der Anstalt. an welcher früher Prof. Forel wirkte) hat mit Frau Fässler 44 Sitzungen abgehalten und hat ihre Sehergabe auf diese Weise kennen und schätzen gelernt. Bemerkenswert ist, dass Frau Fässler ihre Fähigkeiten bei tagwachem Bewusstsein benutzt und nicht einen Trancezustand als Mittler braucht. Ihre diagnost. Fähigkeit ergänzt sich durch eine gute psychometrische Anlage, die allerdings noch besser entwickelt werden müsste um sichere Resultate zu gewinnen. Ferner kann Frau Fässler karmische Residuen der Aura erkennen, mit besonderem Geschick das, was sich an Verstorbene anknüpft, also die niedere Astralebene. Die Vergangenheit ist ziemlich gut sichtbar, das Sehen in die Zukunft scheint noch in der Entwickelung begriffen zu sein. Schwierigkeiten macht es mitunter die gegebenen Schilderungen mit den entsprechend richtigen Deutungen zu decken. Doch ist das fast bei allen spontan Hellsehenden der Fall. Die Umdeutung der Visionen, die eigentlich nur vom entwickelten Okkultisten richtig vorgenommen werden kann, wird unsere Psychologie in ungeahnter Weise bereichern. Andeutungen sehen wir bei Carl Ruths in seinen Musik-Phantomen und bei Dr. Freuds Traumtheorien. Auf die einzelnen Experimente der Frau Fässler näher einzugehen, lohnt sich nicht, da sie das in clairvoyanten Sitzungen Übliche nicht überstiegen.

Frau Fässler wird Anfang Oktober wieder in Berlin eintreffen, um eine Reihe von Sitzungen abzuhalten. Wer um diese Zeit in Berlin weilt, und die interessante lebhafte Frau kennen lernen möchte, kann dies durch unsere Vermittelung tun. Die Sitzungen sollen immer nur in kleinem Kreise stattfinden und überlassen wir alle weiteren Arrangements den einzelnen Anfragenden. —

Albert Kniepf, dessen tüchtige astrologische Kenntnisse unsere Leser in seinen Artikeln schätzen gelernt haben, machte uns dieses Jahr sogar wieder-

holt die Frende bei nns zn weilen. Gegenwärtig ist er der einzige in Dentschland, der znverlässige Stndien über die astrolog. Beziehnngen gemacht hat. Seine Unterhaltungen sind für nns immer eine grosse Anregung. Verfolgt er doch am Himmel beständig die Entwickelnng unseres sozialen und politischen Lebens nnd gibt darüber interessante Anfschlüsse. Unsere nächste politische Znkunft sieht er in trübem Lichte, was man ja allerdings anch ohne Astrologie schon kann, wenn man mit einiger Beobachtungsgabe die herrschenden Charaktere und die damit in Wechselbeziehnng stehenden geistig-sozialen Strömungen verfolgt. Immerhin gewinnt das düstere Bild noch an Tiefe, wenn man für diese Kalkulationen die rechnerischen Grnndlagen vor sich sieht. Ein paar „Hofastrologen“ könnten, glaube ich, unserm Volke viel Gutes bringen! Unseren okknlten Bestrebnngen stellt Freund Kniepf dagegen gute Aussichten. Die allgemeine Anerkennnng der Ätherwirknngen ist nicht mehr fern, und auch die Astrologie in ihren Fnndamenten wird in nicht langer Zeit Allgemeingnt des Volkes werden, wie sie es im Mittelalter bereits war. Die Pionierarbeit dazu, bei der wir assistieren, leistet gegenwärtig unser Kniepf.

Und znletzt möchte ich hente noch die Musikabende erwähnen, in denen Hofrat Professor Max Seiling aus München uns den Parsifal mnsikalisch erläuterte. Die weihevollen Abende haben nns und nnseren Freunden, die Gelegenheit hatten den Darbietungen beizuwohnen, einen tiefen Eindruck hinterlassen. Hofrat Seiling verstand es in wnnderbarer Weise seine Erläuterungen in uns zn einem Erlebnis zn steigern, die einer okkulten Einwirkung gleich kam. Parsifal, das Urbild des Theosophen in seiner Entwickelnng, sollte anch nns allen, die wir ihm gleich nach der Wahrheit snchen, das Heiligtum werden, zu dem wir pilgern. Und so war anch nnser Abschieds- und Dankeswort an unsern lieben nnd verehrten Freund Seiling das: „Anf Wiedersehen in Bayreuth!“ —

Goethe-Portrait. — Wir freuen uns nnsern Lesern diesmal den Goethekopf des Wiener Goethedenkmals in schönem Antotypiedrnck mitgeben zn können. Der Urheber dieses Meisterwerkes ist Prof. Edmnnd Hellmer, Direktor der Wiener Kunstakademie. Es kann wohl als Pendant zum Klinger'schen Beethoven betrachtet werden. Die Reproduktion verdanken wir den Hofkunstverlegern G. Hener nnd Kirmsse, Berlin W. Halensee, Lützenstrasse 9, welche den Kopf in Folioformat (Gravnrengrösse 21,2 cm hoch) anf Chinapapier zn 3.— Mk. liefern, ebenso ist eine noch grössere Ausgabe ohne alle Schrift anf Büttenpapier zn 10.— Mk. zu haben. Als Weihnachtsgeschenk dürfte sich dies Blatt gut eignen.

Die gleiche Kunstanstalt hat in derselben trefflichen Ausführung anch einen Lenbach'schen Bismarck hergestellt, der nicht minder die Beachtung nnserer Kunstfreunde verdient.

Dr. Rob. Froebe †. — Soeben trifft die tranrige Nachricht ein, dass der Übersetzer der Geheimlehre, Dr. Rob. Froebe, in Wien einem Herzschlage erlegen ist. Wir werden ihm unser Gedenken im nächsten Hefte widmen. Unsere Bewegung hat in ihm eine sehr gute nnd fähige Kraft verloren.

Literatur.

Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.

Seiling, Hofrat Prof. M., Goethe u. d. Materialismus. Lpzg. 1904. (2.40)
—, Goethe und der Okkultismus. Lpzg. 1903. (1.20)

Unter der umfangreichen Goetheliteratur findet sich wohl kaum ein Werk, welches so viel und so klares Licht auf Goethes Schaffen und Wesen wirft, als die Seiling'sche Arbeit über Goethes Okkultismus, welche den Inhalt beider Bändchen ausmacht. Wie uns der Okkultismus den Schlüssel zum Welträtsel in die Hand gegeben hat, so auch zum Menschenrätsel, das uns ja in unseren Grössten am unlösbarsten entgegentritt. Für unsere Leser bedarf es wohl kaum eines Beweises, dass Goethe nicht nur theoretisch der okkulten Weltanschauung huldigte, sondern auch praktisch weit entwickelt war, denn wer sollte ohne okkulte Entwickelung einen „Faust“ schreiben können? Und doch überrascht es aufs höchste durch Seiling zu erfahren, welch reiche Erfahrungen Goethe im Einzelnen in okkulten Dingen gemacht hat. Im Schlusswort (Materialismus) sagt Seiling: Wie gezeigt, hat Goethe die überwiegende Mehrzahl der okkulten Phänomene auf zustimmende Weise in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen; und dass er andere von ihm nicht besprochene oder nicht erlebte mystische Erscheinungen ebenso gut für möglich gehalten, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. In dieser Beziehung kommt namentlich das über die Seherin von Prevorst zum Kanzler Fr. v. Müller Gesagte in Betracht: „Diese wundersamen Kräfte müssen in der Natur des Menschen liegen.“ Goethe brauchte also zur Einsicht in die Existenz okkulter Kräfte und Fähigkeiten nicht erst durch Tatsachen gebracht zu werden, sondern er war von dieser Existenz vor aller Erfahrung vermöge seiner genialen Intuition überzeugt. Wer aber zudem an Telepathie zwischen zwei aus dem gleichen Holze verfertigten Möbeln glaubt, wer dämonischen Menschen eine unglaubliche Gewalt über die Geschöpfe, ja sogar über die Elemente zutraut; wer Anwandlungen von Wunderglauben hat; wer den Faust, zumal den zweiten Teil, geschaffen; wer sein Leben lang auf nicht misszuverstehende Weise mit Geistern operiert (Seiling fügt den von Morris im VI. Bd. des Euphorion gelieferten 16 Belegen für Goethes Geisterglauben weitere 36 hinzu. P. Z.); wer eine Sternseele (Makarie in den Wanderjahren I, 10; III, 15 etc.) allen Ernstes sich als Menschen verkörpern lässt; wer das unendliche Genie bei der Entstehung

des Weltalls zugegen sein lässt, — der ist doch wahrhaftig ein vor nichts Haltmachender Mystiker, im Vergleich mit welchem der verrufene Philosoph des Okkultismus ein engherziger, die „Aufgeklärten“ nur wenig beleidigender Skeptiker ist. Wagt Du Prel, für den der Okkultismus lediglich unbekannte, das Kausalitätsgesetz durchweg anerkennende Naturwissenschaft ist, doch nicht einmal für die Hypothese der Wiederverkörperung nachdrücklich einzutreten und bemüht er sich doch, vielerlei Phänomene animistisch (aus besonderen Fähigkeiten der anima des Mediums) zu erklären, deren spiritistische Herkunft für Goethe sicherlich eine ausgemachte Sache gewesen wäre.

„Es ist oft genug gesagt worden, dass der universellste aller Geister für keine bestimmte Geistesrichtung reklamiert werden dürfte. Die so sprechen, mögen zwar alle anderen Weltansichten, nicht aber die okkultistische, im Auge gehabt haben; denn hinsichtlich ihrer ist eben die Übereinstimmung so gut wie vollständig, wenn man von Goethes hypermystischen Neigungen absieht. Findet man doch bei ihm die sämtlichen Hauptmomente der okkultistischen Philosophie, als da sind: der Primat des Geistes; die individuelle, wahrscheinlich mit Wiederverkörperung verbundene Fortdauer nach dem Tode; die individuelle Präexistenz; der Umstand, dass das Leben eine Selbstverordnung des transzendentalen Subjekts, der menschlichen Monade ist (auch seine starken Sympathien mit der Leibniz'schen Monadologie, die sich fast ganz mit der okkulten Lehre deckt und von den Hütern der Geheimlehre entwickelt wurde, zeigt uns Goethe als bewussten Okkultisten, P. Z.); die Einschränkung des Bewusstseins in Folge der irdischen Verkörperung, welche Einschränkung von Goethe wiederholt ausserordentlich glücklich als „körperliche Verdüsterung der Entelechie (Entelechie = die Seele als die den Körper belebende Kraft) bezeichnet wird; die damit zusammenhängende Doppelnatur des Menschen, vermöge welcher er aus einer übersinnlichen und einer irdischen Wesenhälfte besteht; der fernere Umstand, dass die organisierende Kraft des Menschen in ihm selbst wurzelt, so dass also die Seele nicht der Gast, sondern der Architekt des Körpers ist; endlich die Existenz eines Geisterreiches, ja einer ganzen übersinnlichen Welt. Hiernach darf man wohl sagen, dass, wenn irgend ein -ismus Anspruch auf Goethes Patronat machen dürfte, dies am allerbesten der Okkultismus wäre etc.“ —

Wir wollen aus dem hochinteressanten Sammelmaterial, welches Seiling in schöner, fesselnder Darstellung verarbeitet, nur einiges herausgreifen, um unsere Leser für die wichtige Schrift zu interessieren. Da ist vor allem die Wiedergabe des bedeutungsvollen Gespräches mit Falk am Begräbnistage Wielands (25. Jan. 1813), welches Goethe mit den für uns tiefdeutigen Worten einleitet: . . . wenn es Ihnen anders gefällt, so will ich Ihnen darüber auch von Grund aus, weil es mir in diesem Augenblick erlaubt ist, meine Gedanken sagen.“ Darauf entwickelt er die oben schon angedeutete Monadenlehre, die ihre Krönung in der Schilderung der Makarie an anderem Orte findet, in der wir einen Begriff vom Wesen des Dyan-Chohan der Geheimlehre wiederfinden. Ferner finden wir Goethe als Hochsensitiven und unter dem Einfluss seines Überbewusstseins Schaffenden geschildert. Das zeigen uns die Aussprüche: „Auch mach' ich manches

in der Dumpfheit, das wohl das beste ist.“ „Zwischen so einer Stunde, wo die Dinge so lebendig in mir werden und meinem Zustand in diesem Augenblick, wo ich jetzt schreibe, ist ein Unterschied wie Traum und Wachen.“ „In eben diesem Sinne griff ich weit lieber zu dem Bleistift, welcher williger die Züge hergab: denn es war mir einigermassen begegnet, dass das Schnarren und Spitzen der Feder mich aus meinem nachtwandlerischen Dichten aufweckte, mich zerstreute und ein kleines Produkt in der Geburt erstickte.“ „Mit Riemer lese ich jetzt, eine neue Ausgabe vorbereitend, Wilhelm Meister. Da ich dieses Werklein, sowie meine übrigen Sachen, als Nachtwandler geschrieben . . .“ Diesen und ähnlichen Aussprüchen fügt Seiling hinzu: „Diesem geradezu an Schreibmediumschaft erinnernden Schaffen ist es zweifellos zuzuschreiben, dass ihm manche seiner Werke später ganz fremdartig vorkamen.“ Zuletzt will ich noch die Äusserung Goethes über den Heilmagnetismus anführen. In der Italienischen Reise heisst es: „Bei meiner Rückkehr durch die Schweiz werde ich auf den Magnetismus achten. Die Sache ist weder ganz leer, noch ganz Betrug. Nur die Menschen, die sich bisher damit abgaben, sind mir verdächtig.“ Das stimmt zum Teil auch heute noch, mit dem Unterschiede, dass die sogen. Gegner dieser Heilmethode verdächtiger sind als ihre Anhänger! —

Seilings scharfe Zurückweisung Haeckels dürfen wir nicht übergehen. Haeckel hat wiederholt Goethe als Stütze seiner Anschauungen heranzuziehen versucht. Wie arg er sich dabei verirrt hat, beweist Seiling Seite für Seite. Auch Prof. Dessoir erfährt scharfe Zurückweisung. — Im übrigen möchten wir unsere Leser nachdrücklich auf die Lektüre des Buches hinweisen, da es zum Verständnis Goethes geradezu unentbehrlich werden wird. Auch werden wir noch oft Gelegenheit nehmen, auf das Werkchen zitierend hinzuweisen.

Tolstoi, Leo. Gedanken weiser Männer. M. Genehmigung d. Verf. deutsch hrsg. von Dr. Adolf Hess. München 1904.

Die russische Ausgabe dieses Werkchens schildert im Vorwort die Entstehung des Buches: „Während der schweren Krankheit L. N. Tolstois im Jan. 1903, als sein Leben an einem seidenen Faden hing und er der gewohnten Arbeit nicht nachgehen konnte, fand er doch die Kraft, täglich im Neuen Testament und auf einem Kalender im Schlafzimmer die Aussprüche verschiedener grosser Männer zu lesen. Aber das Jahr und mit ihm der Kalender ging zu Ende, und nun entstand in Tolstoi der Wunsch, sich selbst Auszüge aus verschiedenen Denkern für jeden Tag zusammenzustellen. Täglich vom Bette aus, soweit es seine Kräfte erlaubten, machte er diese Auszüge (fügte auch eigenes hinzu), und als Resultat dieser Arbeit erscheint nun vorliegendes Buch.“ —

Es ist für uns förderlich, täglich einen oder zwei gute Gedanken in uns zu verarbeiten, so dass sie in ihrem Sinne völlig mit unserem Wesen verschmelzen. Auf diese einfache und mühelose Weise heben wir uns immer mehr aus der Alltäglichkeit heraus und fangen an ein neues Leben nach höheren Gesetzen zu leben. Ein solches Buch, das uns Inhalt und Kraft gibt, ist die Bhagavad Gita; die Schwingungen, die ein wiederholtes Lesen dieser herrlichen Strophen in uns erzeugt, sind in der Tat fähig uns zu den höchsten inneren Erfahrungen zu er-

heben. Ein anderes Werk dieser Art ist „die Stimme der Stille“. Ein drittes endlich liegt hier vor uns.

Die Gedanken, die wir durch Tolstoi vermittelt erhalten, entstammen den besten Geistern der Weltgeschichte: Lao-Tse, Confucius, Buddha, Christus, Plato, Aristoteles, Seneca, Epiktet, Marc Aurel, Bentham, John Lubbock, Carlyle, Ruskin, (sehr häufig angeführt), Pascal, Voltaire, Rousseau, Vauvenargues, Ed. Rod, Luther, Kant, Schopenhauer, Goethe, Schiller, Klinger, Humboldt, Rückert, Jean Paul, Dostojewski, Gontscharow, H. Spencer, Franz Hartmann und Leo Tolstoi, dazu eine ganze Reihe Sprüche aus dem Talmud, aus buddhistischen u. anderen orientalischen Texten.

Der Geist, der das Büchlein durchweht, ist der echt theosophische inniger Nächstenliebe, tiefster Gottesverehrung und Hingabe, und versöhnlichsten Geistes. Möchte er durch dieses kleine Werkzeug seinen Weg in tausend Herzen finden!

Langsdorff, Dr. G. v., die Irrlehre der Theosophie über Reïnkarnation. Endgiltig erklärt vom Geiste der Madame Helene P. Blavatsky durch d. Medium Prof. Dr. Petersilie. Deutsch wiedergegeben. Lpzg. 1904.

Da der Humor in der theosoph. Bewegung einzuschlafen droht, vielleicht infolge der Wiederkäuerei, die, Gott sei es geklagt, so arg in unseren Reihen ist, hat sich der Herr Professor Petersilie in Nordamerika bemüssigt gefunden, ihn in recht schlechter Weise wieder aufleben zu lassen. Um sich und seine Ideen über spiritualistische Dinge bekannt zu machen, hat er seinen „Geist“ in eine Form gebracht, die als Blavatsky erscheinen und als solche ihre theosophischen Lehren widerrufen und dafür die des Herrn Carlyle Petersilie anerkennen soll. Ist der Witz auch so schlecht und dumm, dass ein vernünftiger Mensch kaum darauf hineinfallen könnte, denn der „Geist einer bekannten verstorbenen Dame“, der diese Briefe geschrieben haben soll, hat so wenig Ähnlichkeit mit unserer zwar widerspruchsvollen, aber doch genialen H. P. B., wie ein Frosch mit einem Engel. Und doch bringt es Dr. G. v. Langsdorff fertig die Schrift für Ernst zu nehmen und glaubt mit diesen läppischen Albernheiten gegen die Theosophen einen Streich zu führen. Einen Streich hat der alte Herr zwar geführt, aber er trifft nicht H. P. B. und die Theosophen, sondern den alten Herrn in seinem sittlichen Charakter. Und das ist uns wiederum schmerzlich, da Langsdorff erstens sich um die Ausbreitung des Spiritualismus in Deutschland Verdienste erworben hat, und zweitens, weil es für Dritte stets peinlich ist, wenn sich jemand kompromittiert. Vor allen Dingen: war es nötig diese Schrift zu veröffentlichen? Hat H. P. B. nicht ihren Lehren ein so festes Fundament gegeben im Hinweis auf jene Wege, welche allein uns die Möglichkeit verschaffen, jene metaphysischen Fragen zu lösen? Weshalb bearbeitet Langsdorff diese Frage nicht von dieser Seite?

Wenn H. P. B., was nicht zu leugnen ist, anfänglich von der Reïnkarnationslehre nicht sprach, so ist das wenig zu verwundern. Man bedenke, mit welch vielgestaltigen Problemen sie sich in der „Isis“ beschäftigte. Es war genug, diese einer Erklärung zuzuführen, zumal sie in einem Lande wirkte, wo der Reïnkarnationsgedanke gänzlich erloschen war. Als sie nach Indien kam,

fiel ihr ganz naturgemäss auf, dass der Reïnkarnationsgedanke dort jede Handlung bestimmte; sie lebte sich hinein und erkannte auch ihrerseits, dass gerade diese Tatsache geeigneter sei, als alle sonstigen philosoph. Deduktionen, unser westliches Religionsleben zu vertiefen. Ist das nun etwas so sonderbares? Warum soll H. P. B. keine Entwickelung durchgemacht haben vom unverstandenen Unbeachteten zum Verstandenen? Wer einen Blick in H. P. B's Wesen und Charakter getan hat unter Leitung der nicht geringen biograph. Literatur, müsste sich doch wohl heute ein Bild von ihr machen können, das vernünftiger ist, als das Langsdorff'sche. Die alten Geschichten wieder aufzuwärmen von Dr. Hodgson und der kein Verständnis für Okkultes kundgebenden Hume Affaire u. A. zeigt, dass Langsdorff sich seit H. P. B.'s Auftreten vom Vorwärtsschreiten in okkulter Entwickelung ferngehalten hat. Doch ist das nicht unsere Sache! —

Wir haben uns zunächst mit dem Titel der Schrift zu befassen. Wer vom Spiritualismus und den verwandten Richtungen nichts hält, lacht natürlich über den Geist Blavatskys ebenso wie über den Petersilies. Für solche Leute ist sie auch nicht geschrieben. So bleibt sie also nur für die Anhänger des Spiritualismus und der Theosophie etc. Wenn man diesen gegenübertritt mit der Behauptung, dass der Geist eines Verstorbenen etwas gesagt hat, so muss man schon die Möglichkeit haben, das Vorhandensein dieses Eingreifens irgend wie beweisbar zu machen, teils durch den Inhalt der Botschaft, teils durch äussere Begleitmomente. Beides ist nicht vorhanden. Nun bedenke man aber, dass Langsdorff allen Ernstes behauptet, dass jene Verstorbene gekommen sei um ihre Lebensarbeit lächerlich zu machen und zu vernichten! Müssen wir dies nicht als die Lästerung einer Toten auffassen? Was würde denn Dr. v. Langsdorff sagen, wenn man in 60 Jahren über ihn eine Schrift in ähnlicher Weise veröffentlichte, in der er erklärte er sei ein Narr gewesen? Im Jenseits würde es ihm tiefen Schmerz bereiten sein Andenken in dieser Weise beudelt zu sehen und seine Anhänger würden sich empören, dass mit der Lebensarbeit eines nicht mehr unter uns Weilenden solch frevelhaftes Spiel getrieben wird! Und sollen wir vielleicht seine heutige Handlungsweise loben? —

Von der eigentlichen Reïnkarnationslehre, wie sie H. P. B. lehrte und wie sie, soweit wir es vom okkulten Standpunkt aus beurteilen können, auch wirkliche Wahrheit ist, hat Petersilie keine Ahnung. Er lässt seine „alte Dame", die bei Lebzeiten „200 Pfund" gewogen haben soll, (augenscheinlich ein nicht zu unterschätzender Identitätsbeweis!) sagen: „Wie soll es mir nur möglich sein, mit dieser Hand in das Händchen eines Kindes zu schlüpfen, oder mit diesem dicken Kopfe und den andern starken Gliedern in ein neugeborenes Kind zu schlüpfen? Ich habe es versucht, aber es ging nicht." So was dummes kann eben nur Prof. Petersilie fertig bringen! Weiterhin wird Petersilies Lehre von den Seelenkeimen als beste Weisheit gelehrt, zu der sich jetzt H. P. B.'s Jenseitsleib bekehrt haben soll. Das vollendete Missverstehen der theosoph. Reïnkarnationslehre durch Petersiliens „Geist" lässt es uns zwecklos erscheinen auf die Ausführungen weiter einzugehen. Nur die Seelenkeimtheorie, die vom guten Petersilie als erstem der Welt geschenkt worden sein soll, wollen wir kurz rekapitulieren.

Sein „Geist“ sagt: „Der Seelenkeim eurer Kinder dringt aus der Luft, die ihr einatmet, in die Lungen; durch diese in das Blut und aus dem Blute fangen durch die Pulsation die Keime an, sich mit den materiellen Substanzen zu kleiden. Alle vererbten Anlagen kommen von der Bekleidung der spiritnellen Keime und liegen nicht einzig nur in dem spirituellen Keim allein. Die Vererbung geschieht nur durch die Materie und nicht durch den stets reinen Geist. Diese Seelenkeime sind unzerstörbar, gleich dem Äther, in dem sie wohnen, und was keine Gelegenheit findet, sich zu entwickeln, entschlüpft seiner Umgebung, gleich dem Äther und der Luft, in der diese Keime wohnen, und vermittels durch die Lunge, alle Teile und Poren des Körpers durchdringt. — Alle Keime, die einfach mit Materie im Blute des Vaters bekleidet sind, und sich nicht im ovum (dem Eichen) einbürgern können, fallen ab, sind aber unzerstörbar und flottieren dann wieder in der ätherischen Luft“. —

Dass diese Ansicht diskutabler sei als die theosoph.-okkulte, möchte ich nicht gerade behaupten, es liegt ihr aber wahrscheinlich ein missverstandener Tattwazustand zugrunde, den Petersilie in seinem Unterbewusstsein wahrnimmt, aber falsch deutet. Jedenfalls wird es H. P. B. nicht einfallen ihre bis in feine Details ausgearbeiteten Angaben um solcher Halbheit willen zu widerrufen. Sie kümmert sich sicherlich nicht in ihrer artemisischen Ruhe um den guten Petersilie!

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).



Dr. Robert Froebe †.

> Die Energie, in der ich meiner selbst ethisch bewusst werde, ist's also, worauf es ankommt, oder richtiger, ich kann meiner nicht ohne Energie ethisch bewusst werden. Ich kann meiner daher niemals ethisch bewusst werden, ohne mich meines ewigen Wesens bewusst zu werden. Dies ist der wahre Beweis für die Unsterblichkeit der Seele. Ganz und voll ist derselbe natürlich erst da gegeben, wo die Aufgabe mit der Verpflichtung kongruiert, wozu ich aber für eine Ewigkeit verpflichtet bin, das ist auch eine ewige Aufgabe.
>
> Sören Kierkegaard.

Was ermöglicht allein und vollbringt den Zusammenschluss der evangelischen Landeskirchen? Was hindert ihn und macht ihn unmöglich?

Ernste und freie Betrachtungen.*)

Die tiefgreifenden Bemühungen, die so manches Mal fruchtlos die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen anstrebten, sind seit der Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit mit allen ihren die römische Kirche vom Geiste Christi und dem Protestantismus scharf trennenden Folgen vorderhand abgeschlossen. Döllinger hat noch 1872 in München dieser Hoffnung sein Wort geliehen: „Die Zeit wird kommen — und nach der Ansicht und Sehnsucht vieler ist sie bereits gekommen —, in welcher die Petrinischen und Paulinischen Kirchen sich zur Johanneischen fortbilden werden, oder, wie man im Mittelalter sagte, in welcher auf die kirchlichen Perioden des Vaters und des Sohnes das Zeitalter des heiligen Geistes folgen wird." Als Döllinger später diese Vorträge**) im Jahre 1888 herausgab, bekannte er, wie ungünstig alle Kirchenverhältnisse nun solchen Wünschen lägen.

Nun sind neuerdings in Eisenach Bahnen zum Zusammenschlusse der evangelischen Landeskirchen unter der Führung von Fürsten und von Theologen eingeschlagen worden. Alle weltliche Regierung bedarf der Häupter, seien es Herrscher, seien es Staatsmänner, Beamte, Abgeordnete des Volkes; das religiöse Leben will unbevormundet aus der Tiefe des Volkes entspringen wie das Wasser aus den Bergen und, wo einzelne als Kämpfer eintreten für sein Recht, da tun sie das nicht kraft irgendwelches Amtes, sondern weil das Vertrauen des Volkes sie unmittelbar trägt und rüstet. An anderer Stelle sprach Hans Buhmann die Ansicht aus, dass nur ein evangelischer Volkskongress mit Stimmen aus allen Schichten und Teilen Deutschlands, selbstverständlich auch der Priesterschaft, das gewünschte Ziel wahrhaft fördern könnte. Ich setze hinzu, dass ein solcher Kongress das nur dann vollbringen kann, wenn bereits

*) Vergl. N. M. R. X, 279 u. ff.

**) Ignz. v. Döllinger „Ueber die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen". Nördlingen, 1888, Beck'sche Buchhandlung.

im Volke selbst alles das, was er beschliessen soll, herangereift und stiller Beschluss geworden ist.

Der in Eisenach gefasste Beschluss **kann** sein Gutes haben, doch auch sein — Schlimmes! Das wahrhaft christlich-religiöse Leben verbietet die Autoritäten von Papst und von Konzilien und fast sieht es so aus, als ob man gegenüber der festen äusseren Disziplin der katholischen Kirche einen nicht ganz unähnlichen Zusammenschluss der evangelischen Kirchen erstrebe. Wir aber verschmähen jeden Glaubens**zwang**. Wir wollen auch **weit mehr** als Zusammenschluss, was an eine bloss äusserliche Stärkung des Protestantismus denken lässt, wir wollen **Vereinigung, freie** und darum **unlösbare Vereinigung** der christlichen Gemüter! Wenn wir nicht endlich Christen sein können, einer wie der andere, aus Inbrunst des eignen Herzens und so sich unser aller Hände ineinander fügen zur Gemeinschaft, so werden wir niemals Christen werden, wie wir es sein sollen, in lebendiger Gemeine.

Nachdem einmal der äussere Anstoss zur Vereinigung durch die Union von 1817 geschehen, braucht es nur der rechten Zeitstimmung, um die Geister, die freilich oft noch in grollendem Dogmenstreite einander gegenüberstehen, zusammenzuführen. Es wäre wohl übertriebene Hoffnung zu meinen, dass diese Stimmung schon nahe sei in einer Zeit, die den materiellen Aufgaben ihre Hauptsorge zuwendet und im teils übervoll gesegneten, teils verzweifelten Wettstreite um blinkendes Gold edelste Kräfte verzehrt. Es wird einmal der unüberwindliche Ekel an dieser Leere über uns kommen, bereitet sich vielleicht jetzt schon vor, aber trotz allem Eklen ist der Ekel noch längst nicht da. Ein Geisterwehen müsste uns berühren von Brust zu Brust mit der Erkenntnis des Christentums, dessen Schatz wir nur aus eigener Tiefe heben ohne Priesterregeln und Priesterschlüssel.

Solange die Einigung der Christenheit an das volle Einverständnis über Dogmen geknüpft wird, solange ist diese Einigung unmöglich und die Spaltung unsterblich. Kann darüber Zweifel sein? Nie werden alle Priester der Welt eine einzige Ueberzeugung haben in ihrer Dogmatik und, um die Verschiedenheiten derselben zu überbrücken, könnte allein Glaubens**zwang**, der kein Glauben ist, der Menschheit einheitliche dogmatische Formeln einpressen, wie das durch den unfehlbaren Papst geschieht.

Die Christenheit besitzt ein anderes leichtes Pfand ihrer Einigkeit, sobald dafür die Gemüter reif geworden. Christ ist nach der Fassung Heinrich **Eltesters** (Potsdam), eines der tapfersten Vorkämpfer für reines Christentum, nur der, „welcher Christus zum Stern und Kern seines Lebens nimmt", d. h. den werklebendigen

Glauben an das Evangelium im Herzen trägt. In ganz demselben Geiste hat Ad. Harnack sein Buch „das Wesen des Christentums“ geschrieben — ein Buch, das wohl hundertfältige Frucht brächte, wenn es guten Boden fände.

Hat Jesus Christus „Worte des ewigen Lebens“, die an ihn uns binden, darum, weil er in diesem oder jenem Sinne Gottes Sohn, der Erlöser oder Logos ist, oder heisst er uns nicht Gottes Sohn, Erlöser und Logos erst deshalb, weil er sich mit „Worten des ewigen Lebens“ als unser aller Führer zum Heil bezeugte? Jesus ist der grösste Täter in Worten, insofern er in unvergleichlich herzbezwingender Sprache die göttliche Wahrheit allen Gemütern nahe legte, und dazu noch der erhabenste Täter dieser seiner Wortestaten durch sein Leben, Leiden und Sterben. Nachdem Strauss den „grössten Welthumbug“ aus dem neuen Testamente herausanalysiert und Ed. v. Hartmann von der „Selbstzersetzung des Christentums“ geredet hatte, ist schliesslich die Kritik der Evangelien wieder dabei angelangt, sie als Geschichtsquellen durchaus anzuerkennen. Damit aber ist die sichere Grundlage da, um ihrem eigentümlich einzigen Gehalte nahe zu treten. Wie dieser im Höchsten uns einigende Gehalt durch nichts zu ersetzen sei, deute ich mit wenigen Umrissen im Folgenden an.

Man fragt so oft: Was ist neu am Evangelium? und entdeckt dann, dass sein Inhalt auch in anderen Schriften aller Völker da und dort sich wiederfindet, ja dass sogar Einzelnes, wie z. B. das Erbarmen mit dem Tier im Buddhismus, zuweilen anderswo bestimmter ausgedrückt worden ist. Man sollte aber nicht fragen, was neu am Evangelium, man sollte fragen, was einzig an ihm sei und genüge, um die Vereinigung aller christlichen Kirchen und, um bei unserem Gegenstande zu bleiben, zunächst der evangelischen so leicht wie gebieterisch den Christen ans Herz zu legen. Dann würde man sich klar werden, dass dies Einzige in seiner weltumfassenden Art eben garnicht neu sein darf. In ihm ist freilich alles „neu geworden“, auch das Aelteste, was die Menschheit je auf den frühesten Pfaden der Kultur segnete und in fernster Zukunft noch segnen wird als der höchste und herrlichste Geistesgewinn inmitten aller ihrer Errungenschaften und Siege. Dass das Beste, was je in Menschengemütern lebte und leben wird, als aneinandergeschossener Kern zahlloser Lichtstrahlen, so innig warm und so leuchtend hell wie möglich und dabei in dieser seiner göttlichen Reinheit wie aus dem Geiste einer einzigen, der erhabensten Persönlichkeit geboren in den Worten Jesu und seiner ersten Sendboten uns anspricht, dieses ist das Wesen, ist das Einzige des Christentums. Schlecht würden wir nach Jesu Worten tun, wenn wir anders dächten und an seiner

so frohen und zugleich so ernsten Botschaft uns nicht genug sein liessen, um Christen zu sein. Sie allein an sich soll uns genügen, um Gott zu erleben in unseren Herzen, emsig ihn in uns und in der Welt ausser uns zu betätigen, „das Reich Gottes kommen“ zu lassen in allen Werdekeimen. Dieses Reich ist kein Reich der Weltflucht und Askese, wie auch Harnack dies sehr richtig ausführt, es ist der Siegespreis unserer angespanntesten innerlichen Tatkraft und Selbstüberwindung, die sich mitten in allem Hasten und Treiben der äusseren Welt desto tatkräftiger bewähren soll. Darüber lässt Christus uns nicht den geringsten Zweifel mit seinem Gebote unverdrossener Nächstenliebe, nie rastender Hilfe gegen jedermann und an jedem Orte, mit seinen Seligsprechungen, die überall das Verhalten des Menschen gegen den Menschen ins Auge fassen, mit seinem Vaterunser, in dem ein jeder nicht bloss für sich, sondern für uns alle zumal bittet um das Reich, um leibliche wie geistige Speisung in dem unsre Kräfte aufbrauchenden Treiben, dann um Erlösung vom Uebel, für was alles man niemals in Weltflucht, sondern nur im Streite mit der Welt beten kann. Das bezeugen ferner Jesu Gleichnisse, die mit reger Beobachtung aus allen Kreisen menschlicher Lebenstätigkeit entnommen sind, wie denn die Parabel vom Wuchern mit den Pfunden unmittelbar die Uebung unsrer Gaben in der Welt vorschreibt; mehr als alles bezeugt es die Gottesstärke, mit der er der Welt nicht auswich, sondern ihr und dem Tode sieghaft entgegenschritt. Auch die Worte der Apostel belegen, wie sie durchaus nicht ihren Meister als Verkünder der Weltflucht auffassten. Um das einzusehen, braucht man nur die Briefe Petri aufzuschlagen, der Ordnung und Zucht auf allen Gebieten menschlichen Tuns und Gehorsam gegen die Obrigkeit einprägt.

Die Welt in der Welt zu besiegen ist das allen in gleichem vorgehaltene ungleich schwerere, allein wahrhaftige Ziel des Evangeliums. Und den Widerstreit des Sinnlichen mit dem Sittlichen, jene Sehnsucht des „Stirb und Werde“ nach Goethe wird die Menschheit nimmer los; wo ist ein edles Gemüt, das davon nichts empfände? Alle die Worte Jesu, die predigen, dass „man die Welt verlieren solle, um sie zu gewinnen“, dass „man das Auge ausreissen solle, wenn es uns ärgert“, dass „die Letzten die Ersten sein werden“, haben keinen andern Sinn, als dass wir nicht Schaden leiden sollen an unsrer Seele um irdischer Lust und irdischen Ansehens willen, wenn „wir selbst die ganze Welt gewönnen“. Ueber den hohlen Schein und Lug der Welt verblendet Jesus nichts. Darin ist das Evangelium so pessimistisch wie möglich und ihre dunkelsten Abgründe öffnet es mit einer Einfachheit, als ob sich das von selbst verstünde. Wo es das Reich Gottes gilt, da sollen wir allerdings uns den Banden der Welt entringen ohne Vorbehalt. In diesem Sinne ist zu verstehen,

was Jesus zum reichen Jünglinge spricht, ebenso seine in ihrer Kürze äusserst hart klingende Vorschrift, dass man Vater, Mutter, Bruder, Schwester hasse, wo es das Reich Gottes gilt. Ist es denn aber nicht richtig, dass wir, wo allerhand Familienbande uns abhalten wollen von seiner Nachfolge – wie dies überall drohte und namentlich bei dem durch engste Familienbande gefesselten Judentum — wir diese Bande mit Gewalt zu zerreissen haben? Von Hass im eigentlichen Sinne ist selbstverständlich keine Rede bei dem, der noch Feindesliebe fordert.

Doch ist es klar, dass wir zum Ueberwinden der Welt als Menschen, die in ihr stehen und wirken, wiederum alle ihre Hilfsmittel und unsre sinnlichen Gaben anwenden müssen. Um die niederen Bedürfnisse des Stoffes und unsre Knechtschaft abzuschütteln, sollen wir Herr werden über ihn, ihn und unsre Sinnlichkeit vergeistigen und veredeln, Beständiges suchen im Unbeständigen, Wahrheit und Schönheit. Am Sinnbilde eines hohen gothischen Domes kann man sich das verdeutlichen: nichts als irdische Stofflichkeit, nur Steine sind es, mit denen er sich emporhebt in das grenzenlose Aetherreich und immer rascher hinaufstrebend mittels des Sinnlichen die Sinnlichkeit überwindet.

Unversehens ist so die Stellung angegeben, welche ein wahrhaftiges und tatkräftiges, Gott im Geiste anbetendes und die Welt im Geiste ergründendes Christentum zu den Kulturaufgaben der Wissenschaft und Kunst einnimmt und mit welchen Mächten es arbeitet, um die Menschheit und tief sich selbst zu einen. Den gemeinen Nutzen und Genuss des Stoffes, was an sich nicht zu verschmähen, will die vertiefte Erkenntnis seines Wesens und die philosophische Betrachtung doch weit hinter sich lassen im Ziele nach unverhüllter Wahrheit; die Kunst aber, die in der aus dem innerlichsten Gehaltskern ihrer Gebilde durch und durch organisch entwickelten Form das wunderbare Licht der Schönheit aufstrahlen lässt, befreit allenthalben den Stoff von seiner Schwere und den Spuren roher Sinnlichkeit; sie erhebt uns vom gemeinen Fühlen unsrer fünf Sinne zum reinen Gefühle des Göttlichen, zu einer den Stoff beherrschenden und ihn durchleuchtenden Idee und damit zum gereinigten Seelenbewusstsein und zur Transzendenz. Jegliche Kunst, die diesen Namen verdient, leitet uns hinaus aus der gemeinen Sinnenwelt und trägt uns nach oben, sei die Art und das Mass der Getragenheit ein noch so verschiedenes, wirke ihre Reinheit mit Anmut oder Hoheit, mit herben oder heiteren Mächten. Der Gipfel der Torheit ist es aber, im Evangelium Betrachtungen über die Bedeutung von Kunst und Wissenschaft zu vermissen, in diesem durch seine Schlichte einzigen Evangelium, welches so klar und lauter wie möglich die Lehre vom Reich jedem Menschenherzen einprägen

will als das Eine, was nottut. Wie hätte jede fernere Wahrheit, ob noch so sehr aus ihrem Geiste geboren, diese eine Wahrheit hier verdunkelt! Hier gelehrte Aesthetik zu verlangen oder, was schlimmer, Schöngeisterei, ist nichts als Verbildung eines vielfach mit Geist funkelnden Zeitalters, das doch den reinen Glanz des unmittelbar jedem Herzen im Evangelium aufgegangenen Geisteslichtes verkennt. Es gibt genug im Evangelium nicht Enthaltenes, was man höchst gediegen erfassen kann; aber, was Christus gibt, das ist nichts durch das Denken Herangereiftes, ist eben keine erst zu ergründende, ist die hell in jedem Seelengrunde schon geschriebene nächste Wahrheit, die des Gotteswortes Fackel bloss beleuchtet.

Ist uns nun diese Stellung des Christentums verständlich, das schon in unserer natürlichen Welt den Ausdruck eines Höheren, des reinen Ideals uns suchen und selber handelnd verwirklichen heisst, um die gemeine Natur zu überwinden, darf doch, um Einwände abzuschneiden, im besonderen die Enthaltsamkeit, die unsere Religion Dienern und Verbreitern des Wortes zuweilen anempfahl, nicht geleugnet werden. Doch soll jede solche Entsagung am wenigsten Einsiedlertum sein, sondern ihr alleiniger Zweck ist Nächstendienst in der Welt. Auch übersehen wir nicht, dass im Gefolge des Christentums die Askese des Mittelalters gleichsam naturnotwendig eintrat; sie bezeichnet eine Richtung des Menschengemütes, die im weiten Gange der Geschichte, wie vieles andere, einmal ihren Platz finden musste, um sich auszuleben, und so hat sich die Weltüberwindung des Christentums vorübergehend in die gänzliche Weltverneinung gekleidet. Dem Triebe der Vernichtung alles irdischen Lebensdranges ist von Büssern aller Art in diesem Asketentum, wie man hoffen darf, für das Menschengeschlecht aller Zeiten zum Ausdruck verholfen worden, uud dass wir uns mit Entschiedenheit heute von dem Zuge zu solcher Askese frei gemacht haben, verdanken wir immerhin jenen, die für uns alle einen solchen Kampf auskämpften. Als „der eitle, der üppige Reiz der frohen Jugendwelt entwich“, da lag der jähe Umschlag nahe zu finsterer Weltverneinung, da „Mönch und Nonne sich zergeisselten“.

So wenig aber wie wir jene Zeit erneuern möchten, ganz ebenso wenig rufen wir „das Alter der göttlichen Phantasie“ zurück; „es ist verschwunden, es kehret nie“. Das soll denen gesagt sein, die in allzu kindlicher oder auch gesuchter Weise uns zu Griechen machen möchten! Sie haben keinen Blick dafür, wie eben diese „Griechheit“ ihre von Anfang mit tiefer Schwermut Hand in Hand gehende Weltfreude ausgelebt und zwar gerade durch den mit dem echten Schönheitssinn des Griechenvolkes gepaarten Drang zur Höhe und Tiefe; denn bei den Griechen ist die Philosophie ans Licht der Welt getreten und, wie sie das Sinnliche vergeistigten

durch die schöne Form der Kunst, so führte dieser Hang einer geistigen Anschauung sie unaufgehalten weiter zur höchsten Erkenntnis. Sie gerade sind es, bei denen die Idee der Unsterblichkeit zuerst und zwar unter dem Verständnisse ihrer reinsten Bedeutung verkündigt worden ist schon bei Pindar und in ihren Mysterien. Den Hoffnungen des Sokrates folgten die gewissen Lehren Platos und der Neuplatoniker. „Dass der Mensch irgendwie, wenn auch nur in trübseliger Schattenexistenz, fortlebe, das war ohnehin die allgemeine Vorstellung, so lange es ein griechisches Volk gab.“ (Döllinger.)[1]) Unsere heutigen „Griechen“ aber nennen es „Griechheit“, wenn sie ohne Spur geschichtlicher Einsicht übersehen, wie das alte Griechentum aus sich selbst heraus seine Auflösung vollzog durch Sokratische Weisheit und die Aufstellung der erhabensten Ideen, die in der christlichen Religion sodann ihren einzig mächtigen wie schlichten Ausdruck erhielten. Möchte man doch von unserem grossen Volkesseher sich den Blick für die Schätzung des Griechentums orborgen, der nicht allein die oben erwähnten Worte in den „Vier Weltaltern“ gesprochen, sondern, wie er in früherer Zeit der Sehnsucht nach jener Verschwisterung der Natur mit „üppiger Phantasie“ in den „Göttern Griechenlands“ Stimme geliehen, dann im „Siegesfest“ neben Kraft und Adel dieses Volkes bei seinem stolzesten Triumpho lauter Trübsinn und Wehmut anklingen lässt bis zu der Schlussklage von dem vergänglichen Heute. Andererseits hat es seit Klopstock, Herder und der Romantik nie an Meinungen gefehlt, die im Gegenteil dio Einbürgerung des Griechentums in unsere Kultur als schlimmste Schädigung des germanischen Geistes verurteilten und uns an unser eignes altes Heidentum verwiesen. Mit dem geschichtlichen Sinne ist es da nicht besser bestellt, indem wiederum die künstliche Erhaltung eines Verlebten gefordert wird, dessen naive Kraft unmöglich allen Zeitenwechsel überdauern konnte. Alles Gute und Echte aber lebt, ob auch umgewandelt, fort in der Menschheitskultur und keine Zukunft kann seinem Segen sich entziehen.

Somit fassen wir den Kern unserer Erörterungen dahin zusammen, dass das Evangelium, wie es das Reich Gottes predigt in seiner einzigen Schlichte und Gewalt, das wahre Wesen des Christentums ausmacht, und dass in ihm die reifsten Erträgnisse jegliches Kulturlebens ihren glücklichsten Sammelpunkt finden. Kein Bedingnis einer bestimmten Anerkennung seiner Person macht Christus massgebend für christliches Wosen und, indem er will, dass man ihn bekenne, verlangt er damit nichts als das reine Bekenntnis seiner Botschaft. Nichts ist so innerlich, was an ihre Innerlichkeit heranreichte. Alle die „Fortschritte“ der Kultur, alle Segnungen selbst

[1]) Vgl. auch Joh. Huber „Die Idee der Unsterblichkeit“.

geistiger Schöpfungen bleiben doch nur äusserlich, am Gottesreiche gemessen, wenn sie ihm nicht dienen, und ihr bloss irdisch betrachtetes Vordringen endet zuletzt in einer Sackgasse. Frei von jedem falschen Scheine, frei vom Mangel des Irdischen wird niemand, der nicht innerlich lebt im ewigen Reiche Gottes. Und kann man etwa eine Glaubensgewissheit, die Gott und sein Reich und unser Bürgertum darin über die Vergänglichkeit hinaus festhält, Dogma heissen? Wäre das ein Dogma, so würde allerdings darin das Christentum dogmatisch sein müssen. Allein ist das, worin der Mensch und die Menschheit sich selbst erst finden, ein Dogma? Unmöglich! Gewisslich gibt es viele Tausende und, wenn es so viele dem Höchsten zugewandte Gemüter gibt, meinethalben Millionen von Christen auf Erden, die es sind, ohne es zu wissen und ohne so zu heissen. Das ist das Reich Gottes, das nicht hier und nicht dort ist und nicht mit äusserlichen Gebärden kommt, die unsichtbare Kirche. Weil aber alle, die das Evangelium Christi vernahmen, sich niemals werden trennen mögen von seinem Namen und zur göttlichen Gemeinde streben, die sich stärkt in verbündetem Erstreben des Gottesreiches, darum soll es und wird es ewig auch die sichtbare Kirche geben, die aber nur dann vollkommen ist, wenn sie auf der unsichtbaren Kirche sich auferbaut.

Eben darum nun, weil die Lehre Jesu in ihrer Reinheit über alles Persönliche hinausführt, machte sie dem lebendigen Gefühle die Person des Heilandes desto erhabener und desto teurer. Die Schätzung, die man für ihn fühlte, tat sich genug in den Verehrungen des Gottessohnes, des Erlösers, des Logos. Es wird gewiss niemandem gleichgiltig sein, wie er sich für diese Bezeichnungen seine Verdeutlichungen schafft. Der Drang des unermesslichen Dankes und der Verehrung, welcher die Wunderherrlichkeit des Weltheilandes in der rechten Weise zu erfassen sucht, ist jedes Preises wert, doch wird der tiefen Herzlichkeit derselben sofort der Lebenspuls unterbunden, wenn man die Bedeutung jener hohen Worte in festgezogene Grenzen abstecken und jeglichem vorschreiben will, wie er sie unbedingt zu fassen habe. Diese intim persönliche Verehrungsart seines Heilandes soll man dem Empfinden jedermanns überlassen und es achte jeglicher, weil er die Verehrung teilt, die Verehrungsart jedes andern, die er nicht teilt.

Das Wertvollste doch in jenen hohen Bezeichnungen scheint mir allein wiederum in der von dem Christen geforderten Selbsttätigkeit zu liegen, zu welcher Christus den Weg uns weist. Er hat, wie hier nochmals zu betonen, seine frohe Botschaft uns nicht bloss mit seinen göttlich reinen Lehrworten gegeben, er ist auch der Täter dieser eignen Worte geworden, da er ganz so schlicht und göttlich gross, wie seine Worte es sind, lebte und die frohe

Botschaft bekräftigte mit dem bittersten Sterben. Nur des Sokrates freiwilliger Todestrunk zum Ruhme der Wahrheit bietet einen leisen Anklang an den Opfertod Jesu, der so wohlbewusst und festgefasst, wie ruhig und still seinen Leib den Todesmartern überliess, weil dies Evangelium der Tat zur Bekräftigung des Evangeliums der Predigt gehörte. Erlöser dünkt mir Christus am trefflichsten in dem Sinne zu heissen, dass er den Weg uns wies durch seine unvergleichliche Ueberwindung der Erdenmacht und der Macht des Todes, wie auch wir uns an unserem Teile und auf jedem Schritte der Lebensbahn erlösen sollen von den Mächten der Sinne und dem Wahne unserer Vergänglichkeit. Nur in dieser Nachfolge und „in Treue gegen ihn bis in den Tod“ gewinnen auch wir „die Krone des Lebens“ und ebenso heisst uns Christus Gottes Sohn deshalb, weil er, der sich dieses Namens einzig würdig zeigte, uns alle gemahnt, ihm nachfolgend den Namen der Gotteskindschaft, die uns gehört, erst zu verdienen, da wir uns seiner meist so wenig wert machen. Ebenso ist Christus der Logos, weil er als das weltgründende Wort der Wahrheit Widerhall finden soll in unseren Herzen, dass wir wach und stark den trügerischen Schein der Sinne verschmähen und das Gottesreich aufbauen in uns, um uns, schon in der Zeit hinaus über jede Spanne der Zeit.

Die Wunderherrlichkeit Christi, wollen wir sie denn also nun durchaus abgrenzen von jedem mystischen „Wunder“? Von jedem Zwange eines Wunderglaubens unbedingt. Im übrigen, was ist „Wunder“? Wir halten das, was man so nennt, notwendig für das Verständnis der Natur, notwendig für das Gedeihen der Religion und die Befestigung jedes starken Gottesglaubens in der Menschheit, obschon es im mindesten nicht Bedingung sein darf für die Geltung wahrer Religion, wahren Christentums. Vom Wesen des Christentums ist es nichts, und sicherlich ist frömmstes Christentum möglich ohne jeden Wunderglauben. Trotzdem ist zur Einwurzelung solches Glaubens in der Menschheit, zur starken Stütze und Bestätigung jenes innersten Gottesglaubens zuletzt die Ueberzeugung von Kräften, welche die gemeine Naturregel überschreiten, nicht zu entbehren. Harnack braucht das sehr treffende Gleichnis von den Rinden, um damit Hilfsmittel zu kennzeichnen, die das Wachstum der Religion in ihrem Kerne fördern und schützen, ohne selbst der Kern zu sein. Der allerwichtigste Teil dieser Rinden ist der Glaube an das Ausserordentliche, was das geistige und zuletzt göttliche Walten in der Natur und ihre Anschmiegung an die Macht des Geisteswillens bezeugt. Als Gleiches dem Gleichen, als Emanation Gottes kommt dem Anhauche einer übermächtig anwachsenden Willensmacht der Gotteskinder die Natur, der ja auch sie eingegliedert sind, entgegen. Zwar ist dieser überragende Willen

nicht immer heilig; er kann mit empörter Kraft dem Heiligen den Krieg ansagen und dämonisch werden; hier aber wie da wirkt er mit zwingender Geistesherrschaft. Jesus wehrte den törichten Haufen ab, der an nichts glaubt, denn an Wunder und Zeichen, ohne jegliche Glaubensgewissheit aus dem Innersten. Gleichwohl tat er „Wunder“. Wozu hat er sie denn getan? Er tat sie nicht als rohe Kunststücke; er übte sie immer bedeutungsvoll als Heiler, als Freudenspender, als Richter. Er wies augenfällig und unmittelbar damit den notwendigen Einklang auf zwischen Willen und Stoff, der, wie selbstverständlich im innersten Grunde, bloss der an die Selbstverständlichkeit der mechanischen Bewegungen gewohnten Sinnennatur unbegreiflich fremd dünkt. Dass das ihr zur Richtschnur gewordene Kausalitätsgesetz da wie dort herrscht, leuchtet dieser nicht sogleich eiu. Denn sie bezieht es bloss auf die sinnliche Welt und erwägt nicht, dass zuletzt das Kausalitätsgesetz kein Stoffgesetz, sondern ein Geistesgesetz ist, insofern auch allen mechanischen Wirkungen allgemeine Geistesgesetze der Natur zu Grunde liegen, die sich zum Zwecke der Entfaltung und Uebnng unsrer Kräfte für die gewohnte Erfahrung auf regelrecht geordnete Geleise einschränken, bis ausnahmsweise schon in der irdischen Weltordnung die Urkraft des Geistes auf Grund ihres eignen tiefer liegenden Kausalitätsgesetzes dieser Schienen sich entschlägt.

Diese Erkenntnis des Kausalitätsgesetzes als Geistesgesetz ist es auch allein, was uns die Willensfreiheit, die im gewöhnlichen, übrigens an sich schon sinnlosen Sinne nicht vorhanden sein kann, verstehen lässt; denn es ist klar, dass es nichts ohne Gesetz gibt und dass Freiheit ohne die Uebereinstimmung mit einem inneren Gesetze, einer handelnden Vernunft ein Ungedanke ist. Sie kann nur im tiefsten Kerne aller Wesen ruhen und alle äusseren Faktoren, die das Tun bestimmen, haben mit diesem schon ursprünglich vorgefundenen inneren Faktor zu rechnen. Das ist nicht einmal anders in den sogenannten natürlichen Zwangslagen, in die wir uns finden; denn, da wir uns in sie doch finden, so gibt in dieser Unfreiwilligkeit unser Wille ja in so weit selbst nach, dass er sich dieses Unerwünschte gefallen lässt und mit Beachtung mancher Verstandesgründe, um sich nicht zu schädigen, frei sich fügt. Erst der Gefesselte und Gefangene, aller natürlichen Selbsthilfe und selbst der Möglichkeit des Selbstmordes Beraubte ist nach aussen jedweder Selbstverfügung bar, wie es eben Christus gewesen am Kreuze, wo die ihm sonst zu Gebote stehende „Wundermacht“ schwieg und überdies nach seinem vorsätzlichen Wollen wohl schweigen musste. Auch da ist es dann wieder die Erhabenheit unseres eigenen Wollens ans tiefem Seelengrunde, was uns dem furchtbarsten Zwange enthebt. Auch dafür hat Christus die frohe Botschaft gegeben, indem er fort

und fort eine Seelenfreiheit im Menschen aufruft, die sich nicht hineinreissen lässt in die Gemeinheit, den brutalen Zwist und Zwang der Welt, sondern Beschämung und Niederlage diesen Staubesmächten bereitet, so dass wir, wenn wir nicht sogar oft den Gegner entwaffnen, mindestens uns selbst unverletzt bewahren. Einer der hervorstechendsten Züge unseres grossen Schiller ist es wiederum, dass er diese Unverletzbarkeit eines freien Menschengemütes in Schmach und Untergang wieder und wieder in der Dichtung verherrlichte, wie in den Bekenntnissen seiner Abhandlungen hervorhob.

Wenden wir nach dieser für allseitiges Verständnis nicht unnötigen Abschweifung uns zurück auf unseren Weg, so versichern wir: es ist die Einheit von Geist und Natur der heutigen Menschheit auf ihrem wissenschaftlich fortgeschrittenen Standpunkte nicht mehr hinwegzustreiten. Umgekehrt ist diese Einheit für unser religiöses Bewusstsein nicht zu missen, wenn doch der Stoff erfüllt erscheinen soll von geistigen Willenstrieben und wir bei der Beschäftigung mit seinen Mechanismen des unbegreiflich Hohen eingedenk bleiben wollen, was ihnen einzig Sinn und Bedeutung leiht und sie begreifen lässt bis an die Grenze dieser sinnvoll heiligen Unbegreiflichkeit. Und noch einmal frage ich: „Was ist Wunder?"

Das Unbegreifliche, das Mystische, das Göttliche erfüllt die ganze Natur, ob wir tiefer, immer tiefer und tiefer in ihre Geheimnisse eintauchen, wir werden ihren Grund nie erreichen; nur Bruchstücke werden wir erfassen, nie die Ganzheit, und wir werden endlich in der Einzelnheit unsres eignen Daseins den unauflöslich uns mit jedem Wesen und Dinge verbindenden Drang fühlen, der uns selber erst heiligt, den Drang der Verehrung des Unendlichen, zu dem auch wir in unsrer Endlichkeit uns erheben können, weil wir zu ihm gehören. So ist die monistische Weltanschauung dem Menschen von heute unentrinnbar vorgeschrieben. Sie gilt uns schon im Zusammenhange des Körperlichen und Geistigen in unserem eignen Sein, welcher der Wissenschaft immer deutlicher wird. Darum ist es ein seltsamer Irrtum Harnacks, wenn er mit dem Dualismus der alten Theologie den Monismus angreift und dabei unter diesem nichts anderes versteht, als den durch die wahrgenommene Sinnenwelt beschlossenen Monismus in der kindisch ungeschickten Art eines Häckel. Warum weiss er nichts von dem monistischen Theismus eines Goeschel, Lotze, Weisse, Imm. Fichte, Huber, Carriere, Ulrici, Melch. Meyr? Wie ist das seltsam! Und so weiss er auch nichts davon, in welcher Weise ein du Prel den alten Dualismus berichtigte, indem er die Sinnenwelt als vorübergehende Erscheinungsform des Geistes auffasst, die er überwindet. So laufen wir wieder in das frühere Geleise unserer

Gedankengänge ein, da wir erläuterten, dass das Christentum die Welt in der Welt zu überwinden habe.

Ich bin Okkultist. Wer an Worte sich hält, mag an dem der Menge noch wenig klaren und oft verfehmten Worte sich stossen. Dem Denkenden enthalte ich die Begründung meines Standpunktes nicht vor. Harnack selber beschreitet ohne gehörige Folgerichtigkeit diesen Weg, indem er sich auf den Hypnotismus und seine unbegreiflichen Heilungen bezieht, um für viele wunderbare Heilungen Jesu Spuren der Erklärung zu gewinnen. In der völlig ungenügenden Stellung zum „Wunder" ruht die Schwäche seines sonst so vorzüglichen Buches. Ich stelle folgende Sätze auf:

1. Die „Wunder" Jesu und der Apostel sind, wenn man das neue Testament als geschichtliche Quelle anerkennt, unmöglich schlechtweg als Sinnestäuschungen, Einbildungen, legendarische Hinzutaten zu beseitigen. Neben den sonst so schlichten glaubwürdigen Berichten hier eine Menge von Fabeleien anzunehmen und sich bloss auf das Widersprechende einzelner Berichte darüber zu berufen ist unzulässig. Phantasten sind die Erzähler ganz und gar nicht. Wenn man die Macht der Legendenbildung in einem naiveren Zeitalter, wo man nicht jeden Vorfall abmass mit dem Zollstock heutiger Kleinforschung, bis zu einem gewissen Grade gern gelten lässt, ist auch dann zu bedenken, dass die Legende an sich schon wunderbare Naturwirkungen durch den Menschengeist voraussetzt, deren Annahme von vornherein einen gesunden Grund fordert. Warum sucht der Mensch eine höhere Natur in der Natur?

2. Der meist vertretene Standpunkt heutiger zumal protestantischer Theologen, nur bei Jesus und den Aposteln „Wunder" gelten zu lassen, sonst aber als Trug abzulehnen und zu brandmarken, ist unerhörter Zwang mit dem Stempel der Unwahrheit an der Stirn.

3. Aus der alleinigen Verknüpfung mit der Religion muss das „Wunder", wieviel es für die Religion bedeute, gelöst und in geistig-natürlichen Zusammenhang mit der Natur, die selbst Erscheinungsform des göttlichen Geistes ist, gesetzt werden.

4. Es ist sträflichste unwissenschaftlichste Willkür, die massenhaft von Zeugen aller Art, darunter namhaftesten Gelehrten und auch Taschenspielern, beglaubigten okkulten Vorgänge, über die wir gediegene Zusammenstellungen und ernste Untersuchungen in Fülle besitzen, als Täuschungen abzufertigen, weil sie mit jenem Rationalismus, der bloss die gerade bekannte Natur zum Massstabe nimmt, und mit dem Materialismus sich nicht vertragen und ihre Gesetzmässigkeit von uns nicht verstanden wird. Ob inhaltlich ganz verschiedenen Wertes und oft nichts weniger als religiös gehalten, weisen sie dieselbe ausnahmsweise Kraft auf, welche die „Wunder" Jesu und der Apostel und „Heiligen" dartun.

5. Die Religion bedarf ausser dem Geistigen, worin ihr Wesen ruht, auch der Stellungnahme zur Natur und ihren Gesetzen. Schon das Fortleben nach dem leiblichen Tode würde ein „Wunder“ sein wie jedes andere, und die Möglichkeit davon will Anhaltspunkte haben.

6. Ohne Anerkennung und Verständnis der „Wunder“ ist gerade heute, wo die Gleichgiltigkeit gegen Geist und Religion trotz allem geistigen Scheinwesen weit verbreitet ist und zur Abwehr dagegen sich nichts als der starre Dogmenzwang aufwirft, auf Zusammenschluss oder gar Vereinigung der Landeskirchen in echt christlichem Sinne nicht zu rechnen.

Das sind meine Ueberzeugungen von der Möglichkeit eines Zusammenschlusses der christlichen und in Sonderheit der evangelischen Landeskirchen. Allzu hoffnungsreich für die nächste Zukunft sind sie nicht, doch stark in Hoffnung für das, was der Lauf der Zeiten zur Frucht bringen muss. Die Art meiner Darlegungen wird vor der Unterstellung mich schützen, dass ich mehr als Okkultist gesprochen habe, denn als Christ.

Inzwischen tut nichts mehr not, als den innerlichen Geist, in dem das Wesen des Christentums beruht, zu fördern und zu pflegen aus allen Kräften. Die betriebene Aussöhnung mit den Jesuiten und deren Wiederaufnahme ist kein Weg dahin. Geht solch Entgegenkommen nur die römische Kirche an und die Evangelischen garnicht? Die Unduldsamkeit, zumal wo sie als ecclesia militans ins Feld rückt, zu dulden, heisst das Duldsamkeit? Ist das „Kirchenpolitik“, die mit Religion nichts zu schaffen hat? Alles was Kirche heisst, ist in jeglichem Betrachte nur für die Religion da und Kirchenpolitik, die ohne Rücksicht auf Religion die Kirchen für staatliche Zwecke ausnutzt, ist ein ins Antlitz der Religion geführter Schlag. Wären Kirche und Staat vollkommen getrennte Dinge, so könnte der Staat auch den Jesuitismus dulden und ihn seiner eignen Kraft oder Schwäche überlassen. Da Kirche und Staat nicht getrennt sind, so ladet der Staat schwere Schuld auf sich, falls er geradezu Unduldsamkeit und Gewissenszwang unterstützt, die Kirchen benutzt, um eigennützige oder vielmehr selbstmörderische und religionsfeindliche „Kirchenpolitik“ zu treiben.

Weder falsche Nachgiebigkeit gegen römisches Wesen, noch auch dessen Nacheiferung verträgt sich mit evangelischem Geiste. Wir dürfen nicht Rom nachstreben, indem wir festen Zusammenschluss in äusserlichem Kirchenzwange suchen und damit auch den Glauben veräusserlichen. Nicht nacheifern, wetteifern sollen wir mit Rom, indem wir eben die Waffen führen, die es verleugnet, und durch die Inbrunst freien Gottesglaubens ein Licht aufgehen lassen, das alle Herzen vereinigt. *Dr. Walter Bormann.*

Mollah Schah und der orientalische Spiritualismus.

(Schluss.)

Als Mollah-Schah das höchste Ziel seiner Wünsche erreicht hatte, war er 47 Jahre alt. Den mystischen Studien hatte er sich seit 27 Jahren gewidmet. Bei seiner folgenden Reise nach Lahore erzählte er seinem geistigen Führer, dass ihm die Vereinigung mit Gott zuteil geworden sei, und dieser gab ihm den Rat, die Tatsache nicht zu veröffentlichen und in seinen mystischen Uebungen nicht nachzulassen.

In Kaschmir hatte Mollah-Schah einen kleinen Kreis von Freunden um sich versammelt, die ihm ganz ergeben waren. Unter ihnen verdient als erster Akhond Muhammed Sa'yd, ein Mann von seltener Selbstlosigkeit, genannt zu werden. Er lebte mit seiner Familie in Armut, und doch erhielt Mollah-Schah gewöhnlich sein Essen aus dieser Familie, mit welcher er so intim war, dass er die Frau des Mohammed Sa'yd „meine Schwester“ und die Kinder „meine Kinder“ nannte. Ihr Haus stiess an die Wohnung des Scheikh, sodass beide in Wirklichkeit nur ein Haushalt waren. Zwei andere seiner Freunde waren Muhammed Selym und Muhammed Halym, leibliche Brüder von Akhond Muhammeds Frau. Unter den Freunden des Scheikh müssen noch genannt werden Ferhad Beg, der Zolleinnehmer in Kaschmir und endlich Salih Beg.

Die Gemütsbewegungen, welche dem Scheikh seine Vereinigung mit Gott verursachte, hinderten ihn nicht, alles mögliche zu tun, um nicht gegen das religiöse Gesetz zu verstossen, und er pflegte zu seinen Freunden zu sagen: „Wer nicht die Vorschriften unseres religiösen Gesetzes innehält, gehört nicht zu den Unsrigen.“

Mollah-Schah war immer etwas menschenscheu gewesen, aber in seiner neuen Geistesverfassung zog er sich derart von der Welt zurück, dass er die Tür zu seiner Wohnung schliessen liess und auch für seine nächsten Freunde nur zu einer bestimmten Tageszeit sichtbar war. Dann umgab ihn ein kleiner Kreis von Getreuen, in deren Mitte er seine gewohnte Zurückhaltung fallen liess.

Die geistige Kraft des Scheikh war so gross geworden, dass jeder Novize, den er vor sich hinsitzen und alle geistigen Fähigkeiten auf sein Herz konzentrieren liess, bald so hellsehend wurde, dass sein innerer Sinn sich öffnete und die geistige Welt ihm auf einmal sichtbar wurde. Er sah dann die Heiligen und Propheten und unterhielt sich mit ihnen durch diesen seinen innern Sinn. Molla-Schah brachte seine Novizen also auf einen hohen Grad der geistigen Entwickelung ohne lange vorangehende asketische Uebungen.

Oft drückte er sich in sehr kühnen Ausdrücken darüber aus, wie er Gott und dessen Beziehung zur Menschheit auffasste. So sagte er: „Seitdem ich dahin gekommen, die absolute Einheit zu begreifen, und aufs bestimmteste weiss, dass in Wirklichkeit nichts ausser ihr selber existiert, hat in meinen Augen das Sein keine grössere Bedeutung als das Nichtsein.“ In einem seiner Gedichte findet sich folgender Vers:

Der Weise, der sich selber kennt, ist Gott geworden. Das wisse, Freund.

In einem andern Gedichte, welches eine vorübergehende Verstimmung zwischen ihm und seinem alten Lehrer herbeiführte, heisst es:

Mit tausend Zungen ruft mein Herz: Ich bin Gott!
Darf man mich Ketzer nennen, wenn dies Wort auf meine Lippen kommt?
Wer die Einheit mit Gott erreicht hat, spricht: Ich bin das absolute Wesen.
Doch ich sage nur, was ich von Miyanmyrs Lippen gehört habe.

Bald nahm die Zahl seiner Anhänger beträchtlich zu; Leute aus allen Ständen wurden seine Novizen. Selbst Frauen kamen lediglich durch seine psychischen Fähigkeiten, ohne dass er sie gesehen hätte, zur mystischen Einsicht. Ein gewisser Molla Meskyn zeichnete sich durch seinen unerschütterlichen Glauben und durch die Reinheit seiner Gesinnung aus. Deshalb ernannte ihn der Scheikh zu seinem Stellvertreter und sagte zu ihm: „Ich habe nicht mehr genug körperliche Kraft, um ganze Nächte lang die Novizen vor mir sitzen zu lassen und ihnen den Pfad der geistigen Wissenschaft zu zeigen; ich gebe dir daher den Auftrag, mich hierin zu vertreten. Du wirst deine geistige Aufmerksamkeit auf sie konzentrieren, und wenn sich durch deine Anstrengung der Knoten ihres Herzens löst, so ist es gut; wenn nicht, so benachrichtige mich, damit ich ihnen meine Hilfe angedeihen lasse.“

Aber auch Enttäuschungen erlebte Molla-Schah mit seinen Schülern. Ein gewisser Myr Baky erklärte: „Wozu soll ich traurig in asketischen Uebungen mein ganzes Leben hinbringen? Ich ziehe es vor, schon auf dieser Welt alle die Genüsse vorweg zu nehmen, welche ich in einem zukünftigen Leben geniessen soll!“ Molla-Schah sagte sich von ihm los, und veranlasste, dass er aus der Stadt entfernt wurde.

Zu dieser Zeit machte sich auch unter den Anhängern des konservativen Geistes im Islam eine Strömung gegen ihn geltend. Eine gewisse Anzahl einflussreicher Leute taten sich zusammen und unterzeichneten eine Petition an den Kaiser Schah-Dschitan, in welcher sie ihn baten, den Scheikh wegen seiner Ketzereien gegen den wahren Glauben zum Tode zu verurteilen. Die Sache kam im Rate des Herrschers zur Sprache, und derselbe liess sich herbei,

ein verdammendes Urteil zu fällen. Der Prinz Dara-Schikoh, welcher diesem Kronrate nicht beigewohnt hatte, erfuhr am späten Abende, als er heimkehrte den Vorgang und begab sich sofort zu seinem Vater, um vorstellig zu werden. Er machte darauf aufmerksam, dass Molla-Schah ein Schüler des sehr geachteten Miyanmyr sei, und dass Uebereilung in dieser Sache schlimme Folgen haben könne. Der Kaiser nahm diese Vorstellungen gnädig auf und erteilte Befehl, die Vollstreckung des Urteils aufzuschieben. Inzwischen hatte sich die Nachricht von Molla-Schahs Verurteilung nach Kaschmir verbreitet und unter den Anhängern des Meisters grosse Bestürzung hervorgerufen. Er selber aber soll gesagt haben: „Sonst habe ich meine Türe verriegelt, um nicht gestört zu werden. Jetzt aber werde ich sie weit offen lassen, dass Niemand gehindert wird, einzutreten, der mich zum Märtyrer machen will.“

Später, als der Kaiser nach Lahore kam, wollte er sich bei Miyanmyr über dessen Schüler informieren. Dieser nahm sich Molla-Schahs warm an. Charakteristisch ist es, wie er beim Kaiser seinen Rat, nichts gegen den Angeklagten vorzunehmen, begründete. „Dieser heilige Mann,“ — sagte er, — „ist wie ein verzehrendes Feuer. Es wäre dein Unglück, wenn er sich über Dich erzürnte. Er könnte die ganze Welt zerstören. Halte deine Orthodoxen zurück, dass sie ihn nicht verfolgen, sonst könnte ein unabsehbares Unheil entstehen.“

Dieser Rat machte einen sehr grossen Eindruck auf den Kaiser, und er dankte dem Prinzen, dass er die Vollstreckung des Todesurteils verhindert habe. Er sagte: „Die Theologen wollten mich veranlassen, einen heiligen Derwisch zu töten. Ehre gebührt dir, mein Sohn, dass du mich abgehalten hast, eine solche Ungerechtigkeit zu begehen.“ Im Jahre 1636 starb Scheikh Miyanmyr in Lahore, und im nämlichen Jahre wurde ein vornehmer Höfling, namens Nedjat-Khan Novize Mollah-Schahs. . . . Zu dieser Zeit veranstaltete Mollah-Schah eine Sammlung seiner Gedichte. Aus ihnen sind die folgenden Proben:

Wenn die Alchimie Staub in Gold verwandelt, staunst du.
Doch die Askese ist eine Alchimie, die Staub in Gott verwandelt.
Wenn der Mensch sich in den Ozean der Gottheit stürzt, was ist er dann?
Was ist der Zustand des Tropfens, wenn er aus den Wolken ins Meer fällt?

Im Jahre 1639 kam der Kaiser nach Kaschmir und liess, kaum angekommen, Mollah-Schah zu sich führen. Er empfing ihn freundlich und unterhielt sich lange mit ihm über mystische Dinge. Prinz Dara-Schikoh, welcher seinen Vater begleitete, benützte die Gelegenheit, mit dem von ihm so hoch verehrten Meister näher bekannt zu werden. Eines Nachts begab er sich, von einem einzigen Diener namens Modjahid begleitet, zur Behausung des Weisen. Dieser hatte

die Gewohnheit unter einer hundertjährigen Platane sitzend, die Nächte in Meditationen versunken zuzubringen. Beim Hause angekommen liess der Prinz seinen Diener draussen warten und trat allein in den Hof. Als er den Scheikh unter dem Baume bemerkte, hielt er an und blieb respektvoll stehen in der Erwartung, dass der Meister ihn anreden solle. Dieser wusste sehr gut, wer der Ankömmling war, und ebenso, dass er sehr bald einer seiner Schüler werden würde; aber er tat so, als ob er ihn nicht sähe. So verging eine ziemlich lange Zeit. Endlich richtete der Meister das Wort an den Prinzen und redete ihn also an: „Wer bist du?"

Der Prinz schwieg noch immer. Da sagte Mollah-Schah: „Warum antwortest du mir nicht und sagst mir nicht deinen Namen?" Der Prinz antwortete voll Verwirrung: „Ich heisse Dara-Schikoh." — „Und wer ist Dein Vater?" — „Der Kaiser Schah-Dschihan". — „Warum bist du zu mir gekommen?" — „Weil ich mich zu Gott gezogen fühle und einen geistigen Führer suche." Auf diese Worte rief Mollah-Schah voll Bitterkeit: „Was liegt mir an Kaisern und Prinzen? Wisse, dass ich ein der Askese Geweihter bin. Ist diese Nachtstunde der geeignete Augenblick, zu mir zu kommen und mich bei meinen Meditationen zu stören? Gehe fort und zeige Dich nicht noch einmal an diesem Orte."

Verletzt durch diesen Empfang, ging der Prinz fort und begab sich in den Palast, wo er die ganze Nacht weinend zubrachte. Aber trotz seiner Enttäuschung zog es ihn in der nächsten Nacht wieder zur Wohnung des Heiligen, der aber redete ihn diesmal gar nicht an. Der Diener Mohdjahid, welcher seinen Herrn begleitete, geriet in Zorn und sagte zum Prinzen: „Welche Wunder hat euch denn dieser wüste und grobe Derwisch vorgemacht, dass ihr euch alle Nächte solcher Behandlung aussetzt? Die gewöhnlichen Derwische sind freundliche Menschen, nicht so mürrisch und abstossend wie dieser alte da. Ich für mein Teil gebe nicht viel auf diese Askese und gräme mich nur um ein Ding, nämlich dass ihr der Sache Glauben beimesst." So wollte er seinen Herrn gegen den Heiligen einnehmen, der Prinz aber erwiderte ihm: „Wäre Mollah-Schah ein Schwindler, dann hätte er mich gewiss nicht so behandelt; er würde im Gegenteile Gott gepriesen haben, dass er mich zu ihm geführt hätte. Dieser unabhängige Geist und diese gereizte Haltung beweisen mir vielmehr, dass es wirklich ein aussergewöhnlicher Mensch ist."

Als Mohdjahid in dieser Nacht heimgekehrt war, wurde er mehrere Stunden lang von einem Fieberanfalle geschüttelt und starb. Dara-Schikoh, den man davon benachrichtigte, war sehr ergriffen davon; er machte sich lebhafte Vorwürfe, die dreisten Reden seines Dieners nicht auf der Stelle gerügt zu haben. Er betrachtete Mohdjahids Tod als eine göttliche Strafe und als eine Warnung für ihn selber. So-

fort liess er Kady Afzal, einen seiner Freunde und Vertrauten zu sich kommen und teilte ihm seine Besorgnisse mit. Dies war ein Freund Akhond Molla Muhammed Sayds, und durch die Vermittelung des letzteren liess sich der Scheikh endlich erweichen, dem Prinzen eine Unterredung zu bewilligen.

Dara-Schikoh konnte seinen Besuch nicht gut am Tage machen, weil das zuviel Aufsehen erregt haben würde, und weil er beständig um den Kaiser sein musste. Aber sobald die Nacht gekommen war, stellte er sich dem Scheikh vor, welchen er dieses Mal in seiner Zelle fand. Vor dem Eintritte bezeugte der Prinz dem heiligen Manne seine grösste Ehrerbietung, und der letztere forderte ihn auf, einzutreten und Platz zu nehmen.

In der Zelle brannte nur eine Lampe, und deren Docht war fast verkohlt. Aber in seinem Wunsche, den verehrten Mann deutlich zu sehen, putzte der Prinz den Docht eigenhändig und richtete ihn wieder her.

Diese einfache Handlung gewann ihm das Herz des Scheiks. Nach einigen Tagen forderte dieser ihn auf, sich die Augen zu verbinden, und dann konzentrierte er seine geistige Aufmerksamkeit auf ihn, so dass sich die unsichtbare Welt vor dem geistigen Blicke des Prinzen enthüllte, während eine süsse Aufregung sein Herz erfüllte.

Der Prinz hat diese Tatsachen selber in einer Schrift berichtet, von welcher Tewekkul-Beg eine Kopie besass.

Prinzessin Fatima, die Lieblingsschwester Dara-Schikohs, hatte auch ein ernstes Interesse an der Theosophie. Bruder und Schwester hatten kein Geheimnis vor einander, und so kam es, dass sie sofort alles erfuhr. Die Sache machte solchen Eindruck auf die Prinzessin, dass sie mehrere Briefe voll aufrichtiger Ergebenheit und grösster Selbstverleugnung an den Meister schrieb. Er las sie alle, liess sie aber mehrere Monate lang unbeantwortet, bis er die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass es Fatima völlig ernst sei. Dann erst beschloss er, ihr seine ganze Zuneigung zu widmen. Er beantwortete ihr nunmehr ihre Briefe und gab ihr seinen Segen, obgleich er sie nie gesehen hatte. Die Prinzessin hat über diese Vorgänge ein Tagebuch geführt, von welchem sich Tewekkul ebenfalls eine Abschrift zu verschaffen vermochte. Das Memoir lautet folgendermassen:

„Durch Vermittelung meines Bruders habe ich dem Heiligen mein aufrichtiges Gelübde angeboten, und habe ihn gebeten, mein geistiger Führer zu sein. Er hatte mir auch die Weihe nach den erhabenen Regeln seiner Brüderschaft zugesagt. Und da ich von dem Kabinet aus, in dem ich verborgen war, als der Verehrungswürdige Meister zum ersten Male seinen Besuch bei meinem Vater machte, während unseres Aufenthaltes in Kaschmir, diesen sah und aus seinem Munde Perlen der Weisheit fallen hörte, da wurde mein

Glaube in ihn noch tausendmal lebendiger als vorher, und göttliches Entzücken bemächtigte sich meiner. Am nächsten Morgen weihte mich mein Bruder mit Erlaubnis des Meisters in die mystischen Uebungen ein, die im Hersagen der Litanei der Kadiry-Derwische bestehen, und denen des Ordens des Molla-Schah. Um diese fromme Aufgabe zu vollenden, begab ich mich in die Kapelle meines Schlosses und blieb dort bis Mitternacht. Dann sprach ich das Nachtgebet und ging in meine Gemächer zurück. Nun setzte ich mich in eine Ecke, das Antlitz gegen Mekka, und konzentrierte meinen Geist auf das Bild des Meisters, indem ich mir zur gleichen Zeit im Geiste die Beschreibung unseres hochheiligen Propheten vorstellte. In diese Betrachtungen versenkt, geriet ich in einen Zustand, wo ich nicht wachte und nicht schlief. Und nun sah ich den Propheten und seine ersten Anhänger nebst anderen Heiligen . . . auch sah ich Molla-Schah; er sass neben dem Propheten, auf dessen Fuss sein Haupt ruhte, während jener zu ihm sprach: „O Molla-Schah, aus welchem Grunde hast du diese Timuride erleuchtet? — Als ich wieder zu mir kam, da blühte mein Herz unter dem Eindrucke dieser göttlichen Gunst auf wie eine Rosenhecke, und ich warf mich nieder voll grenzenloser Dankbarkeit vor dem Throne des absoluten Wesens. Von unsäglichem Glücke erfüllt, wusste ich nicht, wie ich meine Herzensfreude ausdrücken sollte. Blinden Gehorsam gelobte ich dem Meister und erwählte ihn ein für allemal zu meinem geistigen Führer, indem ich mir sagte: „O welch ausnehmendes Glück, welche unerhörte Seligkeit ist mir gewährt worden, mir, dem schwachen und unwürdigen Weibe! Dank und Lob ohne Ende dem Allmächtigen, dem unbegreiflichen Gotte, der mir, da mein Leben unnütz zu verfliessen schien, erlaubte, mich dem Streben nach ihm zu weihen, und der mir alsdann gestattete, das ersehnte Ziel der Einigung mit ihm zu erreichen, und der mich so mit dem Ozean der ewigen Wahrheit durchtränkte und mit der Quelle der mystischen Wissenschaft.

Ich nähre die Hoffnung in mir, dass Gott mir gestatten wird, mit festem Schritte und unerschütterlichem Mute auf diesem Pfade zu wandeln, und dass meine Seele stets das höchste Glück schmecken wird, an ihn denken zu können. Gelobt sei Gott, der mir durch ganz besondere Aufmerksamkeit des heiligen Meisters, mir, der schwachen Frau, gewährt hat, sein absolutes Wesen so ganz vollkommen zu begreifen, so wie ich es immer so heiss ersehnt habe. Wer nicht die Kenntnis des absoluten Wesens besitzt, der ist kein Mensch, er gehört zu jenen, von denen geschrieben steht: „Sie sind wie die Tiere und noch unwissender.“ — Jeder Mensch, der diese höchste Glückseligkeit erlangt hat, wird dadurch ohne weiteres das vollendetste und edelste allen Wesen, und seine individuelle Existenz verliert sich in der absoluten Existenz; er wird wie ein Tropfen

im Ozean, wie ein Stäubchen in der Sonne, wie ein Teilchen gegenüber dem All. Wer hier angelangt ist, der steht über dem Tode und über der künftigen Strafe, über Paradies und Hölle; sei er Mann oder Weib, immer ist er das vollendetste menschliche Wesen. Es ist eine Gunst Gottes, die er dem gewährt, der ihm gleicht."

Die Prinzessin blieb mit Feuereifer bei ihren mystischen Studien und empfing fortwährend brieflich Anweisungen ihres geistigen Führers. Sie erreichte einen so hohen Grad, dass sie zur reinen unio mystica und zum intuitiven Schauen gelangte. Obgleich der Meister voller Hingebung für alle seine Schüler war, die von ihm mehr geliebt wurden als von ihren eigenen Eltern, so zeigte er doch noch eine besondere Anhänglichkeit für die Prinzessin. Er pflegte von ihr zu sagen: „Sie hat eine so ausserordentliche Entwickelung der mystischen Gabe erlangt, dass sie mich vertreten könnte."

Allmählich wurde Molla-Schah alt und schwach, mehrere Winter hatte er in Lahore zugebracht, umgeben und gepflegt von seinen Freunden und Schülern, besonders von Prinz Dara-Schikoh und Tewekkul. Seine Augen fingen an nachzulassen. Schliesslich blieb er mehrere Jahre lang andauernd in Kaschmir.

Im Jahre 1658 bestieg Prinz Aurengsib unter dem Namen Kaiser Alemghir den Thron. Dies Ereignis hatte für Mollah-Schah ernstliche Folgen. Mit der Thronbesteigung bekam die klerikale Partei die Oberhand und ging gegen Mollah-Schah vor. Beim Aufstande Aurengsibs hatte Prinz Dara-Schikoh die Partei des Vaters ergriffen und war nach der Niederlage desselben vom Bruder gefangen genommen und hingerichtet worden. Hierbei zeigte er eine Ruhe und Seelengrösse, die des Schülers eines Philosophen würdig war Aber der Meister hatte an ihm seine beste Stütze verloren. Obgleich viele einflussreiche Leute sich für ihn verwandten, sandte der Kaiser dennoch einen Befehl an den Gouverneur von Kaschmir, Molla-Schah nach der Hauptstadt zu senden. Da der hochbetagte Mann aber sehr leidend war, so benützte der Gouverneur diesen Umstand, um einen Aufschub zu erwirken. Inzwischen gelang es auch der Prinzessin Fatima, zugunsten ihres Lehrers ein gutes Wort einzulegen. Infolgedessen widerrief der Kaiser seinen ersten Befehl und lud den Scheikh nur noch ein, sobald er sich stark genug fühle, nach Lahore zu kommen.

Erst im Jahre 1660 konnte der alte Mann dieser Aufforderung nachkommen. Sein getreuer Schüler Tewekkul, welcher nach der Thronbesteigung Aurengsibs einen Posten in Kankarah erhalten hatte, beeilte sich, seinen Lehrer zu besuchen, der ihn voll Herzlichkeit empfing. Er lebte sehr eingezogen und sah nur ganz wenige vertraute Freunde bei sich. Diesen gegenüber jedoch äusserte er sich ohne jeden Rückhalt über die mystischen Lehren von der Einheit.

Bei solcher Gelegenheit sagte einmal einer seiner Freunde: „Wir leben in einer wunderlichen Zeit, und die Leute beunruhigen sich wegen der Reden, welche ihr über diesen Gegenstand haltet. Wäre es nicht klüger, diese Reden mit etwas mehr Zurückhaltung zu predigen?“ Der Meister erwiderte ihm: „Bisher habe ich keine Furcht für mein Leben gekannt; die Bücher, welche solche Abhandlungen enthalten, sind allen bekannt und werden von jedermann gelesen. Welche Zurückhaltung sollte ich daher jetzt am Ende meines Lebens mir noch auferlegen? Was ich gelernt habe, kurz, die ganze Frucht meines Lebens liegt gerade darin. Ich kann davon nichts aufgeben und die Art, mich zu geben, nicht ändern, so wie mir es Gott ins Herz gelegt hat.“

Aus einigen dieser Worte spricht eine Ahnung baldigen Todes. Bei einer andern Gelegenheit sagte einer seiner Freunde Kabil-Khan: „Früher liebte es unser Herrscher, Unterredungen über Fragen der Mystik zu lauschen; ich hatte einige Male Gelegenheit, ihm Stellen aus Mewlana Dschelaleddin Rumis Gedicht Mesnewi vorzulesen; der Kaiser war so gerührt, dass er öfter Tränen vergoss. Sicherlich wird er euch sehen wollen, wenn er nach Lahore kommt.“ — „Nein,“ sagte Molla-Schah, „wir werden uns niemals sehen. Die Nacht ist schwanger, sehen wir, was aus ihrem Schosse hervorgeht.“

In der Tat hatte er im Jahre der Hidschra 1072 (1661—1662 n. Chr.) einen Fieberanfall, der etwa 14 Tage dauerte. Inzwischen wurde das Fieber in Lahore epidemisch und am 11. des Monats Safer bekam er wieder einen Anfall, welcher ihn in der Nacht des 15. des gleichen Monates dahinraffte.

Er wurde auf einem Platze beerdigt, den er sich für seine Gruft gekauft hatte. Die Prinzessin erwarb das angrenzende Terrain und errichtete über seinem Grabe eine Kapelle aus roten Steinen.

Dr. R. Wedel.

Die Liebe der Reinen ist vor den Augen wie hinter dem Rücken gleich, nicht so, dass sie hinter dir sich in Tadel ergehen und vor dir in Liebe vergehen,

Dir gegenüber wie die Schafe zahm,
Von hinten reissend wie die grimm'gen Wölfe.
Wer wohlgefällig Anderer Fehler vor dir aufzählt,
Sei sicher, dass er deine Fehler Andern gern erzählt.

Sadi's Rosengarten.

Koran, Sure 112. Das Bekenntnis der Gottes-Einheit. Geoffenbart zu Mekka (nach Einigen zu Medina). Im Namen des allbarmherzigen Gottes.
Spruch: Gott ist der einzige und ewige Gott. Er zeugt nicht und ist nicht gezeugt, und kein Wesen ist ihm gleich.

(Vergl. N. M. R. Seite 203, Zeile 10 von unten.)

Die metaphysische Grundlage von Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen!"

(Fortsetzung Kapitel V: Ueber die Götterwelt.)

Dieses „Andere" aber ist des Lebens Essenz, welches Wonne schafft; denn wenn wir in diesem Unsichtbaren, Unkörperlichen, Unaussprechlichen, Unergründlichen den Frieden, den Standort finden, dann sind wir zum letzten ewigen Frieden eingegangen. Wenn wir hingegen noch eine Höhlung annehmen können, in welcher wieder ein Kern steckt wie bei den vier ersten Selbst, so haben wir Unfrieden; es ist der Unfriede des, der sich nur weise „dünket". Wonne und Frieden, Frieden und Wonne haben wir nur, wenn wir das „Andere" haben, welches als innerster Daseinsgrund im ewigen Wechsel die Mannigfaltigkeit des Alls gebiert. Das „Andere" ist aller Weltwanderung Ziel!

Wir müssen das Andere wirklich geschaut haben, damit sich aller Sturm in unserem Herzen legt, damit unsere Seele herauskommt aus der Lage des Beständig-Ringenden [1]), welches sein wird am Ende der Zeiten, also in der Hoffnung Erfüllung, wie sie in der Unermüdlichkeit unseres metaphysischen Bedürfnisses die einzige Gewähr findet. Das Bild der Wahrheit würde vollends erst „am Ende der Zeiten" enthüllt sein, ein Begriff, dessen Verwirklichung wir wohl erhoffen, aber unser Hirn nicht ausdenken kann. Es ist ein schöner Glaube, dass wir „nach langer Zeiten Lauf" Gott von Angesicht zu Angesicht schauen sollen, dass wir wissen werden, wie das Göttliche, das Nichtmenschliche, das „Andere" ist.

Das metaphysische Bedürfnis ist sonach das Heiligste, was wir haben; denn es stellt das Band der Treue dar zwischen dem „Ich" und dem „Nicht-Ich", zwischen unserer Erkenntnisform und dem Urwesen, zwischen uns und dem Anderen, zwischen Subjekt und Objekt. [2]) Wotan ist als Walter des Geistes, als oberster Gebieter menschlichen Intellektes durch dieses Treuegelübde unauflöslich mit Erda, dem Urwesen, der Urmutter verbunden. Würde dieser älteste Treuebund gebrochen werden, so würde die Welt auseinanderfallen, Das Subjekt, der Urwille, welcher sich durch Urerkenntnis nähren muss, oder auch, welcher allein an den Brüsten der Natur die einzig lebendige Milch saugen kann, würde sein erhabenes Ziel verfehlen,

---

[1]) P. Zillmann. Rundschau X; 6, 246.

[2]) Vergl. hierzu vornehmlich Wagners Aufsatz: „Erkenne dich selbst." X, 338. — Bayr. Bl. 1881. S. 33. — Ferner: O. Eiser. „Wagner, Schopenhauer, Grundidee des Christentums." Bayr. Bl. 1878, S. 225. — Ferner: R., S. 30, 32.

während auf anderer Seite das Objekt, das Urwesen, welches nur durch das Subjekt zum Bewusstsein erweckt werden kann, unrettbar den starren Banden des Todes verfallen müsste.

Es handelt sich hier um jenen Treuebund, welchen Wotan Erda geloben musste, als er an der Weltesche von ihr schied. Es ist der Bund selbstlosester Treue! Es ist der Grundvertrag, nach welchem allein alles Leben zu seinem ewigen Heile bestehen kann. Unser Selbstbewusstsein kann uns daher nur zum Segen gereichen, wenn es in unwandelbarer Treue zur Urmutter danach trachtet, sich zum Allbewusstsein auszuwachsen. Wotan muss einzig danach streben, in das Urwesen völlig aufzugehen, sich in das Bodenlose zu versenken, sich selbst in Liebe zu Erda zu verzehren.

Noch bevor Wotan sich einst von Erda trennte, schnitt er sich als ein Wahrzeichen seiner Treue zu ihr, nämlich: „dass er allezeit und, wo es auch immer sein möchte, fest zu ihr halten wolle,“ einen Speer aus der Weltesche Stamm. Wir müssen uns die Weltesche dabei aus Erdas Schosse hervorgesprossen denken, so wie wir auf alten genealogischen Stammtafeln in der bildnerischen Darstellung den Stammbaum des Geschlechtes tatsächlich oft aus dem Schosse der ersten Ahnfrau hervorwachsen sehen. Die heiligen Runen an dieses Speeres Schaft mahnen Wotan, dass er Erda, in deren Schosse die ganze Natur dunkel kreisst, das heisst: „so wie sie uns auch noch so entfernt und verschleiert als Objekt gegenübertritt“, den ältesten Treueschwur halten will. Hält Wotan dieses weihevolle Gelübde, so hält er in seines Speeres Schaft des ganzen Weltwerdens Haft; kraft dieses sinnvoll geheiligten Speeres beherrscht er dann die Welt. Der Speer ist uns das Symbol des ersten für das Weltwerden notwendig gewordenen Vertrages.

Auf die Erforschung des Grundes alles Seins sollen wir daher niemals wankelmütig ausgehen, denn nur so vermögen wir unerschöpflich neue Einsichten zu gewinnen, indem es uns gelingen möchte, den Schleier der Erscheinung zu lüften und tiefer einzudringen in das Wesen der Dinge. Wir vermöchten vielleicht Erda durch die dunkle Nacht der Erscheinung hindurchleuchten sehen; wir möchten vielleicht in heiliger Scheu schauen, wie sich der Abgrund des Daseins öffnet und eine Stimme, die Stimme Erdas, ertönt, die uns Urweisheit raunt. „Liebe zum Leben, Liebe zu Erda“ sollte es uns als unser höchstes Gut lehren: von der Urerkenntnis nicht abzulassen; dessen zu gedenken, dass nur Urerkenntnis stets voll das Leben greift nnd uns an den Quell aller Liebe führt. Halten wir fest an dem Einen, was not tut, an der Urerkenntnis um der Liebe, um des Lebens, um Erdas willen. In den Dingen an sich steckt des Lebens Geheimnis und nicht in den Begriffen unseres eingebildeten Intellektes, in unserer Vorstellung, sondern diese sollen sein

wie die Schneeflocken vor den linden Lüften des Lenz. Nein! Alle Wesenheit liegt immer wieder in den Dingen selbst, obwohl hinter der sinnfälligen Erscheinung! Die vergängliche zeitliche Form, die Erscheinung, mag fahren dahin, denn wo und wann nur immer eine Hülle fällt, nähern wir uns der Wahrheit, und auch die kleinste Annäherung führt durch die Nacht zum Licht.

Urerkenntnis allein gibt uns auch die Möglichkeit, die einmal gewonnenen Begriffe, von unten dabei aufsteigend in der Rangordnung derselben, immer von neuem auf ihre innere Richtigkeit, auf die Berechtigung ihres längeren Fortbestehens in der jeweiligen logischen Form zu prüfen. Ich kann daher auch nur von der Richtigkeit oder Präzision der Begriffe sprechen und nicht von deren Wahrheit, denn diese muss immer den Dingen an sich verbleiben, so wie sie das Leben umtreibt, so wie sie im Schosse Erdas kreisen. Keine Wissenschaft, kein Götterwissen hat die Wahrheit, sondern sie besitzt nur die mehr oder minder ausgebildete Fähigkeit, die Dinge um uns her nach einer bis zu einer bestimmten Grenze vorgeschrittenen Erkenntnis inbezug auf ihre äussere Form zu beurteilen. Das regenerierende Blut unseres Intellektes strömt uns immer aus der Natur der Dinge, aus den Dingen an sich zu.

Wenn es nun aber jede Wissenschaft demnach nur mit vorläufig richtigen, mit relativ richtigen, dagegen mit, absolut betrachtet, unrichtigen, mit unwahren Begriffen zu tun hat, oder wie Wagner sagt: „nach der Willkürlichkeit der menschlichen Anschauungen“ [1]) verfährt, so endet jede Wissenschaft, alles Götterwissen sogar im geraden Gegenteile von Wahrheit, nämlich in einem Grundirrtum, der in ihrem Grundprinzipe enthalten ist. Anstatt nun letzteres zu einem starren Dogma zu erheben, so sollte die Wissenschaft gerade darauf ausgehen, dieses ihr am höchsten dünkende Prinzip durch neue Einsicht aus Urerkenntnis als Irrtum erkennen zu lernen. Jedes System steht und fällt schliesslich mit seiner Hypothese, was wir doch nie vergessen sollten. Dieses Grundprinzip sollte sein wie ein zweischneidiges Schwert, mit welchem gar viel erfochten wird, das sich aber dann gegen seinen eigenen kampfesfrohen Helden wendet und ihn erschlägt. Jede intellektuelle Welt, und sei sie noch so göttlich, muss danach und sollte gerade, wenn sie den Höhepunkt ihres Triumphes erreicht hat, auf ihre Selbstvernichtung ausgehen; sie muss den Lichstrahl, der aus Urerkenntnis durch die Nacht hervorbricht, preisen, wenn er sie auch wie ein verzehrendes Feuer ergreift und in Asche legt. Erst aus der Asche wieder kann sie sich zu neuer Jugendkraft erheben!

Dr. Hch. von Lessel.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) III; 56.

Radium und N-Strahlen in ihren Beziehungen zur okkulten Lehre vom Aether. *)

Liebe Freunde! Einer der führenden Geister der indischen Reformation unserer Zeit, Swami Ramanand, äusserte kürzlich, dass die Synthese von Wissenschaft und Religion gefunden sei in der jüngsten und doch zugleich ältesten Lehre vom Aether. Es wird eine Zeit kommen, wo die Wissenschaft des Aethers für die Allgemeinheit die Fragen lösen wird, die sie jetzt bereits den Vertretern dieser Wissenschaft, den Okkultisten im Sinne H. P. Blavatskys, löst: die Frage nach dem Woher und Wohin des Menschen und die Frage nach den Gesetzen des Lebens.

Diese Wissenschaft des Aethers lehrt uns zunächst das Vorhandensein eines äusserst feinen, homogenen Stoffes, der unser Universum gleichmässig durchsetzt. Dieser Stoff ist die Materie, in der sich das universelle Bewusstsein, nennen wir es Gott, offenbart, d. h. welches der Geist Gottes nach seinen Gesetzen ordnet und formt. In diesem Stoff denkt das Bewusstsein und bildet auf diese Weise die sichtbaren Formen. Um diese Formen aber zu einer dichten Masse zu kondensieren, muss das Bewusstsein den Aether in eine Reihe von Zuständen bringen, welche wir im Okkultismus Tattwas nennen. Wir beobachten dabei, recht bildlich gesprochen, dass sich vom Allbewusstsein Bewusstseinskerne abscheiden als Seelenmonaden, die Leben, d. h. Bewegung in die homogene Masse des Aethers bringen. Sie bilden zunächst kleine Wirbel, welche sich nach und nach verändern je nach der Intensität der Arbeit des Bewusstseinszentrums oder der Monade, wie wir den geistigen Kern im Aether nunmehr nennen wollen. Die Veränderungen teilen wir in fünf verschiedene Stufen, welche wir als die fünf Tattwas mit den Sanskritnamen Akasa-Tattwa, Vayu-Tattwa, Tejas-Tattwa, Apas-Tattwa und Prithivi-Tattwa benennen. Ich kann infolge der beschränkten Zeit nicht näher auf diese Einteilung eingehen, da

*) Vortrag geh. auf dem 3. allgem. theosoph. Kongress am 24. Sept. 1904 in Dresden. Der Vortrag enthält in gedrängter Kürze (es standen nur 25 Minuten zur Verfügung) die Andeutung von Problemen, deren Lösnng wir schon in den ersten Heften des nächsten Bandes nahe treten werden.

wir es hier mit äusserst komplizierten Verhältnissen zu tun haben, die ein längeres Studium erfordern. Es genügt für unsere heutigen Zwecke darauf hinzuweisen, dass die Monade vier verschiedene Aetherzustände durchmacht, ehe sie im fünften eine für unsere Sinne feste grobstoffliche Materie um sich aufgebaut hat. Alle diese Zustände sind Schwingungszustände, d. h. die Monade versetzt den Aether mit besonderer Intensität in Vibrationen, die sich für einen Beobachter als Strahlen sichtbar machen müssten. Diese Strahlen wirken auf die Umgebung, wie die Umgebung auf die Strahlen wirkt, und durch diese Gegenwirkung wird in zweiter Linie die Entwickelung der Monade bestimmt. Sie hat von aussen aufzunehmen, sie hat, um Widerstände zu überwinden, von innen abzugeben. Und diese beständige periodische Wechselwirkung ist unser Leben.

Jetzt wollen wir noch kurz die Methode der okkulten Aetherforschung betrachten. Während unsere offizielle Wissenschaft mit der Untersuchung der dichtesten Form des Monadenkörpers beginnt, also gewissermassen am Ende der Entwickelung, beginnt der Okkultismus seine Studien am Anfang derselben. Er verlangt, dass die studierende Monade oder Seele erst sich selbst in ihrem geistigen Wesen erkennt und dann, also aus der Höhe eines nicht durch dichten Stoff behinderten Bewusstseins, stufenweise die Verdichtungen überblickt von den wichtigsten höchsten und feinsten bis herab zu den minderwichtigen grobmateriellen. So arbeitet der Okkultismus von vornherein mit einem erweiterten und inhaltlich vertieften Bewusstsein, welches, da es in sich ruht, auch sicherer seinen Weg findet als das Teilbewusstsein, das wir im Alltagsmenschen beim Tagwachen tätig sehen.

Sowohl die okkulte Methode, wie die wissenschaftliche führt der wahren Erkenntnis zu. Die erstere schnell und sicher, die letztere auf vielfach verschlungenen Pfaden und langsam.

Nun möchte ich Ihnen heute einige Resultate mitteilen, welche unsere offizielle Wissenschaft gefunden hat, und die uns dem okkulten Gebiet recht nahe führen. Ja, die uns annehmen lassen, dass in kurzer Zeit unsere okkulte Aetherlehre allgemein angenommen sein wird. Wir kennen auch in der Wissenschaft eine Reihe von Schwingungsformen, deren Natur uns bislang noch wenig bekannt war. Vor allen Dingen war uns das Wesen der elektrischen Schwingungen lange unbekannt. Die Schwingungslänge eines elektrischen Impulses kannten wir. Sie betrug in einer Sekunde viele 1000 Meter. Da gelang es den Physikern Herz und Righi, diese langen elektrischen Schwingungen zu verkürzen, und der amerikanische Gelehrte Tesla führte endlich unter ungeheuren Spannungen elektrische Wellen in Lichtwellen über. So war denn bewiesen, dass die Elektrizität nichts anderes war, als verlangsamte Licht-

schwingung. Lichtwellen sind 600000 mal kleiner als elektrische Wellen und erreichen dreihundertdreiundneunzig Millionstel Millimeter Länge bei 765 Billionen Schwingungen in der Sekunde im ultravioletten Licht. Doch auch diese Intensitäten wurden überschritten, als 1895 Prof. Röntgen die X-Strahlen entdeckte, deren Länge ungefähr 65 Hundertmillionstel mm. bei einer Schwingungszahl von 44 000 Billionen Schwingungen in der Sekunde beträgt. Diese Intensität ist bereits so gross, dass sie den groben Stoff durchdringt und nur vor besonders dichten Metallen resp. Mineralen Halt macht. Wir können mit den X-Strahlen feste Körper durchleuchten. Schon diese Entdeckung rüttelte an den Pfeilern der materialistischen Lehre von der Undurchdringlichkeit der Materie. Die Wissenschaft gibt jetzt zu, dass man recht wohl mit diesen Strahlen „hell"sehend ist. Doch die Entdeckungen gingen noch weiter. 1896 fand Henry Becquerel die nach ihm benannten Becquerelstrahlen, welche als ein feines Fluoreszenzlicht von dem Metall Uranium ausgesandt werden. Die Entdeckung, dass ein Körper ohne festzustellende äussere Kraftzufuhr eine Kraft abgeben könne, war in der Wissenschaft noch nicht dagewesen. Der Okkultismus kannte den Ursprung der Kraft sehr wohl, denn ihm war das Metall auch nur eine Verdichtung einer Monade, daher beseelt, und die Strahlung war ihm der Ausdruck des Metalllebens!

Beim Uranium blieb der Forschergeist nicht stehen. Die Doppelsalze und Oxyde des Urans wurden untersucht, insonderheit fiel aber die starke Strahlenabgabe, oder wie man mit dem technischen Ausdruck sagt: Radioaktivität der Pechblende von Johanngeorgenstadt auf. Diese Pechblende, das Uraniumpecherz, enthält eine grosse Zahl Metalle, welche technisch verwertet werden. Der bei der Abschmelzung gewonnene Rückstand ist nun die Hülle des grossen Geheimnisses, dem wir uns jetzt nähern. — Stellen wir uns vor, das Uraniumpecherz sei ein mit vielfachem Papier und sonstigem Packmaterial umwickelter Diamant. Wir wickeln zunächst das Packpapier ab, das sind die Metalle. Dann lösen wir die Schachtel und die Watte auf, das sind die Rückstände, welche bereits bei diesem Vorgang eine starke Radioaktivität zeigen. Diese nimmt immer mehr zu, je mehr wir die schwerlöslichen Bestandteile von den leichtlöslichen trennen. So erhalten wir das Baryum, den Diamanten noch in Seidenpapier gewickelt. Die weitere Auskristallisation gibt uns endlich die Seele des Ganzen, den Diamanten, das geheimnisvolle Radium. Dies ist also der Körper, dessen Entdeckung eine unabsehbare Umwälzung in unseren wissenschaftlichen Ansichten hervorbringen wird. Ein Körper liegt hier vor uns, der beständig mit ungeheurer Intensität Strahlen aussendet, ohne von seiner Materie etwas Nennenswertes abzugeben und ohne, für unsere

jetzige Kenntnis wenigstens, etwas Mess- und Sichtbares von aussen zu erhalten. Diese Selbsterzeugung der strahlenden Kraft ist für die Wissenschaft ein Rätsel. Der Okkultismus erkennt darin das Vorhandensein einer seelischen Kraft. Ihm ist auch das Metall ein Ausdruck des Geistes, und der Zustand der Radioaktivität bezeichnet die Berührungsfläche von Geist und Materie, oder die Grenzwirkung. — Die Strahlungen des Radiums sind so stark, dass das Vorhandensein eines Kilos Radium hier in diesem Saale für uns lebensgefährlich sein würde. Nebenbei wäre es nicht gut möglich ein Kilogramm dieses Stoffes zu beschaffen. Es würde die Kleinigkeit von 40 Millionen Mark kosten.

Radium ist als ein Element, d. h. als einer der bisher bekannten ca. 65 Grundstoffe anzusehen. Nun überrascht die Entdeckung Ramsays, dass das Radium ein instabiles Gas aussendet, welches unter der Erzeugung von sogen. β-Strahlen sich in ein anderes Element, in Helium umsetzt. Wir haben das erste Mal eine Umwandlung eines Elementes in ein anderes vor uns. Die Lehre von der Unveränderlichkeit der Elemente verliert den Halt, und die okkulte Lehre von einem Aether, der sich in einer Anzahl von Atomkomplexen gruppiert, welche ihrerseits erst wieder neue Körper bilden, dabei aber keine absolute Konstanz haben, kommt zu wissenschaftlichen Ehren. Das Zeitalter der Alchemie taucht wieder auf!

Helium ist ein Element, welches auf unserer Erde nur ein geringes Vorkommen zeigt. Dagegen ist die Sonnenatmosphäre aufs höchste mit Helium durchsetzt, sodass wir es wohl als Sonnen-Substanz bezeichnen mögen. In diesen feinen Sonnenstoff fliesst also das Radium über, es degeneriert aus einem festen Stoff in einen ätherischen! Dass es degeneriert ist kein Wunder, denn wir haben es gewaltsam seiner Hüllen beraubt! Die Mineralmonade ist durch den Prozess freigeworden und kehrt nach jahrtausendlanger Gefangenschaft wieder in den Uräther zurück! Vor Jahrmillionen hat sie den Weg begonnen vom Helium zum Radium bis zur Pechblende. Jahrmillionen braucht sie, um wieder heimzukehren.

So hat die Wissenschaft, ohne es zu wollen, an der Hand neuer, wunderbarer Tatsachen unsere okkulte Lehre von der Aetherwissenschaft gefunden und ihre Richtigkeit bestätigt.

Doch auch hier machen die Ereignisse von heute noch nicht Halt. Die zahlreichen anderen radioaktiven Substanzen des Mineralreiches wollen wir übergehen und uns zu Pflanze, Tier und Mensch wenden. Auch hier im Reiche der höheren Bewusstseinsbetätigungen beobachten wir eine beständige Strahlung von innen nach aussen. Da ist zunächst die Wärmestrahlung der lebenden Körper und die elektrische Strahlung, die längst bekannt sind. Jetzt haben die

französischen Gelehrten Blondlot und Charpentier in Nancy noch eine dritte Strahlung entdeckt, welche vom menschlichen Körper ausgeht, und die sie als N-Strahlen bezeichneten. Die Untersuchungsmethode besteht im wesentlichen darin, dass ein mit Schwefelkalzium bestrichenes Papier den Körperteilen genähert wird, welche eine intensivere Tätigkeit ausüben. Dabei leuchtet das Schwefelkalzium in phosphoreszierendem Schimmer auf, und auf dem Papier zeigen sich leuchtend die Umrisse des betreffenden Organes. So wäre denn ein Teil des leuchtenden Odkörpers, mit dem uns die sorgfältigen Untersuchungen Reichenbachs seit den 50er Jahren vertraut gemacht haben, wissenschaftlich wiederentdeckt worden. Bisher ist es nur französischen Forschern gelungen, diese Erscheinungen zu beobachten. Blondlot und Charpentier haben die Versuchsanordnung noch nicht über ihr Vaterland hinaus bekannt gegeben.

Auch hier bieten sich der Forschung neue, dankbare Bahnen. Denken Sie sich eine Kopfhaube mit jenem Schwefelpräparat bestrichen und einer Versuchsperson aufgesetzt. Fängt die Versuchsperson an zu sprechen, so leuchtet das Sprachzentrum im Gehirn, die sogen. Broca'sche Windung an der linken vorderen Hirnseite phosphoreszierend auf dem Schirm auf. Beim Schreiben erhält man vom Zentrum für Schreibtätigkeit eine schwächere Wirkung. Weitere Versuche werden es ermöglichen, die Gehirnzentren, wenigstens soweit sie an der Oberfläche liegen, zu lokalisieren, besser und sicherer, als durch die Vivisektion! Reizungen des Rückenmarks, deren Diagnose von eminenter Bedeutung in der Heilkunde ist, können so leicht und mit grosser Schärfe bestimmt werden. Und was noch von besonderer Wichtigkeit ist, der tote Körper strahlt keine N-Strahlen aus, wir können also das Abscheiden der Monade vom stofflichen Körper jetzt exakt bestimmen!

Die Strahlen haben physikalisch betrachtet grosse Aehnlichkeit mit den Kathoden und Röntgenstrahlen, wie mit denen des Radiums. Nur beeinflussen sie die photographische Platte nicht! —

Die eine Klasse von Körpern sammelt N-Strahlen auf, die andere nicht. Andere Körper haben auf der einen Hälfte positive, auf der anderen negative Strahlungszustände. Pflanzen polarisieren an der Wurzel entgegengesetzt als an der Spitze. All das führt uns auf das Gebiet der odischen Erscheinungen, welches dem Okkultisten bis in die kleinsten Einzelheiten bereits bekannt ist, es ist die Aetherebene mit ihren mannigfachen Schwingungszuständen, die sich uns wiederum offenbart. Im Okkultismus nennt man die Aetherhülle, in welcher die menschliche Monade sich manifestiert, die Aura. Es ist dies eine ovale Form, in der sich, wie in einem Ei, Verdichtungen zu verschiedenen Körpern ausbilden, die teils ätherischer Natur, teils verdichteter, grobmaterieller Natur sind. Diese Körper

baut sich die Monade auf, um ihren Entwickelungsgang durchzumachen.

Nun behauptet der Okkultismus, dass die Monade in diesen Hüllen, deren wir sieben kennen, zugleich lebt. Demnach lebt also das Monadenbewusstsein auf sieben verschiedenen Stufen, welche siebenfach verschiedene Strahlenarten aussonden. Die dem physischen Körper zunächst stehenden Verdichtungen haben die beiden Nanziger Gelehrten entdeckt. Praktisch sind diese Strahlen schon immer von den Heilmagnetiseuren benutzt worden, um die Störungen in den verschiedenen Aetherkörpern und im physischen Körper festzustellen. Ich selbst habe in den letzten Jahren über 19 000 Untersuchungen dieser Art angestellt und kann aus diesen reichen Erfahrungen heraus wohl sagen, dass kein diagnostisches Hilfsmittel an sorgfältige Auradiagnosen mittels der N-Strahlen oder, wie wir bisher sagten, mittels der Odstrahlen heranreicht. Dass wir in den Odstrahlen die N-Strahlen als Träger des Lebens erblicken müssen, konnte ich selbst an Leichen beobachten, welche den von der Hand ausstrahlenden Stoffen nicht den Widerstand der Aura entgegensetzen und auch keine N-Strahlung ihrerseits abgeben. Die diagnostische Methode mit N-Strahlen versagt deshalb an Leichen, und wir müssen ein den X-Strahlen ähnliches Verfahren einschlagen, um hier zu diagnostischen Resultaten zu gelangen. Ich kann hier aus Zeitmangel nicht näher auf diese Dinge eingehen.

Soviel kann ich aber angeben, dass uns Okkultisten ausser diesen N-Strahlen, welche für uns, ich wiederhole es nochmals, die Tätigkeit der untersten Stufe des Ätherkörpers darstellen, noch andere feinere Strahlenarten vom menschlichen Körper ausgehen. Von Bedeutung ist praktisch die ungeheure Heilkraft, welche diesen Strahlen innewohnt, und die weit über die Leistungsfähigkeit jedes anderen Heilkörpers hinausragt. Dass diese Strahlen gegenwärtig durch exakte Methoden aufgefunden worden sind, bedeutet zu nächst, dass die allgem. Anerkennung des Heilmagnetismus vor der Tür steht! Es bedeutet zum andern, dass die sogen. magnetische oder odische Diagnose, bei der der Diagnostiker mit seiner zu äusserst feiner Empfindung erzogenen Hand die N-Strahlen des kranken Körpers untersucht, zu Recht besteht. Und es bedeutet ferner, dass auch der Mensch in sich eine Monade trägt, gleich dem Radium, welche beständig nach aussen strahlt mit einer Kraft, die, wie erfahrene Okkultisten wissen, die des Radiums wiederum um Tausendfaches übersteigt.

Da nun diese Strahlengattungen ein notwendiges Produkt der Verdichtung der Monade, der Inkarnation der Seele ist, so strahlen alle Menschen diese Strahlen aus, nur sind sie bei dem einen gestört, beim andern harmonisch und dadurch verstärkt. Die Störungen

lassen sich beseitigen, einerseits durch Kräftigung der Strahlung mittels Strahlungen eines anderen Körpers, das wäre eine Behandlung mit den homoeopath. Hochpotenzen, welche ebenfalls derartige Strahlen entsenden, oder mittels der elektrohomoeopathischen und neuro-dynamischen (M. Ritter) Heilstoffe, welche noch bedeutendere radioaktive Kräfte aufweisen, oder am einfachsten mit dem sogen. Heilmagnetismus des menschlichen Körpers. Um aber eine solche Kräftigung zu einer dauernden zu machen, muss sich auch das Bewusstsein des Menschen zu seinem höheren Monadenbewusstsein vertiefen, d. h. er muss sich seiner siebenfachen Hüllen bewusst werden und in ihnen mit eben dem klaren Bewusstsein arbeiten, wie ein Maurer an einer siebenfachen Wand. Dann erst ist das Ideal des Okkultisten erreicht, dann verfügen wir über wahre Gesundheit, dann sind wir auch über die Grenzen des „festen, dichten“ Stoffes hinaus gewachsen. Wir haben das neue höhere Leben begonnen, das mit der Wissenschaft des Aethers beginnt und mit der Erkenntnis Gottes in die Ewigkeit hinüberleitet, — die wahre Synthese von Wissenschaft und Religion!

Paul Zillmann.

Mystische Maurerei.

(Fortsetzung: Kapitel VI. Die Geheimlehre: die siebenfache Natur des Menschen.)

Aber, sagt da ein moderner Freidenker, das ist alles sehr schön, wirklich sehr herrlich, aber blosse Gefühlssache; ohne jede tatsächliche Begründung und ohne eine mögliche Verwirklichung im Leben des Menschen. Das ist etwas für sentimentale Frauen, Bummler und Mondsüchtige. Was ist denn nun die Bedeutung und das Ziel der menschlichen Entwickelung? Ist Tantalus die einzige Gottheit des Universums?

Wenn wir uns nun von der ethischen Seite des Problems der wissenschaftlichen zuwenden, wollen wir nun zusehen was geschieht, wenn das Bewusstsein des Menschen aus dem niederen tierischen Selbst der geistigen Seele zustrebt; von der physischen nach höheren Ebenen.

Wir haben bewiesen, dass das Gemüt (Manas) das Bindeglied zwischen der „Oberen Dreiheit“ und der „Niederen Vierheit“ ist.

Hat der Mensch erst einmal die Ebene der Wildheit in seiner Entwicklung durchschritten, so wird das Gemüt immer sichtbarer das Schlachtfeld seiner Entwicklung. Er verlernt allmählich den Gebrauch seiner Zähne und Krallen und verfolgt erst instinktmässig, dann mit List und schliesslich mit Vernunft und Entschlossenheit den Daseinskampf. Er wechselt beständig seine sittliche Richtschnur, denn er ist immer zu Kompromissen gezwungen, und er findet, dass er mehr vom Ganzen gewinnen kann, wenn er sich von einem Teil lossagt. Seine eigene Selbstsucht veranlasst ihn sich mit seinen Mitmenschen zusammenzutun und mit ihnen zu arbeiten. Schliesslich erweitern sich seine Sympathien. Nach und nach lernt er, dass ein „Gefühl für unsere Mitmenschen uns bewunderungswürdig macht.“ Er vergilt und wird schliesslich freigebig. Während dieses langen und harten Kampfes erweitert sich sein Gemüt, und sein Bewusstsein dehnt sich aus. Er schafft eine Gedankenwelt für sich. Sie ist unwirklich nnd unbefriedigend, weil sie so unbeständig ist; und doch kämpft er weiter. Er denkt über seine mannigfachen Erfahrungen nach; sucht Ursachen und unterscheidet Prinzipien. Er verwirklicht den Spruch: „Mein Gemüt ist mein Königreich“; „Auf Erden gibt es nichts Grosses ausser dem Menschen: Im Menschen ist nichts so gross wie das Gemüt.“ Oder den noch älteren Spruch „Alles, was ich bin, ist das Resultat von dem, was ich gedacht habe.“ Das Gemüt ist wie ein Destillirkolben, in welchem alle Erfahrungen niedergeschlagen sind. Durch die Entwicklung klettert der Mensch beständig zu höheren Ebenen empor. Seine fünf Sinne sind den Beobachtungen und Erfahrungen der physischen Ebene angepasst; aber er hat noch andere Erfahrungen. Die Sinne sind eng und begrenzt; doch auch sie werden verfeinert. Seine Geschmacksrichtungen verändern sich, seine Bestrebungen werden höhere. Er reicht nach aussen, je nachdem sich seine Sympathien erweitern, und noch oben mit seinen höher werdenden Idealen. Es wird ihm eine ganze Welt von Erfahrungen offenbart, in welchen die niederen Sinne keine Rolle spielen: eine Welt von Bestrebungen, deren Ziel nicht das Selbst ist. Selbst die physischen Bande lockern sich, dehnen sich aus, verschwinden. Bisher ist er sich Blitze der Intuition bewusst geworden; Dinge zu wissen, die er anscheinend nicht gelernt hat. Er sieht innere Bedeutungen und empfindet subtilere Kräfte. Nicht nur in Tages-Visionen und Intuitionen, sondern des Nachts in Träumen hat er Erfahrungen über die Grenzen der Sinne hinaus. Er lernt die Macht des Gedankens kennen. Durch Selbstüberwindung wird sein Wille stark. Durch Unterjochung der Leidenschaft wird sein Gemüt klar. Er hat Vorahnungen kommender Ereignisse; denn alle Ereignisse und Gedanken und Dinge existieren erst auf höheren Ebenen und werden dann in der Materie nieder-

geschlagen. Er wird hellhörend und hellsehend. Er hat die Fesseln des Selbst durchbrochen und ist nun auf höheren Ebenen tätig. Wie ihn die Sinne und Organe der physischen Ebene dort zum Meister der Tiere und der physischen Natur machten, so machen ihn die Sinne und Organe die durch dasselbe Evolutionsgesetz der Erfahrung und Wahl entwickelt sind, selbst auf der höheren Ebene zum Meister der Menschen und der höheren Natur. Die ganze Zeit hindurch entwickelt er Organe und Funktionen und beschäftigt sich mit Stoff und Kraft. Genau wie Erfahrung und Nachdenken ihm die Gesetze und Vorgänge der physischen Ebene lehren, so lehren ihm die erweiterten und verfeinerten Erfahrungen und Intuitionen (geistigen Wahrnehmungen) die Gesetze der höheren Ebene.

Aber, sagt der Physiolog, auf der physischen Ebene hat der Mensch physische Organe entwickelt, welche ihn in Kontakt mit der Natur auf jener Ebene bringen. So ist es auf allen Ebenen, denn Analogie ist der Schlüssel der Interpretation. „Wie unten, so oben."

Tief im Innern des Schädels auf der Basis des Gehirns liegt eine sonderbare kleine Struktur als die Zirbeldrüse bekannt — mit ihren Nebenkörpern. Die moderne Physiologie schreibt ihr keine Funktion zu. Des Cartes nennt sie aber „den Sitz der Seele." Im Durchschnitts-Individunm ist sie klein und augenscheinlich zwecklos, obwohl ihre in den Brennpunkt eingestellte Lage und ihre symmetrischen Bezichungen zu den sie umgebenden Strukturen ihr eine sehr wichtige Aufgabe zuzuschreiben scheinen. Sie unterscheidet sich in ihrem Aeusseren bei den sehr jungen, sehr alten und idiotischen Menschen von jenen, die sich in der Blüte ihres Lebens, ihrer Kraft und Gesundheit befinden. Sie ist „das dritte Auge" genannt worden. Die alten Hindus nannten sie „das Auge Shivas," und man sollte sich ein Auge erhalten, dass Shiva, die dritte Person in der Hindu-Dreieinigkeit, und der Erneuerer, der Erzeuger (nicht einfach der Zerstörer) ist. Die Tätigkeit dieser kleinen „Drüse" ist mit der des „Steges" einer Violine zu vergleichen. Sie spannt die Nervenseiten stärker und verstärkt so die Schwingungen der Gehirngewebe. Sie ist atrophiert, und daher im Durchschnittsmenschen schlummernd, während die übriggebliebenen Saiten (um ein Symbol zu gebrauchen) mit den Schwingungen auf der physischen Ebene korrespondieren; und es ist eines der wohlbekannten Gesetze der Physiologie, dass jedes Organ durch den Nichtgebrauch atrophieren muss.

Zu unserem Problem des Bewusstseins zurückkehrend, finden wir, dass das Gemüt der Wechsel in unserem Bewusstseinszustand ist: ordnungsgemäss, wenn von dem Willen beherrscht und von der Vernunft geleitet: regellos, wenn von Leidenschaften und Launen

bestimmt. Alle sogenannten Sinne sind Differentiationen des Eines-Sinnes-Bewusstseins (Selbstbewusstsein).

Man hat sich anderswo auf den empirischen Beweis bezogen, dass bei Gesicht und Gehör, Licht, Ton und Farbe die Schwingungen konsonant und wechselseitig seien. Es ist nun leicht ersichtlich, dass, wenn der Ein-Sinn (Bewusstsein) sich in verschiedene Sinne differenziert hat, sozusagen im „Niedersteigen" des Menschen von höheren auf niedere Ebenen, bei seinem „Aufsteigen" von niederen zu höheren Ebenen, die Differentiation allmählich verschwinden muss. Ein Zentrum kann zwei oder mehr Sinne verbinden und kombinieren. Genau das vollzieht sich beim Sehen und Hören, oder bei den Schwingungen, welche Ton und Farbe erzeugen. Seitdem die empirische Wissenschaft diese Tatsachen demonstriert hat, ruft die Theorie vielleicht jetzt kein Hohnlächeln mehr hervor; denn man darf nicht vergessen, dass das Ebengesagte eine der Theorien ist, die in den alten Mysterien gelehrt wurden.

Hier hätten wir dann die physiologische nicht weniger als die philosophische Basis des Hellsehens und Hellhörens.

Das Auge Shivas ist in der Tat ein All-Sehendes-Auge; denn es hebt praktisch Raum und Zeit, als Wahrnehmungen auf der physischen Ebene auf.

Ob nun die moderne Maurerei eine solche Tradition oder eine solche metaphysische oder wissenschaftliche Auffassung von dem All-Sehenden-Auge hat, das so hervorragend in seinem Symbolismus ist, oder nicht, ist eine Frage, doch ist dies wenigstens seine Bedeutung in der Geheimlehre des Altertums.

Ein wirklicher Meister hat eben das Auge Shiva's, die Zirbeldrüse, die in anderen schlummert, tätig in sich; und die Schwingungen seines Gehirns korrespondieren mit der Synthese des Tones und Lichtes. Daher sind für ihn Raum und Zeit nicht länger Illusionen, denn er lebt in dem Einen und ist Meister aller niederen Ebenen. Die Stimme der Stille sagt:

> Ach, Ach; dass alle Menschen Alaya besitzen, und Eins mit der grossen Seele sind, und dass, indem sie sie besitzen, Alaya ihnen so wenig von Nutzen ist!

„Wenn Du nicht hörst, so kannst Du nicht sehen."
„Wenn Du nicht siehst, so kannst Du nicht hören."
„Hören und Sehen, dies ist die zweite Stufe."

So viel über die Bedeutung des Wortes Meister, und die Methode, durch welche die Adeptschaft erlangt wird.

Dr. med. J. D. Buck.

(Fortsetzung folgt.)

Frieden.

Im Traume sah ich einst zwei Heere streiten,
Die sich bekriegten um ein weites Land,
Sie wollten sich den Untergang bereiten;
Schon lagen viele Leichen in dem Sand.
Der Abend kam, zur Rüste ging der Tag,
Und es versank der Sonne letzter Schimmer;
So mancher Held in seinem Blute lag,
Doch ach! es schwieg der Lärm der Waffen nimmer;
Es galt ja Ruhm und Reichtum zu erwerben,
— Der Kampfruf brauste: Siegen oder Sterben!

Da tönte plötzlich aus dem nahen Hain
Das Lied der Nachtigall mit leisem Klagen;
Ein Schauer bebte durch der Kämpfer Reih'n,
Der ward von einem Windhauch fortgetragen:
Und wo er hinzog, schwieg die wilde Schlacht,
Es senkten sich die Waffen langsam nieder,
Es schwieg der Hass vor einer höh'ren Macht,
Und aus den Hassern wurden Menschen wieder.
— Da bin ich aufgewacht, und es verflogen
Die Bilder schnell, die still vorbeigezogen.

Und grübelnd dacht' ich jetzt: es ist das Leben
Solch' eine Schlacht, wo alle blutig ringen!
O wäre doch die Kraft mir hingegeben,
Den Rasenden ein Friedenslied zu singen;
Ein Lied, vor dem sich ihre Waffen neigen,
Die furchtbar gleich den Meereswogen rauschen,
Ein Lied, vor dem die Schlachtendonner schweigen,
Weil lang die Kämpfer auf die Weise lauschen,
Die ihnen kündet leise und gelind,
Dass wir ja Alle arme Menschen sind.

Arthur Pfungst.

Aus den „Neuen Gedichten" von Arthur Pfungst, (3. verm. Aufl. Berlin [Dümmler] 1903) auf die wir hier als Dichtungen aus unserem Ideenkreise empfehlend hinweisen. (Siehe Besprechung Bd. XII, 2.)

Rundschau.

Annie Besant in Berlin. — Die unermüdliche Rednerin der Theosophischen Sache, Frau Besant, unternahm in diesem Herbst wieder eine Vortragsreise durch Deutschland. Sie sprach in Hamburg, Berlin, Weimar, Stuttgart, München. Ich wohnte nur dem Berliner Vortrage bei. Die Leser der Rundschau kennen ja Frau Besant bereits, wenn nicht persönlich, so doch durch ihr Bild aus Band VII, Seite 81 und ihre literarische Tätigkeit. Sie ist eine durchaus sympathische Persönlichkeit. Ihre Aussprache ist klar, deutlich, langsam, nachdrücklich. Sie gibt einen starken Magnetismus während ihres Sprechens aus, und das mag der Grund zu der so vielfach betonten ausserordentlichen Wirkung ihrer Reden sein. Inhaltlich bot sie nichts neues. Ihr Gegenstand war „die neue Psychologie". Sie sagte ungefähr, dass die Wissenschaft durch Hypnotismus- und Traumstudien, wie durch das geniale Schaffen des Künstlers darauf hingewiesen wird, dass der Mensch kein Produkt seines Gehirnes ist, sondern ein Bewohner höherer Welten, der dies Gehirn nur als ein Werkzeug benutzt. Das Thema ist zu oft in theosophischen Vorträgen abgehandelt, als dass es sich verlohnte näher darauf einzugehen. Interessant war ja nur die Person der Rednerin. Sie hatte es verstanden, die Zuhörer für ihr Thema zu begeistern und schied mit reichem Beifall vom Berliner Publikum.

Herr Dr. Rudolf Steiner rekapitulierte sodann den Inhalt der Rede in kurzen Zügen, wobei auffiel, dass er die feinen theosophischen Nuancen, die Frau Besant in die Begriffe des Themas hineingelegt hatte, wesentlich verwischte, sodass man den Eindruck eines an Inhalt und Tendenz vom ersten verschiedenen Vortrages bekam. Frau Besant versteht wohl zu wenig deutsch, um diese feinen Veränderungen zu bemerken.

3. Theosophischer Kongress 1904 in Dresden. — Einen recht sympathischen Verlauf nahm der diesjährige allgemeine dritte theosophische Kongress, der laut Beschluss von 1902 in Dresden abgehalten wurde. Die Dresdener theosophische Gesellschaft hatte alles aufgewendet, um den Kongress so würdig wie möglich zu gestalten, und wir können nur des Lobes und der Dankbarkeit voll sein für den festlichen Empfang und die umsichtige treffliche Veranstaltung. Das Anwachsen des Interesses an der theosophischen Sache ersieht man am besten aus dem „Etat" des Kongresses. Es wurden nahezu tausend Mark aufgebracht und verwendet. Sonnabend, 24. Sept. vereinigte der Empfangsabend sämtliche

Teilnehmer (es waren fast alle Richtungen und Vereine vertreten) in Meinhold's Sälen, Moritzstr. Der grosse Saal war dicht gefüllt. Die Leitung des Abends lag in den Händen des Vorsitzenden der Berliner Th. G., des Herrn Paul Raatz. Nach der Begrüssung sprachen M. Preyer, Wien, über: das Problem der Erlösung im Lichte des Vedanta; Paul Zillmann über: Radium und N-Strahlen in ihren Beziehungen zur okkulten Lehre vom Äther; Hermann Ahner (Dresden) führte sodann trefflich hergestellte farbige Tafeln zur Erläuterung okkulter Lehren von der Entwickelung der Monade und des Weltalls vor; Hermann Rudolph (Leipzig) sprach über: die Urgeschichte der Menschheit (Runden und Rassen); Sandor Weiss (Berlin) über: die Hallen des Lernens. An diese mit reichem Beifall belohnten Vorträge schloss sich Diskussion.

Am Sonntag früh wurde der Kongress offiziell eröffnet. Herr Ed. Boehme (Leipzig) wurde zum Leiter bestimmt. In langer Sitzung ordnete man die geschäftlichen Angelegenheiten, verlas die Telegramme aus allen Teilen der Welt und überliess den Delegierten das Wort zur Begrüssung. Bemerkenswert war die Ansprache Dr. Franz Hartmanns. — Ein Versuch die verschiedenen Gesellschaften zu vereinigen scheiterte in erregter Diskussion. Der nächste Kongresstag wurde auf 1906 festgesetzt, Ort Nürnberg.

Für den Abend hatte man eine grosse öffentliche Versammlung anberaumt, zu der der Andrang des Publikums ganz ausserordentlich war. Dr. Franz Hartmann erläuterte die Grundprinzipien der Theosophie. Dr. Rud. Steiner wies das Hinübergleiten der Wissenschaft in die Bahnen der theosophischen Lehren nach.

Montag unternahmen der grössere Teil der Kongressteilnehmer eine Partie auf die Bastei (sächs. Schweiz). Trotz beständigen Regens war die Stimmung eine vorzügliche, und der Zweck gegenseitiger Aussprache wurde durch das trübe Wetter eher begünstigt als gehindert.

Am Abend fand noch eine letzte Versammlung im Saale des Hotel de Rôme statt an der wiederum reichlich Gelegenheit geboten war allenthalben Anregung zu geben und zu nehmen. Damit wurde der Kongress beschlossen.

Er bezeichnet in jeder Weise einen Fortschritt und beweist in seinem harmonischen Verlaufe, dass die Theosophische Bewegung in der Tat in bedeutendem Masse angewachsen ist. Angesichts dieser Veranstaltung dürfte es wohl ein Verkennen der inneren Kraft dieser geistigen Strömung sein, wenn ein Geistlicher im „Tag" über sie herablassend äussert: nubecula est, transibit. (Sie ist nur ein Wölkchen, sie wird vorüber gehen). Wir können mit voller Berechtigung sagen: sie ist der Lichtträger des 20. Jahrhunderts, sie wird leuchten und die Schönheit der Wahrheit enthüllen. Das Wölkchen, was die Wahrheit am klaren Schimmer hindert, ist aber der Ehrgeiz und Egoismus der Menschen, die in und ausserhalb der jetzt weltweiten Bewegung nach ihren Sonderinteressen streben, statt sich als die Räder ins Triebwerk des Weltenbaumeisters einzuordnen. Und dieses Wölkchen wird vorübergehen, wenn auch erst nach Jahrhunderten.

Das Leben im metaphysischen Hauptquartier. — Zwei unserer Besucher der letzten Tage verdienen besonderer Erwähnung. Der eine ist der Verfasser der Schriften: die wahre Einheit von Religion und Wissenschaft; die Univer-

selle Weltformel und ihre Bedeutung für die wahre Erkenntnis aller Dinge und die wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums: Dr. phil. J. H. Ziegler. Dr. Ziegler ist Chemiker und hat in seiner Tätigkeit Gelegenheit gehabt die Lücken der wissenschaftlichen Anschauungen aufzufinden. Er sucht ein einheitliches System von Sein und Werden auf Grund einer Weltformel aufzubauen. Wie dies geschieht werden wir bei Besprechung des Buches sehen. Hier sei nur erwähnt, dass er zu vielen Anschauungen gekommen ist, die sich völlig mit unseren auf Okkultismus und Geheimlehre gegründeten decken. Dass Ziegler mit seiner Reform der wissenschaftlichen Denkweise bei seinen Fachgenossen wie bei der Universitätswissenschaft verschlossene Türen findet, ist ein Zeichen, wie gut seine Argumente sein müssen. Gegenwärtig arbeitet er an einer Farbenlehre; hoffen wir, dass diese das Werk wird, dass uns die exakte Begründung der Notwendigkeit des Odlichtes und der Odfarben bringt, auf die wir von dieser Seite her schon lange warten.

Der andere Besucher ist Fräulein Marie Ritter (Breslau), die Entdeckerin der neuro-dynamischen Heilmittel der Pflanzenwelt. Auch auf ihre Tätigkeit kommen wir in ausführlicher Arbeit zurück. Heute nur soviel, dass es ihr gelungen ist das wirkende Prinzip der Pflanzenstoffe auf den menschlichen Organismus in den Lumineszenzstoffen der Pflanzensubstanz zu entdecken. Darauf hat sie ein Verfahren gegründet diese Lumineszenz insonderheit giftfreier Pflanzensäfte bedeutend zu verstärken. Das Verfahren ist patentamtlich geschützt; die Heilstoffe sind im Handel. Gegenwärtig werden die von ihr hergestellten Tinkturen von ärztlicher Seite geprüft. Sie übersteigen, soweit ich mich bisher unterrichten konnte, alles, was wir an unmittelbarer Heilwirkung auf das Nervensystem besitzen mit Ausnahme des menschlichen Heilmagnetismus, der in allen seinen Phasen stets die Krone aller Heilmittel bleiben wird. Es hat nach den bisherigen Versuchen mit M. Ritters neuro-dynamischen Heilmitteln den Anschein, als stünden wir vor einer Epoche der Heilkunst, in der das Ideal des „heilenden“ Arztes nicht mehr unerreichbar erscheint.

Die Annahme der Hefte gilt als Fortsetzung des Abonnements. Von Band XII ab können wir Abbestellungen innerhalb des erscheinenden Bandes nicht annehmen. Für einzelne Hefte tritt der erhöhte Preis von 1.20 Mk. in Kraft. Bei Bestellungen gelten die Preise des letzten Prospektes.

Totenschau. — Zum Tode Dr. Robert Froebes. — Am 30. Juli auf der Sommerfrische in der Hinterbrühl bei Wien beschloss ein rastloses, den höchsten Zielen zugewandtes Leben seine körperliche Laufbahn. Wir hatten von Rob. Froebe noch viel erwartet. Sein Erstlingswerk war ja die Übersetzung der „Bibel des 20 Jahrhunderts", der Blavatsky'schen Geheimlehre! Wer sich so hohe Ziele steckt und sie mit soviel Kraft verwirklichen kann, wird der nicht noch höher steigen? Und doch ist ihm so bald eine Schranke errichtet worden. Das kleine Herz, das, wie man mir berichtet, durch okkulte Übungen angegriffen und geschwächt war, hat den üblen Einflüssen dieses Sommers nicht widerstehen können. Die Uhr lief ab. Und die Zeit, die sie durchlaufen hat, ist eine goldene gewesen. Am 9. November 1866 als Sohn des aus Eisenach gebürtigen, seit vielen Jahren in Wien ansässigen Kaufmanns Wilhelm Froebe in Wien geboren, bekam Froebe eine vorzügliche geistige Veranlagung mit auf den Weg. Als 3jähriger Knabe zeigte er schon ein bemerkenswertes Gedächtnis, dass sogar, wie nur selten, bis in sein erstes Lebensalter zurückreichte. 1875-83 besuchte er das Gymnasium zu Seitenstetten, dann ging er nach Wien und studierte Astronomie, Physik, Meteorologie, Geologie, Mathematik, Philosophie und orientalische Sprachen, besonders Sanskrit und Altägyptisch. 1889 kam er an die Universitätssternwarte, (1895 lernte ich ihn kennen, mitten in der Arbeit der Übersetzung der Geheimlehre); 1898 trat er in das hydrograph. Zentralbureau im Ministerium des Innern über. Über sein Wesen berichtet der „Zirkel" (Wien) nach biographischer und freimaurerischer Einleitung (Froebe trat 1899 in die Freimaurerloge Humanitas in Pressburg ein):

„Was er seinen Eltern, seiner Gattin, seinen Kindern, die aus seiner so glücklichen Ehe mit Irma Froebe, geb. v. Meyer, hervorgingen, bedeutete, kann hier leider nur berührt werden. Da zeigte sich besonders sein Wohlwollen, das ihn bei allen Meinungsverschiedenheiten und all seiner Erregbarkeit nie verliess und ihn auch in kleinen Dingen dazu trieb, dem Grundsatz zu entsprechen: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Sein Bestes aber, das seinem Ableben Bedeutung in den Augen Aller geben muss, denen das Menschentum nur eine Brücke zu höheren Daseinsformen ist, zeigte er in seiner humanistischen, vielleicht besser gesagt: religiös-philosophischen Tätigkeit. Eine Reihe von Vorträgen, die er in Bildungsvereinen, ferner in der theosophischen Gesellschaft hielt, sowie sein ganzes Eintreten für religiöses Leben im höchsten Wortsinne, zeigten, wie heiss ihm die Pflichterfüllung in seinem inneren Beruf am Herzen lag. Ihm ward diese Religion zum Leben selbst; sie stand nie, wie bei den Konfessionellen, nur neben seiner äusseren Tätigkeit. Eines seiner schönsten Gedichte zeugt davon:

Es ist ein Dienst, vor dessen Herrlichkeit
Der Toren Freiheit wie ein Schatten schwindet.
Ein Gottesdienst, der über Raum und Zeit
Die Edelsten zu einer Tat verbindet.

In ihn tritt ein, und gold'nes Licht erscheint
Auf deinem Pfad und setzt dich selbst in Flammen,
Dein Herz erstrahlt und mit dem All vereint
Schlägt es in eine grosse Glut zusammen.

Was nun geschieht, es ist dir einerlei,
Die Furcht verschwindet, täglich wirst du kühner —
Dein Wunsch ist nur: Was immer sein soll, sei!
Die Menschheit ist der Herr, der Mensch der Diener.

Und als Diener zeigte er sich auch immerdar, als Diener jenes Menschentums, das selbst im Dienst einer noch höheren Idee steht. Nur dieser Eifer machte es ihm möglich, das dreibändige Riesenwerk H. P. Blavatskys: „The secret doctrine", „die Geheimlehre" ins Deutsche zu übertragen. Das war keine gewöhnliche Übersetzung; die sinngetreue Übertragung erforderte eine ganz eigene Bücherei seltener Schriften und jahrelanges Aufgehen in den Gegenstand dieses Werkes, das sich als „Vereinigung von Religion, Philosophie und Wissenschaft" darstellt. Dass ihn ein Herzleiden dem Grabe immer näher brachte, das war sinnbildlich für sein ganzes Sein. Sein Herz umschloss ja das All'; so genügte denn das physische Werkzeug immer weniger. Wie bei vielen genialen Naturen musste das Instrument unter seiner Behandlung allzufrühe — für uns — versagen. Für uns, denn in seinem Sinne läge eine Trauer für den Dahingeschiedenen nicht; seine edelste Tätigkeit war ja dem Ziele gewidmet, die Menschen zu befreien von dem Aberglauben des Todes."

Uns hat er in seiner Übersetzung der Geheimlehre ein unvergessliches Denkmal hinterlassen. Ehren wir ihn, indem wir seine Arbeit ehren, lieben wir ihn auch über das Grab hinaus, indem wir seine Ideale, die ja auch die unseren sind, mit inniger Liebe umfassen und zu verwirklichen trachten. *P. Z.*

Aus Prag kommt die betrübende Nachricht, dass der rührige Vorstand der dortigen theosophischen Gesellschaft und Herausgeber der czechischen theosoph. Monatsschrift „Lotos", Alois Koch, gestorben ist. Auch in ihm ist unserer Bewegung ein lieber und tüchtiger Mitarbeiter verloren gegangen.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).



ANZEIGEN.





Theosophische Literatur.

Anderson, J., Reinkarnation . . . . 4.—
Arnold, Edw., d. Leuchte Asiens (Reclam) —.80
Besant, A., die uralte Weisheit, Grundzüge der theosoph. Lehren . . . . 5.—
—, im Vorhofe 1.50
—, der Mensch und seine Körper . . 1.—
—, die Zukunft, die unser wartet . . 1.—
—, der Tod und was dann? . . . . 3.—
—, Reinkarnation oder Wiederverkörperungslehre . . . . 3.—
—, die sieben Prinzipien od. Grundteile des Menschen. geb. . . . . . . 3.—
—, Geburt und Entwickelung der Seele 1.—
—, Karma 1.20
—, d. Denkvermögen. Seine Beherrschg., Entwickelung u. richtige Anwendung 3.—
—, d. Entwickelung d. Lebens u. d. Form 3.60
—, Geist und Welt. 7 Vorträge . . . 2.—
—, building of the Kosmos and other lectures 2.20
—, the Self and its sheaths 1.80
—, the Path of Discipleship. 1896 . 2.20
—, the three Paths to Union with God 1.20
—, Four great Religions: Hinduism, Zoroastrianism, Buddhism, Christianity 2.20
—, Dharma, or the meaning of Right and Wrong 1.80
—, the Story of the Great War; a condensed engl. prose version of the Mahabharata, the great epic of India 4.—
—, Avataras 2.20
—, Occultism, Semi-Occultism and Pseudo-Occultism . . . . 1.—
—, Emotion, Intellect and Spirituality 1.—
—, Individuality . . . . 1.—
—, Annie Besant, an Autobiography. Illustr. . . . . 5.—
—, Translation of the Bhagavad Gita 2.—
—, Theosophy and Imperialism . . . 1.—
—, ancient Ideals in modern life . . 2.20
—, some problems of life . . . . . 2.—

Collins, Mabel, Licht auf den Weg . 1.20
—, grüne Blätter . . . . —.60
—, das Lied von der weissen Lotos . 1.80
—, Lust und Schmerz . . . . —.50
—, durch das goldne Tor 1.50
Hartmann, Franz, Dr. med., weisse und schwarze Magie . . . . 7.—
—, Mysterien, Symbole und geistig wirkende Kräfte . . . . 7.—
—, Abenteuer unter den Rosenkreuzern 2.50
—, Karma . . . . 4.—
—, denkwürdige Erinnerungen . . . 4.—
—, unter den Adepten. M. 3 Bildnissen 3.—
—, unter d. Gnomen i. Untersberg. geb. 7.—
—, Erkenntnislehre der Bhagavad Gita 3.—
—, Jehoshua, der Prophet v. Nazareth 4.—
—, Geheimlehre in der christl. Religion 4.—
—, Lebendig begraben; Untersuchg. üb. Natur und Ursachen des Scheintodes 2.
—, Geheimschulen der Magie u. occulte Uebungen . . . . 1.—
—, die Mystik in Goethes Faust . . 3.—
—, Th. Paracelsus als Mystiker . . . 2.—
—, Th. Paracelsus, s. Leben u. s. Lehren 3.—
—, Th. Paracelsus' Medizin . . . . 3.—
—, populäre Vorträge über d. Geheimwissenschaft. Bd. I 1.80, Bd. II 2.—, zus. 3.80
—, der Yoga-Schlaf (Samadhi) . . . —.50
—, die Symbole der Bibel . . . . . 2.—
—, Reinkarnation . . . . —.60
Jasper, Niemand, Briefe, die mir geholfen haben . . . . 2.—
Judge, W. Q., das Meer der Theosophie 3.—
Leadbeater, C. W., Die Devachan-Ebene 1.20
—, Träume, theosoph. Studie . . . . 1.—
—, die Astralebene, ihre Szenerie, ihre Bewohner und ihre Phaenomene . . 1.40
—, unsichtbare Helfer . . . . . . 1.—
—, Man visible and invisible, examples of different types of men as seen by means of trained clairvoyance. With frontispiece, 3 diagrams and 22 colored illustrations, 141 pages. cloth 12.—



Im Verlag von Paul Zillmann

erscheint 1904:

I. Semester. **Marie Corelli,** Das Problem einer verirrten Seele.

Autorisierte Übersetzung aus dem Engl. von Helene Zillmann. Preis ca. **2.—** Mk

Marie Corelli, Liliths Seele. (2 Bände.)

Autorisierte Übersetzung aus dem Engl. von A. Bollert. Preis ca. **5.—** Mk

F. B. Dowd, Der Doppel-Mensch oder das Leben u. die Erziehung eines Mystikers.

Autorisierte Übersetzung aus dem Engl. von Helene Zillmann. Preis ca. **2.—** Mk

---

II. Semester. **Will. L. Garver,** Der Bruder des dritten Grades.

Autorisierte Übersetzung aus dem Engl. von Helene Zillmann. Preis ca. **3.—** Mk

Behandelt die Einweihung eines Mitgliedes einer esoterischen Brüderschaft in die okkulten Geheimnisse. Für Mitglieder theosophischer Gesellschaften eine Einweihungsschrift vorzüglichster Art. Das Werk wird bedeutendes und berechtigtes Aufsehen erregen.

Astrologisches Jahrbuch f. d. Jahr 1905.

Preis 1.— Mk

Die für 1904 geplante Ausgabe des Astrolog. Jahrbuches musste leider unterbleiben, da die Vorbereitungen wesentlich umfangreicher sich gestalteten, als vorauszusehen war. Die Ausgabe des neuen Werkes findet Oktober 1904 statt. Die bisher eingelaufenen sehr zahlreichen Bestellungen, die das grosse Interesse für dieses neue Unternehmen bekunden, werden wir durch die Zusendung des Jahrbuchs für 1905 erledigen.





